



TIMBUKTU.

ERSTER BAND.





الحمد لله

نامر الواقف عليه من عمالنا وولاة امرنا المعتز بالله ان يوجه مع
حامله الحكيم الالماني من يصحبه الكفاية من اهل النجدة والخير والعبيد
والمروءة من اخوانه يتعنون معه ويحرسونه حتى يتجول ببلادهم ويجول
بها ويأخذ من نباتها ما يحتاج له وان يوصوا به خيرا ولا يقصر من
الاعتناء بشانه والمبرة به مدة جولانه بارضه ويكون على بال من
حراسته ليلا ونهارا ولا يتركه يصل لمحل المخاطرة ويبينها له من
في عمالته ويحذره من الوصول اليها ويبصره في امثالها وحيث يفرغ غرضه
من بلاده يوجه معه من يوصله لعامل القبيلة المجاورة له التي يريد
التوجه اليها والسلام في متم ذي الحجة عام 1296

(Uebersetzung.)

Preis sei Gott!

Allen denjenigen unserer Amile und allen Personen, welche unter unsern, des von Gott Erhöhten, Befehlen stehen, denen dieser Erlass zu Gesichte kommt, befehlen Wir, den Inhaber desselben, den deutschen Gelehrten, durch Leute begleiten zu lassen, geeignet ihm für seine Zwecke nützlich zu sein; ihm zu helfen und ihn zu schützen, so lange als er in ihren Districten reist, um Pflanzen zu sammeln, deren er bedarf; ihn mit guten Empfehlungen zu versehen, ihm während seiner Reise in ihren Gebieten alle schuldige Rücksicht zutheil werden zu lassen, stets, Tag und Nacht, mit Aufmerksamkeit für seine Sicherheit zu sorgen, ihn nicht durch gefährliche Gegenden zu führen, ihn vor denselben zu warnen und ihn von denselben zurückzuhalten und nach Beendigung seiner Reise in ihren Districten, ihn zum Amil des nächsten Stammes geleiten zu lassen, wohin er sich zu begeben wünscht.

Friede (sei mit Euch!)

Am 30. Zil-Hedscheh 1296.

GELEITSBRIEF SR. SCHERIFISCHEN MAJESTÄT DES SULTANS MULEY HASSAN VON MAROKKO. I.

TIMBUKTU.

REISE

DURCH

MAROKKO, DIE SAHARA UND DEN SUDAN

AUSGEFÜHRT IM AUFTRAGE DER

AFRIKANISCHEN GESELLSCHAFT IN DEUTSCHLAND

IN DEN JAHREN 1879 UND 1880

VON

DR. OSKAR LENZ.

ERSTER BAND.

MIT 29 ABBILDUNGEN UND 1 KARTE.



LEIPZIG:

F. A. BROCKHAUS.

1884.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

DEN MANEN

DES MEISTERS DER WISSENSCHAFTLICHEN AFRIKA-FORSCHUNG

HEINRICH BARTH.



VORWORT.

Im Herbst des Jahres 1879 wurde mir von der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" der Antrag gestellt, eine Reise nach Marokko zu unternehmen, um womöglich zu einer nähern Kenntniss des Atlasgebirges beizutragen. Von Anfang an hatte ich aber schon den Gedanken, dem Unternehmen einen grössern Umfang zu geben, und als sich meiner Ansicht nach die Aussichten zu einer Wüstenreise nach Timbuktu ziemlich günstig gestalteten, wurden mir auch von der Gesellschaft in liberalster Weise grössere Mittel zur Verfügung gestellt. Freilich ahnte ich damals noch nicht, dass die Expedition einen so überaus günstigen Erfolg haben würde: nicht nur die Erreichung des so viel erstrebten und so selten erreichten Timbuktu auf neuen Wegen gelang mir, sondern es war mir auch vergönnt, von diesem wichtigen Handelsplatze aus nach Senegambien zu kommen, eine Route, die gleichfalls völlig neu ist. Ich habe hiermit gezeigt, dass man Timbuktu sowol von Norden her wie auch vom Senegal aus erreichen kann, und ich möchte meine Reise nur wieder als einen neuen Beweis dafür hinstellen, dass Einzelreisende mit dem Minimum von Ausrüstung in Afrika in der Regel grössere Erfolge erringen

können als vielköpfige, möglichst complicirt und umfangreich ausgerüstete Expeditionen. Natürlich gilt dies nur von wirklichen geographischen Entdeckungsreisen, bei denen das Anlegen von naturwissenschaftlichen Sammlungen und die exacteren linguistischen und ethnographischen Studien erst in zweiter Linie berücksichtigt werden können.

Trotzdem hätte ich nicht so unerwartete Erfolge gehabt, wenn mir nicht von so vielen Seiten die ausgiebigste Unterstützung meines Unternehmens zutheil geworden wäre, und ich kann nicht umhin, den Männern, welchen ich das Gelingen meiner Expedition mit verdanke, an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen. In erster Linie sind dies meine Begleiter und Dolmetscher Hadsch Ali Butaleb und Cristobal Benitez sowie der treue marokkanische Diener Kaddur. Von wesentlichem Vortheil für mich war ferner der mir von dem Sultan von Marokko, Muley Hassan, ausgestellte Geleitsbrief. Dass dieser Brief energischer und eindringlicher ausgefallen war, als es sonst Sitte ist, verdanke ich aber vor allem dem kaiserlich deutschen Ministerresidenten in Tanger, Herrn Theodor Weber, der sich infolge seines Gerechtigkeitssinnes bei Volk und Regierung in Marokko des grössten Ansehens erfreut und der mich überhaupt in liebenswürdigster und uneigennützigster Weise mit Rath und That unterstützt hat, ebenso wie der Kanzler der Legation, Herr Tietgen.

Freundliche Unterstützung und Mithülfe wurde mir ferner zutheil von dem englischen Ministerresidenten Sir Drummond Hay, dem österreichisch-ungarischen Consul Dr. Schmidl und den Herren Hässner und Joachimsson, sämmtlich in Tanger, sowie von den deutschen Consuln, Herren Schott in Gibraltar und Brauer in Mogador.

Ich kann nicht umhin, auch der ebenso liebenswürdigen als ehrenvollen Aufnahme zu gedenken, die ich in den französischen Militärposten am Senegal sowie in der Hauptstadt Senegambiens, Saint-Louis, fand. In Medina erhielt ich die ausgiebigste Unterstützung von dem damaligen Festungscommandanten, Artillerielieutenant Pol, einem wackern und gebildeten Offizier, der leider wenige Monate später, nachdem er sich der Expedition des Obersten Desbordes angeschlossen hatte, in einem Kampfe mit den Eingeborenen gefallen ist, und den Aerzten Dr. Roussin und Dr. Colin. Der Commandant des Kriegsschiffes „Archimède“, Mr. de Barbeyrac-Saint-Maurice, sowie seine Offiziere suchten mir die Rückreise auf dem Senegal so angenehm wie möglich zu machen, und in Saint-Louis wurde ich sowol von dem Gouverneur, General Brière de l'Isle, wie auch von der Civilbevölkerung aufs glänzendste empfangen und in jeder Weise ausgezeichnet und unterstützt.

Das Reisewerk selbst zerfällt naturgemäss in zwei Theile. Der erste Band enthält die Schilderung der Reise durch das cis- und transatlantische Marokko bis zu dem mehr oder weniger unabhängigen Staat des Sidi Hescham; daran schliesst sich eine Darstellung der staatlichen, socialen und politischen Verhältnisse des marokkanischen Reiches, die vermuthlich manches Neue bieten wird. Der zweite Band behandelt die Reise durch die Wüste nach Timbuktu und von da zum Senegal und enthält am Schlusse die Besprechung einiger Fragen (Wüstenbahnen, ehemalige Bewohnbarkeit der Sahara u. s. w.), die neuerdings vielfach ventilirt werden.

Der erste Band enthält eine Uebersichtskarte, im zweiten Band sind die detaillirten Itinerare der ganzen

Reise. Was die letzteren betrifft, so konnten dieselben nur nach Aufnahmen mit Bussole und Uhr hergestellt werden. Zu Höhenmessungen benutzte ich Aneroid- und Thermohypsometer. Das Mistrauen der Bevölkerung ging so weit, dass ich häufig die Tagebuchnotizen nur während der Nacht, wenn alles schlief, schreiben konnte, und oft kam es vor, dass ich mich nicht einmal nach dem Namen einer der durchzogenen Ortschaften erkundigen durfte; insbesondere gilt das von der Strecke Timbuktu—Medina, die auch manche Lücke aufweist. In Bezug auf die Abbildungen sei bemerkt, dass dieselben grösstentheils nach Photographien hergestellt wurden, zum kleinern Theil nach eigenen Skizzen, die ich nach meiner Rückkehr in einer zur Publication geeigneten Weise ausführen liess.

Wien, im März 1884.

Dr. Oskar Lenz.

INHALT DES ERSTEN BANDES.

ERSTES KAPITEL.

TANGER.

ZWEITES KAPITEL.

TETUAN UND DIE LANDSCHAFT ANDSCHIRA.

DRITTES KAPITEL.

REISE NACH FÂS.

VIERTES KAPITEL.

FÂS, DIE RESIDENZ DES SULTANS MULEY HASSAN.

FÜNFTES KAPITEL.

MIKNÂSA, ZARHUNGEBIRGE UND RUINEN VON VOLUBILIS.

SECHSTES KAPITEL.

REISE NACH SELÂ UND RABAT.

SIEBENTES KAPITEL.

VON RABAT NACH MARRAKESCH.

ACHTES KAPITEL.

MARRAKESCH EL-HAMRA.

NEUNTES KAPITEL.

REISE ÜBER DEN ATLAS.

ZEHNTES KAPITEL.

TARUDANT UND WAD SUS.

ELFTES KAPITEL.

REISE IN DAS LAND DES SIDI HESCHAM.

ZWÖLFTES KAPITEL.

MAROKKO ALS STAAT.

DREIZEHNTES KAPITEL.

MAROKKO ALS STAAT. (SCHLUSS.)

ABBILDUNGEN IM TEXT.

SEPARATBILDER.

ERSTES KAPITEL.

TANGER.

Der Felsen Gibraltar. — Die Stadt. — Communication. — Fahrt nach Tanger. — Lage der Stadt. — Ankunft. — Douane. — Tingis. — Geschichte. — Römische Reste. — Festung. — Deutsches Ministerpalais. — Qasba. — Gefängnisse. — Fremde Vertreter. — Sidi Bargasch. — Scherif von Wasan. — Bevölkerung Tangers. — Kleidung. — Handel und Industrie. — Postwesen. — Kirchen und Spitäler. — Moscheen und Schulen. — Soko. — Gebel el Kebir. — Europäische Colonie. — Ein Kronprätendent. — Maler Ladein. — Abenteurer. — Ausflug nach Cap Spartel. — Herculeshöhlen. — Mühlsteinfabrikation. — Der Leuchtthurm. — Sidi Binzel. — Aussicht vom Cap. — Rückweg nach Tanger.

Schroff und unvermittelt erhebt sich der Felsen Tarik's — Gebel el Tarik, woraus der Name Gibraltar entstanden sein soll — an der Grenze zweier Meere und zweier Continente, und drohend schauen die Hunderte von Geschützen, welche in seinem Riesenleibe verborgen sind, herab auf die Meerenge gleichen Namens, in der die zahlreichen weissen Segel friedfertiger Handelsschiffe hell und freundlich in der Sonne erglänzen. Es ist ein schönes und interessantes Stück Erde, diese Strasse von Gibraltar, in der die blauen Fluten der Mittelländischen See sich den hereinströmenden Wogen des Atlantic vermählen, und reich an historischen Erinnerungen. Alte phönizische Schiffer und Colonisten nannten diesen sowie den schrägüberliegenden zweiten Felsen (das heutige Ceuta) die „Säulen des Melkart", des phönizischen National-

gottes, des Gottes der wohlthätigen Sonne und des Protectors der Seeleute und Colonisten. Es war eine phönizische Erfindung, Vorgebirge, die als Zielpunkte für die Schiffahrt oder auch als Grenzpunkte verschiedener Meere dienten, über die hinaus man sich lange Zeit hindurch nicht wagte, durch Thürme oder Säulen zu bezeichnen. Danach nannte man dann die ganze Gegend die „Säulen". Die Griechen liessen ihren Nationalhelden Herakles, der oft die Stelle des phönizischen Melkart vertritt, die Landenge zwischen dem Atlantischen und dem Mittelländischen Meere zerreissen und nannten die beiden stehen gebliebenen Felsen ihm zu Ehren Ἡρακλέους στῆλαι, die Säulen des Hercules. Für die so entstandene Meerenge hatten die Römer später den Namen Fretum Gaditanum, die Enge von Gades (das heutige Cadiz), der Felsen und die daranliegende Stadt Gibraltar aber hiess Mons Calpe. Als dann im Jahre 711 unserer Zeitrechnung die alles erobernden Araber die Meerenge übersetzten, sich hier niederliessen und von da aus ihre Züge nach Spanien unternahmen, nannte man, wie Ibn Batuta, der grosse arabische geographische Schriftsteller berichtet, diesen Berg den „Siegesberg", oder auch nach dem Feldherrn Tarik, Sohn des Abdallah Zenati, Gebel el Tarik, woraus sich endlich unser gegenwärtiger Name Gibraltar ableiten lässt. So trennt nun die Strasse von Gibraltar die Pyrenäenhalbinsel von Afrika in ähnlicher Weise, wie die Strasse von Bab el Mandeb die Halbinsel Arabien vom afrikanischen Festlande scheidet.

Seit dem Jahre 1704 haben die Briten Gibraltar besetzt und im Laufe der Zeit zu einer fast unüberwindlichen Festung umgeschaffen; der mehr als 400 Meter steil aus dem Meere aufsteigende Felsen, der nur durch eine schmale sandige Landzunge mit dem hispanischen Festlande verbunden ist, bietet an und für sich keinen günstigen Hafen, wol aber die ganze tief ausgehöhlte Bucht von Algesiras, die im Osten

durch den Felsen von Gibraltar abgeschlossen wird; hier sammeln sich denn oft Hunderte von Segelschiffen an, die auf einen günstigen Ostwind warten (Levante), um aus dem Mittelmeer hinaus in den weiten Ocean getrieben zu werden. Eine starke Strömung ergiesst sich von letzterm durch die Strasse von Gibraltar in das Mittelmeer und zieht sich längs der nordafrikanischen Küste weit nach Osten; auf diese Weise wird verhindert, dass das Mittelmeer einer ähnlichen Wasserverminderung unterliegt wie der Kaspi-See. Eine solche Wasserabnahme aber würde eintreten, da die Hauptmasse der Mittelländischen See von verhältnissmässig nur wenig Flüssen genährt wird und die Verdunstung auf der fast 50000 Quadratmeilen umfassenden Fläche eine sehr bedeutende ist. Diese Meeresströmung andererseits macht es den nach Westen ziehenden Segelfahrzeugen schwer, weiter zu kommen, und so müssen diese oft wochenlang liegen bleiben, bis ein günstiger Ostwind sich erhebt. Dann aber ist es ein prächtiger Anblick, Hunderte von Schiffen in allen Grössen, mit vollen weissen Segeln, die Strasse passiren zu sehen, um sich weiterhin im Atlantischen Ocean nach allen Richtungen hin zu zerstreuen.

Die Stadt Gibraltar, dicht am Fusse des höhlenreichen Felsens gelegen, bietet als solche wenig Interessantes. Sie hat den Charakter von all den verschiedenen englischen Festungen, wie sie sich an den meisten Meerengen und wichtigsten Passagepunkten finden. Die Civilbevölkerung spricht zwar vorherrschend spanisch, aber das englische Militär herrscht natürlich überall vor. Der Handel soll bei weitem nicht mehr so bedeutend sein wie ehemals; Spanien, dessen Schmerzenskind Gibraltar ist und das sich mit dem auf afrikanischem Ufer gelegenen Ceuta behelfen muss, hat durch Herabsetzung der Zölle den überaus schwunghaften Schmuggel von englischen Waaren nach Spanien ruinirt. worüber sich das „rock-people“ oder die „rock-scorpions“

wie die Bewohner halb englischer, halb spanischer Abkunft vulgär genannt werden, sehr grämen.

Dass englischer Einfluss der herrschende ist, merkt jeder Fremde an der Reinheit und dem propren Aussehen der Strassen, Plätze und Gartenanlagen. Beim Wasserthor befinden sich trefflich gehaltene Markthallen, regelrecht und wohlgeordnet in Quartiere getheilt, mit den gefällig arrangirten Naturproducten einer wärmern Zone. Im Gegensatz zu dem Schmuz, der Unsauberkeit und dem unerträglichen Geruch von einem überaus mannichfaltigen Gemisch von halbverwesten und verfaulten Nahrungsmitteln, wie es sich so häufig auf den Marktplätzen südeuropäischer Städte findet, herrscht in den englischen Colonien eine musterhafte Ordnung.

Recht hübsch ist auch die Alameda, die öffentliche Promenade, ein mit Bäumen bepflanzter und mit Ruhebänken versehener und geebneter Platz etwas ausserhalb der Stadt, wo fast täglich Militärmusik abgehalten wird und wo sich gegen Abend die „Gesellschaft" Rendezvous gibt. Wunderbar schön ist der Blick von dem Felsen aus auf das gegenüberliegende afrikanische Festland. Mächtig überragen die Kalkmassen des Gebel Musa (Mosesberg) oder auch Affenberg genannt, die umliegenden Mittelgebirge; nach Osten und Süden hin erstrecken sich die Gebirgslandschaften des östlichen Marokko, und der er-rîf genannte Gebirgszug, verrufen wegen der Wildheit seiner Berberbevölkerung, in der That eins der unzugänglichsten Gebiete Afrikas; nach Westen zu aber verflachen sich allmählich die Höhen in der Richtung nach Tanger, wo dann die Küste des afrikanischen Continents scharf nach Süden umbiegt.

Der Felsen von Gibraltar ist, oder wol besser war auch in naturhistorischer Richtung merkwürdig, da er der einzige Punkt in Europa ist, wo sich noch Affen wild finden; der erwähnte gegenüberliegende Gebel Musa verdankt seinen

Beinamen Affenberg gleichfalls dem Umstande, dass in seinen Wäldern noch eine kleine Affenart vorkommt, wenn auch heutzutage nicht mehr sehr häufig. Ebenso sind die zahlreichen und theilweise grossen Höhlen im Felsen von Gibraltar interessant durch Funde ausgestorbener prähistorischer Thierreste. Viele dieser natürlichen Höhlen im Kalkstein haben die Engländer zu ihren grossen Galerien, in denen die gewaltigen Kanonen aufgestellt sind, mitbenutzt. Einstürze in diesen Höhlen sollen übrigens infolge der Erschütterung beim Schiessen mit den zahlreichen (gegen 700) Kanonen recht häufig vorkommen. Was das Vorkommen dieses Affen betrifft (*Macacus Inuus*, den schon Plinius beschreibt), so liegen wol keine zwingenden Gründe vor, dasselbe auf eine Zeit zurückzuführen, als Europa und Afrika noch miteinander verbunden waren. Man weiss, dass der englische Gouverneur Sir William Codrington einmal eine Anzahl Affen aus Tanger kommen liess und sie in Gibraltar in Freiheit setzte; es sollen damals nur noch vier Exemplare auf dem ganzen Felsen gewesen sein, und um das völlige Aussterben zu verhindern, hat man frische Exemplare kommen lassen. Auf dieselbe Weise sind wol auch die ersten Affen nach Europa gekommen, wahrscheinlich zuerst durch die Araber. Die arabischen Geographen und Historiker des Mittelalters beschreiben sehr ausführlich die hispanische Halbinsel und ihnen würde ein so merkwürdiges isolirtes Vorkommen einer bekannten Thierart gewiss nicht entgangen sein. Sie erwähnen aber der Affen nicht, woraus man wol schliessen muss, dass im 13. Jahrhundert die Affen noch nicht in Gibraltar oder bereits wieder ausgestorben waren, und dass erst später wieder solche von der Nordküste Afrikas eingeführt worden sind.

Das Klima von Gibraltar ist ein mildes und haben vierzehnjährige Beobachtungen ein Mittel von 17,3° gegeben. Unter Null fällt das Thermometer wol äusserst selten, dagegen

steigt es in den Sommermonaten Juli, August und September bedeutend. Wenn auch das Sommermittel nur 24° ist, so soll doch durch die strahlende Wärme des mächtigen Kalkfelsens oft eine unerträgliche Hitze entstehen. Winde sind häufig, aber auch die Niederschläge sind reichlich und ist das Jahresmittel 757 mm. Jedenfalls muss die gegenüberliegende afrikanische Küste als klimatisch angenehmer und gesünder bezeichnet werden, ja dieselbe gehört zu den in dieser Beziehung bestgelegenen Theilen Afrikas.

Gibraltar als „Einbruchstation“ für die das Mittelländische Meer überflutenden englischen Touristen wird während des Winters sehr häufig besucht, und mancher, der die rauhe Jahreszeit in einem milden Klima zubringen will, bleibt hier für einige Zeit, obgleich die Stadt so gut wie nichts bietet, um das Leben zu verschönern und zu erheitern. Es gibt zwar einige englische Clubs, mit tadellos saubern wohlgefüllten Bücherkästen, Lesezimmern und Spielzimmern, in denen sich einige wenige würdige alte Herren manchmal versammeln, aber einem solchen Club haftet die tödlichste Langeweile an. Da der Ort Festung ist, so werden die Stadtthore zeitig geschlossen und der Fremde ist dann auf die übrigens nicht einmal guten Hotels angewiesen. Ein Theater existirt allerdings, es ist aber nur zeitweise eine Truppe von Schauspielern anwesend; das Gebäude dient dann auch zu Schaustellungen aller Art.

Sehr bedeutend ist in Gibraltar der Detailhandel mit importirten Lebensmitteln, Conserven u. s. w. aller Art; es verproviantiren sich nicht nur viele Schiffe daselbst, sondern die Einwohner und die grosse Garnison selbst, die ganz auf die Einfuhr von Nahrungsmitteln angewiesen sind, absorbiren sehr viel; auch als Kohlenstation für Kriegs- und Handelsdampfer ist der Platz wichtig.

Am Nordende der Stadt sieht man noch die von den Arabern erbauten Befestigungsmauern in steilen Zickzack-

linien den Berg hinaufsteigen, sowie einen uralten Thurm, den Rest eines vor mehr als tausend Jahren erbauten Castells. Heute sind diese trümmerhaften Fortificationen aus mohammedanischer Periode werthlos und gehen immer mehr ihrem Verfall entgegen; denn weiter nach oben zu finden sich die modernen Befestigungsbauten der Engländer, die auf diesen Schlüssel des Mittelmeeres im Laufe der Zeit ungeheuere Summen verwendet haben und noch verwenden. Natürlich können selbst die weittragendsten englischen Geschütze die ganze Breite der Strasse nicht beherrschen (dieselbe variirt zwischen 20 und 37 km), wol aber vermag eine starke Flotte, mit Gibraltar im Hintergrunde, die Verbindung zwischen den beiden Meeren für längere Zeit zu unterbrechen, und daher das Bestreben Englands, den schon so furchtbar stark befestigten Felsen noch stärker und unbezwinglicher zu machen. Hierzu trägt übrigens auch die vollständige Isolirung des Platzes bei, und noch haben die Engländer nicht gestattet, dass Gibraltar durch eine Eisenbahn von Malaga oder von Cadiz her mit der übrigen Welt verbunden würde; man kann nach Gibraltar nur mit dem Schiff gelangen, denn der spanische Weg, welcher von Cadiz nach Algesiras und von da längs dieser schönen Bai an San-Roque vorüber und über das „neutrale Terrain", ein schmaler sandiger Streifen Landes zwischen den spanischen Zollhäusern und denen der Engländer, nach Gibraltar führt, ist lang und beschwerlich. Für eine Unterhaltung der Strasse wird nichts gethan und die Postkarren sind wahre Marterwerkzeuge. So gibt es aber sowol von Cadiz und Malaga aus wie auch von den umliegenden andern Küstenplätzen einen täglichen Verkehr mit kleinen, unsaubern, aber verhältnissmässig sehr theuern Küstendampfern.

Auch eine regelmässige Dampferverbindung zwischen Gibraltar und Tanger an der afrikanischen Küste existirt und zwar täglich mit Ausnahme Freitags; es sind die drei

kleinen Schiffe „Hercules“, „Lion Belge“ und „Jakal“, alte abgenutzte Fahrzeuge, von denen das erstgenannte noch das relativ beste ist. Auch die Dampfer der grossen Mittelmeerlinien, die von Marseille ausgehen und eine Reihe spanischer, algerischer und marokkanischer Küstenplätze anlaufen, berühren sämmtlich Gibraltar, sodass für eine Ueberfahrt an die afrikanische Küste genügend gesorgt ist.

Es war im November des Jahres 1879, als ich in Gibraltar ankam, um von da aus nach Marokko zu gehen. Die Fahrt, schräg über die Strasse, dauert unter normalen Verhältnissen höchstens vier Stunden und ist meist eine angenehme und interessante. Auf spiegelglatter See fährt der Dampfer längs der malerischen südspanischen Küste dem fremden Erdtheil zu, bei herrlichem Himmel und milder Luft. Steil steigen die kahlen Berge aus dem Meere empor, oft nur einen schmalen Streifen längs des Ufers freilassend, auf dem Oliven und Obstbäume, Getreide und Wein üppig fortkommen, und freundlich blicken die vereinzelten grellweissen Landhäuser aus dem umgebenden Grün hervor. Die mannichfachen Gestalten an Bord und deren Treiben erregen stets die Neugierde und das Interesse des Neulings in jenen Gegenden: der ernste schweigsame Araber, in ein feines weisses Hayak gehüllt, mit mächtigem weissen Turban kauert theilnahmlos auf dem Deck und nichts lässt merken, wie sehr er sich mit dem Gewinn beschäftigt, den er aus seinen letzten Geschäften mit den Ungläubigen gemacht; der ewig bewegliche, ewig schachernde marokkanische Jude, in den decennienalten schmierigen Kaftan gehüllt, ein kleines schwarzes Käppchen auf dem Hinterhaupt, oder auch den Kopf in ein grosses Taschentuch gehüllt, nach Art der Hökerweiber, berechnet gleichfalls, lebhaft gesticulirend, mit seinen Kameraden, um wieviel er Araber und Christen gemeinsam übervortheilt hat; der Ackerbauer oder Kleinhändler aus Andalusien, in der schmuzigen, aber kleidsamen Tracht

seines Landes, sieht theilnahmlos zu; dann der mit allem touristischen Raffinement, mit den wunderbarsten Jagd- und Angelgeräthen ausgerüstete Amerikaner, der sich durch möglichst auffällige Kleidung auszuzeichnen sucht; die selten fehlende bleiche elegische Miss, die so vieles *shocking* findet; der stets gefällige internationale Commis voyageur — das alles gewährt dem stillen Beobachter eine Fülle des Genusses. Ein anderes Bild aber gewährt der kleine schlechte Küstendampfer, wenn heftiger Ostwind (Levante) dem eindringenden atlantischen Strome entgegenweht. Dann wird das alte abgenutzte Schiff, das den Verkehr zwischen Gibraltar und Tanger vermittelt, herumgeworfen, dass man glaubt, es müsse jeden Augenblick auseinanderbersten. Auf und nieder und in Achterbewegung wird es von den kurzen Wellen gestossen, die sich laut platzend über das Deck ergiessen und durch die meist schadhaften Kajütenfenster und die schlecht verschlossene Treppe hinab in die Kajüte fliessen, wo sie die unregelmässig auf dem Boden herumliegenden Effecten der Reisenden gleichmässig durchnässen. Laut jammernd liegen die hispanischen Juden auf den Knien und rufen Jehovah an; resignirt ruft der Araber sein Allah Kebir, er ist ja sicher, dass er, wenn er in den tosenden Fluten sein Grab finden sollte, bald darauf in sein Paradies eingehen wird, wo in schönen, quellenreichen Gärten Jungfrauen seiner warten, schlank und grossäugig, denn das verspricht der Quran dem Gläubigen. Der europäische Tourist aber liegt meist in jenem unbeschreibbaren Zustande, in welchem nichts in der Welt sein Interesse erregen kann; alles ist ihm gleichgültig und höchstens ermannt er sich zu einem Ausruf, der in directem Gegensatz zu den Gebeten seiner Mitpassagiere steht.

Aber das Schiff geht nicht unter; der übermüthige Neptun hat stets ein Einsehen und lässt die sich ihm Vertrauenden sicher landen. Allmählich wird die See ruhiger,

das Stampfen des Schiffes, das Stöhnen und Krächzen der Schiffswände und das Jammern der Seekranken wird stiller, die Küstenlinien Spaniens verschwinden mehr und mehr, näher rücken die Gebirge des afrikanischen Rîf, immer prächtiger erheben sich die weissen Kalkmassen des Gebel Musa aus den umgebenden Hügelreihen hervor, und eine weite, ruhige Bucht thut sich auf, in deren Hintergrund die weissen Häuser Tangers terrassenförmig ansteigen. Selten braucht das Schiff länger als vier Stunden zur Ueberfahrt, und wenn grössere Verspätungen eintreten, dann sind in der Regel weniger die Naturgewalten daran schuld als die Herren Kapitäne. Dieselben behalten sich nämlich die Freiheit vor, unterwegs noch ein kleines Geschäftchen zu machen. Es kommt gar nicht so selten vor, dass Segelschiffe vor der Strasse von Gibraltar liegen und nicht hereinkommen können, oder umgekehrt andere wegen herrschenden Gegenwindes nicht hinaus können; diese geben dann durch Signale zu erkennen, dass sie einen Schleppdampfer suchen. Die Kapitäne der zwischen Gibraltar und Tanger verkehrenden kleinen Dampfer beeilen sich dann, ohne Rücksicht auf ihre Passagiere, den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen gegen einige hundert Francs Bezahlung. Die Reisenden aber, die vielleicht gern zu einer bestimmten Stunde in Tanger oder Gibraltar sein möchten, haben dann das Vergnügen, umsonst eine Fahrt in den Atlantischen Ocean zu unternehmen. Mir selbst passirte einmal etwas Derartiges. Um 12 Uhr mittags sollte der „Hercules“ von Gibraltar abgehen, die Passagiere waren schon an Bord, als wir durch ein verdächtiges Herumschauen mit dem Fernrohr seitens des Kapitäns aufmerksam wurden, dass irgendetwas vorgehe. Und so war es auch, ein Segelschiff signalisirte um einen Schlepper. Sofort setzten sich „Hercules“ und ein anderes kleines Schiff in Bewegung und begannen einen Wettlauf um den Gewinn. Wir wurden mit einem



ANSICHT VON TANGER.

I. S. 10.



Boot ans Land geschickt und bekamen die Erlaubniss, am Ufer zu warten, bis das Schiff hereingebracht worden war! Nach drei Stunden kam denn auch der brave „Hercules" zurück und statt um 4 Uhr kamen wir um 7 Uhr nach Tanger, nachdem wir auf den glühenden Steinen des Hafens die Zeit so angenehm wie möglich verbracht hatten! Das sind so goldene Rücksichtslosigkeiten, die sich die englischen Dampfschiffgesellschaften in Gibraltar erlauben können, ohne fürchten zu müssen, zur Verantwortung gezogen zu werden; der Verkehr ist eben kein grosser. Aber wenn wenigstens die Schiffe besser wären. Der „Hercules" ist der einzige, dem man sich bei schlechter See allenfalls anvertrauen kann; aber „Jakal" und „Lion Belge" sind schon äusserst bedenkliche Fahrgelegenheiten. Uebrigens kommt es jährlich mehreremal vor, dass bei recht schwerem Seegang die Verbindung Tangers mit Europa tagelang unterbrochen wird; besonders bei Ostwind, wenn dieser die Fluten des sonst ruhigen Mittelmeeres den aus dem Atlantic hereinströmenden Wogen entgegenwälzt.

Tanger liegt an der westlichen Seite einer schönen, seichten Bucht, auf felsigem Boden, und zwar sieht man die stark aufgerichteten eocänen Nummulitenschichten in steilen Felsen direct vom Hafen aus aufsteigen. Weiter nach Westen hin erheben sich die Hügel allmählich bis zu den mit Zwergeichen und zahlreichem Gesträuch bedeckten Gebel Kebir, gewöhnlich der Monte genannt, dessen Fortsetzung das Vorgebirge Cap Spartel bildet. Auf der gegenüberliegenden Seite der Bai, nach Osten zu, ist das sandige Ufer flach und eben, aber im Hintergrunde erblickt man die Berge der Landschaft Andschira mit dem alles überragenden Gebel Musa. Der Anblick der Stadt vom Schiff aus ist recht freundlich. Im üppigen Grün prangende Gärten, Weizen- und Gerstenfelder und langgezogene Cactushecken bedecken die Abhänge, Heerden von Ziegen, Schafen und

Rindern weiden auf den Grasebenen und hier und da erblickt man ein vereinzeltes Dorf mit schmuzigen, zerfallenen Lehmhütten. Rechts aber vom Beschauer schliesst die hochgelegene Citadelle von Tanger, die Qasba, das Bild. Das Ufer ist flach und sandig, und die Schiffe liegen ein Stück von demselben entfernt; eine Anzahl grosser Boote nähert sich demselben, erst das marokkanische Sanitätsboot mit rother Flagge, dann aber entleeren die übrigen Fahrzeuge einen Haufen jüdischer und arabischer Lastträger, die einen Kampf um die Gepäckstücke der Reisenden beginnen. Bei Ebbe können diese Boote nicht einmal bis ans Ufer, sondern die Passagiere müssen sich den kräftigen Schultern ihrer dunkeln Ruderer anvertrauen, die sie bis zu einer Art Brücke tragen, auf der man dann ohne weitere Fährlichkeiten afrikanischen Boden betreten kann.

Es war am 13. November 1879, als ich hier, begrüsst vom Kanzler des deutschen Vertreters für Marokko, anlangte; noch wusste ich nicht, dass es der Ausgangspunkt einer grossen, überaus glücklichen und erfolgreichen Reise werden würde: war doch der ursprüngliche Plan nur der, innerhalb der Grenzen Marokkos geologische Untersuchungen vorzunehmen.

Die Bucht von Tanger ist für Schiffe überaus günstig und jedenfalls viel besser als die offene Rhede von Gibraltar; sie ist zwar den Nord- und Nordostwinden ausgesetzt, bildet aber trotzdem den besten Hafen von ganz Marokko und ist jederzeit für Schiffe zugänglich. Ein Felsenriff tritt bei niedrigem Wasserstande zu Tage, das recht gut zur Anlage von Molen benutzt werden könnte, wodurch ein Binnenhafen entstände, der der Schiffahrt sehr günstig wäre. Aber für so etwas haben Araber weder Sinn noch Verständniss; zu dem Zweck müsste der Platz in den Händen einer europäischen Seemacht sich befinden, die hier leicht einen bequemen Zufluchtsort für Schiffe, mit Kohlenstation u. s. w. einrichten könnte.

Wenige Schritte vom Hafen befindet sich das marokkanische Zollhaus, eine offene Halle, und auf dem Platze davor, der stets mit einer Masse von Waarenballen bedeckt ist, herrscht ein buntes und lautes Leben und Treiben. Eine Menge schreiender und zankender Lastträger aller Confessionen und aller Farben treibt sich dort herum, vom dunkeln kraushaarigen Neger des Sudân angefangen bis zum blonden blauäugigen Rifioten, dem Nachkommen der alten Vandalen; in olympischer Ruhe aber sitzen die arabischen Beamten, in feine Hayaks gehüllt, riesige weisse Turbane auf dem geschorenen Haupte, und dirigiren schweigend das Ganze. Ihnen zur Seite sind einige spanische Zollbeamte gegeben, da Spanien seit dem letzten Kriege das Recht hat, die marokkanischen Zolleinnahmen mitzuverwalten.

Mit dem Gepäck europäischer Reisenden ist man nicht sehr streng und lässt dasselbe meist ohne weiteres passiren, selbst ohne die sonst üblichen Trinkgelder; um mein ziemlich umfangreiches Gepäck uneröffnet einzuführen, genügten ein paar Zeilen des deutschen Ministers; alles, was an die Vertreter europäischer Staaten geschickt wird, ist ohnedies vollkommen zollfrei.

Die Stadt Tanger, von den Arabern Tandscha genannt, ist sehr alten Ursprungs; war doch schon zur Zeit der Römerherrschaft hier ein Ort, der Tingis hiess. Die Stadt gehörte zu dem alten Reiche Mauritanien, das unter Caligula dem römischen Reiche einverleibt und später im Jahre 42 n. Chr. durch Claudius in zwei Provinzen getrennt wurde, Mauritania Caesariensis, mit der altphönizischen Seestadt Jōl als Hauptstadt, die später zu Ehren von Augustus Caesarea getauft wurde (jetzt Scherschel bei Algier), und Mauritania Tingitana mit Tingis als Hauptstadt. Gewiss haben schon die Phönizier an diesem günstigen Punkt eine Niederlassung angelegt, wie ja überhaupt zahlreiche phönizische Ort-

schaften, besonders in den atlantischen Küstenebenen Marokkos, dem heutigen el gharb, gewesen sein müssen. Sollen doch nach Eratosthenes' Angaben durch den maurischen Stamm der Pharusier gegen 300 phönizische Städte zerstört worden sein. Uebrigens finden sich dicht bei dem heutigen Tanger (welche Wortform durch die Portugiesen aufgekommen sein soll), und zwar auf einem kleinen Plateau im Südwesten der Stadt, der marscha, Gräber, die als phönizische gedeutet werden.

Was das arabische Wort Tandscha betrifft, so wurde mir in Beziehung auf die Entstehung desselben folgende Fabel erzählt: „Als Noah noch in der Arche herumschwamm und sehnsüchtig nach Land ausblickte, kam eines Tages eine Schwalbe an Bord geflogen mit etwas Erde im Munde. Da rief er fröhlich aus: tin dschâ! Land kommt! (tin = feuchte Erde, Lehm; dschâ, besser idschâ, kommen). Noah erreichte denn auch bald die Küste und gründete eine Niederlassung, die dann ihren Namen von diesem denkwürdigen Ausspruch erhielt." *Relata refero.*

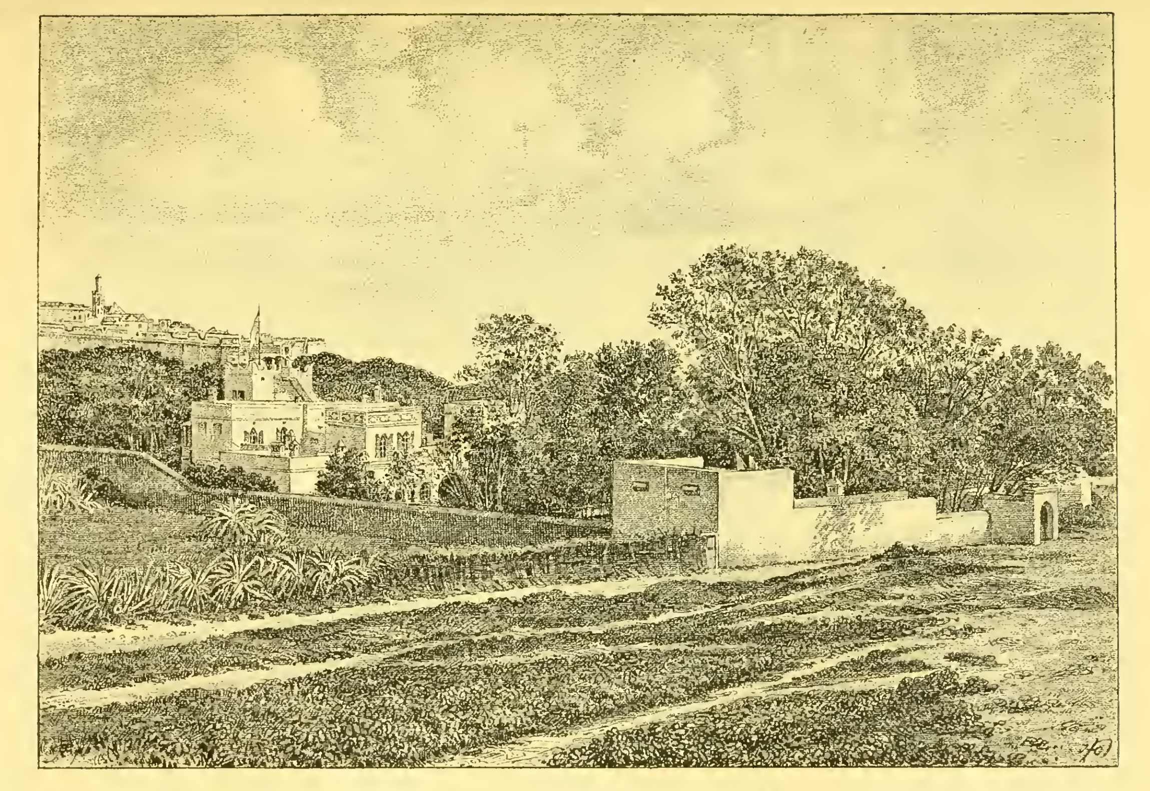
Mit dem Ende der Römerherrschaft ging die Stadt in die Hände der Gothen über, die sie späterhin an die Araber verloren. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts traten die Portugiesen in Marokko auf, die auch Tanger zu bekommen trachteten. Im Jahre 1437 belagerten die Portugiesen Tanger, wurden aber nicht nur von den Arabern zurückgeschlagen, sondern mussten auch als Geisel den Prinzen Don Fernando zurücklassen; ebenso verloren sie das früher in ihrem Besitze befindliche Ceuta. Da die Portugiesen eine Reihe im Frieden festgesetzter Bedingungen nicht erfüllten, so wurde der gefangene Prinz nach Fâs (Fez) gebracht; er starb dort im Gefängniss und sein Leichnam wurde an den Stadtmauern aufgehängt. (Vgl. das Stück von Calderon: „El Principe Costante".) Später änderte sich das Kriegsglück, und im Jahre 1471 eroberten die Por-

tugiesen unter König Emanuel Tanger sowie eine Reihe von Küstenstädten am Atlantischen Ocean und zwangen die Araber zur Entrichtung von Tribut. Die Portugiesen behielten Tanger fast zwei Jahrhunderte hindurch, bis es infolge eines heimlichen Vertrages an England überging, indem es Katharina von Braganza als Hochzeitsgeschenk ihrem Gatten Karl II. von England mitbrachte. Die Engländer suchten dann den Platz auf alle Weise zu befestigen, aber bald erhoben sich Schwierigkeiten aller Art, die ihnen die Schenkung verleideten. Die von England kommenden Einwanderer sowie die Garnison bestand aus herabgekommenem Pöbel, der in keiner Weise mit Land und Leuten vertraut war und beständig Fehden mit den Arabern hatte. Man errichtete einen grossen Molo, um einen guten Binnenhafen herzustellen, in der Hoffnung, einen ausgiebigen Handel mit dem Innern des Landes schaffen zu können. Als auch diese Erwartungen nicht erfüllt wurden und die Unruhen der Eingeborenen sich immer erneuerten, beschloss man im Jahre 1684, den Platz nach einem zweiundzwanzigjährigen Besitz wieder aufzugeben. Wol remonstrirten die Portugiesen gegen ein solches Beginnen und wollten nicht dulden, dass ein so werthvoller Hafenplatz in den Händen von barbarischen Piraten verbliebe, aber es nützte ihnen nichts, die Araber besetzten die Stadt und haben sie heute noch in ihren Händen. Bei ihrem Abzug hatten die Engländer den schönen Molo zerstört, von dem man jetzt noch geringe Reste bei niederm Wasserstand im Hafen von Tanger sieht.

Eine kleine Stunde östlich von Tanger findet man dicht am Meere Ruinen einer alten Brücke, über einen nicht weit davon mündenden kleinen Fluss, die aus der Römerzeit stammen sollen. Man sieht noch etwas Ziegelwerk, und zwar jene noch jetzt üblichen nur zolldicken flachen Ziegel, theilweise mit Kalkanwurf bedeckt, worauf ich als einzige Verzierung einige concentrische Kreise angebracht fand.

Nachdem wir den Fluss etwas weiter oben überschritten hatten, gelangten wir wieder zu einigen alten Mauerwerken, die zwischen zwei kleinen sich vereinigenden Flüsschen liegen und den Namen Tandscha balia, Alt-Tanger, führen. Es ist aber ziemlich unwahrscheinlich, dass hier eine Stadt gestanden hat. Die alten Colonisten haben stets mit grossem Geschick und richtigem Blick den passendsten Platz für die Anlage einer Ortschaft gewählt, und so wird das alte Tingis eben wol auch da gestanden haben, wo das heutige Tanger steht, denn das ist der günstigste Punkt in der ganzen Bai. Die erwähnten Ruinen, die übrigens etwas landeinwärts liegen, rühren möglicherweise von einer alten befestigten Hafenanlage her; es ist ja möglich, dass das Meer früher etwas weiter in das Land hineingereicht hat.

Tanger ist Festung und mit Mauern umgeben, sodass man nur durch Thore, die abends verschlossen werden, in die Stadt gelangen kann. Vom Hafenthor geht eine ziemlich steile gepflasterte Hauptstrasse, die sich in der Mitte der Stadt zu einem kleinen Platz erweitert, mitten durch Tanger bis zum südlichen, auf den grossen Soko (Marktplatz) führenden Thor; rechts und links davon erstrecken sich nach allen Richtungen zahlreiche kleine, enge und krumme Gassen, im höchsten Grade unregelmässig, wie in den meisten orientalischen Städten. Es existirt in Tanger eine Strassensäuberung, dank dem energischen Auftreten einiger Consuln, sodass die Stadt im allgemeinen nicht so schmuzig ist wie viele andere von Mohammedanern bewohnte Ortschaften. Fremde finden einige Hotels, die ganz erträglich sind, und ich stieg auch in einem solchen inmitten der Stadt gelegen ab, verblieb aber nur kurze Zeit darin, um in das Palais des deutschen Ministerresidenten überzusiedeln, der mir in liebenswürdigster Weise Gastfreundschaft anbot. Die Wohnung des deutschen Vertreters ist die schönste in ganz Tanger. Dieselbe liegt ausserhalb



DEUTSCHE MINISTERRESIDENZ IN TANGER.

I. S. 17.



der Stadt an dem erwähnten Soko und ist mit einem prachtvollen Garten umgeben. Der jetzige Ministerresident, Herr Th. Weber, war so glücklich, das Haus und den Garten des frühern schwedischen Consuls zu erwerben; er liess dann das Haus umbauen und erweitern, sodass dasselbe jetzt einen prächtigen Wohnsitz des in Tanger sehr beliebten und geachteten deutschen Vertreters bildet. Bemerkenswerth in dem Palais ist der grosse Salon, in halb syrischem, halb maurischem Stil ausgeführt; es ist eine dreischiffige Halle, die Seitengänge durch Säulen und maurische Rundbogen getrennt, Decke und Thüren mit sehr origineller maurischer Holzmalerei versehen. Besonders reizend aber ist der grosse, gut gehaltene Garten, reich an südlichen Pflanzen, worunter mehrere stattliche Exemplare des Drachenblutbaumes erwähnenswerth sind. Von einer kleinen Alameda hinter dem Hause hat man einen prächtigen Blick über die Stadt und die Strasse von Gibraltar hinweg nach Tarifa, dessen weisse Häuser deutlich zu unterscheiden sind.

Fuhrwerke gibt es in Tanger nicht; wer nicht zu Fuss gehen will, muss reiten, entweder zu Pferd, oder auf Maulthieren und Eseln; die Strassen sind viel zu steil und zu eng, um eine Communication mit Wagen zu gestatten. Auf der Hauptstrasse herrscht meist ein sehr reges und buntes Leben und fortwährend hört man das Geschrei der Wasserverkäufer, der Waarenausrufer und das beständige *balak, balak* (Aufforderung zum Ausweichen) der Eseltreiber.

Die Häuser sind nach orientalischer Manier mit flachen Dächern versehen, die als Terrasse benutzt werden, meist einstöckig, äusserlich ohne allen Schmuck, im Innern aber oft hübsch und reich ausgestattet, denn es gibt zahlreiche wohlhabende Leute dort, sowol unter den Arabern wie auch unter den hispanischen Juden. Nach echt orientalischer Sitte sucht man äusserlich möglichst unscheinbar aufzutreten, um nicht zu prunken, obgleich die Sicherheit des Eigenthums

in Tanger eine grosse ist; dort wagen es die Machthaber nicht, wie anderwärts in Marokko, den Besitzenden unter irgendeinem leicht zu findenden Vorwande auszuplündern.

Während die Hauptstrasse und der Platz innerhalb derselben als der Mittelpunkt des commerziellen Verkehrs anzusehen ist, spielt sich das officielle Leben in der hochgelegenen Qasba, der Citadelle und auf deren Vorplätzen ab. Hier residirt der jeweilige Gouverneur (Amil) von Tanger, hier sind die Richter, Qadi, und hier hält sich das Militär auf, wie auch immer eine Menge der dienstthuenden Machazini (Lehnsoldaten des Sultans, die Polizei- und Gensdarmeriedienst verrichten) sich hier versammelt. Dort sind auch die Gefängnisse und in den Vorhallen wird der beleidigten Justiz Gerechtigkeit gegeben, indem die zu Prügelstrafen Verurtheilten hier ihre Strafe erhalten.

Ausser den Machazini befindet sich auf der Qasba eine kleine Anzahl von dem regulären Militär Marokkos, die Askar, die in grellrothe Uniformen mit grünen Aufschlägen gekleidet sind. Sie werden auf dem Platz vor der Burg einexercirt.

Die Gefängnisse in der Qasba von Tanger sind wie in allen marokkanischen Städten etwas Grauenhaftes, und das Gefängnisswesen bildet im ganzen Justizverfahren dieses Landes, das überhaupt wenige lichte Punkte aufzuweisen hat, den dunkelsten Punkt. In schmuzigen, engen und finstern Löchern werden die Unglücklichen eingesperrt und ohne Nahrung und Pflege gelassen, sodass viele in den Gefängnissen an Krankheit, Schmuz und Nahrungsmangel zu Grunde gehen. Die Gefangenen sind auf die Wohlthaten von aussen und die Unterstützung ihrer Angehörigen sowie den minimalen Verdienst angewiesen, den sie sich durch Korbflechten verschaffen können; von seiten der Verwaltung erhalten sie nichts. Es gehört demnach in Marokko mit zu den üblichen Wohlthätigkeitsacten, Freitags an die Ge-

fangenen Brot zu vertheilen. Wer keine Angehörigen hat und zu krank ist, um zu arbeiten, ist einfach in Bezug auf Unterhalt auf diese zufälligen Wohlthaten Fremder angewiesen.

Ausser der Prügelstrafe wird in Marokko noch die Verstümmelung der Gliedmassen bei Diebstahl und schwerern Verbrechen angewendet, und man sieht genug Leute herumlaufen, denen eine Hand oder ein Fuss abgeschlagen ist oder die man geblendet hat. Ist die Lage der männlichen Gefangenen eine trostlose, so ist die der weiblichen eine noch schrecklichere bei der tiefen socialen Stellung, welche die Frauen in Marokko, und besonders bei den untern Schichten der Bevölkerung, einnehmen. Die Verstümmelungen der Verbrecher kommen heute allerdings seltener vor, in Tanger und den Küstenplätzen, wo europäische Consuln sind, vielleicht gar nicht mehr; Todesstrafen finden gewöhnlich nur bei politischen Verbrechern statt.

Die Qasba in Tanger ist ziemlich hoch gelegen, war ursprünglich stark befestigt und besteht aus einer Anzahl von Häusern, Höfen, kleinen Gärtchen und Plätzen, sowie einer Moschee; der Palast des Gouverneurs ist sehenswerth und in reinem maurischen Stil gebaut. Der Ueberblick von diesem hochgelegenen Punkt über die Stadt und die weitere Umgebung ist ein überaus schöner.

Marokko ist bekanntlich neben China das für Europäer am wenigsten zugängliche Land, und mit grossem Geschick hat es die Regierung daselbst bisher verstanden, die Bewohner von dem Einfluss abendländischer Cultur fern zu halten. Es äussert sich dieses Bestreben in einer Menge von Administrativmassregeln, die äusserst beschränkend auf Handel und Verkehr wirken. Mit China hat es auch das gemein, dass die Vertreter der verschiedenen europäischen Staaten nicht in der Residenz des Herrschers wohnen, sondern in einer entfernten Küstenstadt. Ein directer Verkehr der Con-

suln mit der Regierung existirt in der Regel nicht, sondern es residirt in Tanger ein marokkanischer Gesandter, der diesen Verkehr vermittelt. Natürlich ist dieses Verfahren für den Geschäftsgang im höchsten Grade hinderlich und für die dort ansässigen Europäer nachtheilig. Andererseits ist es, wie jetzt die Verhältnisse in Marokko liegen, kaum möglich, dass die europäischen Consuln in Fâs, der Residenz des Sultans, wohnen. Ganz Marokko besitzt nicht eine fahrbare Strasse, und die Reise nach Fâs, die 8—10 Tage in Anspruch nimmt, hat stets den Charakter einer Expedition, indem der Reisende Zelte, Trag- und Reitthiere und zahlreiche Dienerschaft mitnehmen muss. Ausserdem wünscht man im Innern des Landes keine Europäer, und es wäre sogar nicht einmal genügende Sicherheit für das Leben der christlichen Gesandten geboten, wenn sie in Fâs in der Nähe des Sultans wohnen müssten. So harmlos die Marokkaner im gewöhnlichen Verkehr scheinen, so leicht ist es auch, dieselben zu einem Act religiöser Unduldsamkeit zu verleiten.

In Marokko sind gegenwärtig acht europäische Staaten vertreten, von denen einige übrigens eigentlich nichts zu vertreten haben. England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Deutschland, Belgien und Nordamerika haben Gesandte und Generalconsuln in Tanger sowie Viceconsuln in einigen Küstenstädten; Oesterreich hat England mit seiner diplomatischen Vertretung beauftragt und hält nebenbei noch einen Consul in Tanger. Am meisten interessirt in Marokko sind England, Spanien und Frankreich, und die Gesandten dieser drei Mächte suchen sich denn auch immer an Einfluss auf die internen Angelegenheiten Marokkos zu überbieten.

England glaubt ein Recht auf Marokko zu haben, da es schon einmal Tanger besessen, und, wie überall, so auch hier englisches Kapital im Lande steckt; nach dem spa-

nischen Krieg von 1860 schoss England sofort dem Sultan eine grössere Summe zur Bestreitung der Kriegskosten vor; England liefert die meisten Waffen für das marokkanische Heer und die Festungen, und der jetzige englische Minister, der im Lande geboren, mit Sprache und Sitten des Volkes sowie den Verhältnissen des Reiches ungemein vertraut ist, hat bei Hofe noch immer den grössten Einfluss. Die Politik der Engländer ist überall in mohammedanischen Ländern dieselbe; sie schützen scheinbar die Einheimischen, um nur nicht andern Nationen Einfluss zu gestatten. So scheint es sicher, dass in Marokko die Engländer den Sultan und seine Regierung in dem Bestreben der Exclusivität bestärken, denselben vor Anerbietungen der Europäer warnen, dabei aber selbst unmerklich nach und nach ihren Einfluss befestigen. Die schroffe Haltung, die Marokko noch heute gegenüber den Abendländern einnimmt, und die ganze Unzugänglichkeit des Landes ist wesentlich der englischen Politik zu danken. England hat natürlich ein grosses Interesse an Marokko als einem an der Strasse von Gibraltar gelegenen Lande, und würde es sehr ungern sehen, wenn die Kanonen von Tanger seinen Schiffen den Weg nach dem Suezkanal und Indien verlegen würden.

Nächst England ist Spanien am meisten in Marokko interessirt. Die Nähe des Landes, der Besitz von Ceuta und die zahlreichen in den marokkanischen Küstenstädten lebenden Spanier erklären es, dass Spanien gern das Land besitzen möchte. Die spanische Sprache herrscht in Marokko unter allen andern europäischen Sprachen vor, spanisches Geld circulirt allgemein und wird überall, selbst in den entlegensten Gebirgsdörfern angenommen, ja Spanien hat sogar Missionen und Kirchen in dem so streng mohammedanischen Reiche. Der letzte spanische Krieg mit Marokko ist ja im allgemeinen günstig ausgefallen und es hätte nicht viel gefehlt, so wären die Spanier im Besitz der

wichtigen und wohlhabenden Stadt Tetuan geblieben. Die Bewegung, die sich jetzt in Spanien erhebt für eine Besetzung von Marokko, zieht immer weitere Kreise um sich. und nichts wäre dort populärer als ein Krieg mit Marokko. Zahlreiche spanische Flüchtlinge leben in Marokko, und diese können nicht ausgeliefert werden, da ein solcher Vertrag nicht existirt. Vernünftige spanische Staatsmänner werden sich freilich hüten, einen derartigen Krieg vom Zaune zu brechen; er würde, ganz abgesehen von allem andern, ein starkes Heer erfordern und die ganze Bevölkerung Marokkos würde sich erheben; denn beliebt und geachtet sind die dort lebenden Spanier durchaus nicht. Es sind eben, wie erwähnt, nicht immer die besten Elemente, die sich da aufhalten. Dann aber würden sowol England wie Frankreich kaum ruhig zusehen, wenn Spanien ernsthafte Anstalten treffen wollte zu einem Occupationskriege mit Marokko. Die Uneinigkeit und Eifersucht der einzelnen europäischen Grossmächte ist allein schuld, dass Marokko bis heute unabhängig geblieben ist und wol auch noch für einige Zeit bleiben wird.

Was endlich Frankreich anbelangt, so wäre der Besitz Marokkos für dieses Land von hohem Werth und es würde dann ein stattliches Colonialreich in den mohammedanischen Ländern Nordafrikas erhalten. Tunis, Algier und Marokko, dazu Senegambien, wo sich der französische Einfluss schon bis Segu erstreckt — das ist etwas zu Verlockendes, als dass französische Staatsmänner nicht schon längst ihre Blicke auf das Maghrib el aksa, *the far West*, wie Marokko von den Arabern genannt wird, geworfen hätten. Die Grenzen zwischen Algerien und Marokko sind im höchsten Grade unsicher, und Grenzverletzungen kommen auf beiden Seiten oft genug vor. Franzosen haben, ebenso wie Engländer, Offiziere als Instructeure in der marokkanischen Armee und suchen durch topographische Aufnahmen in den Grenz-

gebieten die Unterlagen für eine eventuelle Expedition zu gewinnen. Französische Kaufleute ebenso wie englische sind in den Küstenstädten etablirt, aber im Verhältniss zu den Spaniern ist deren Zahl gering. Die marokkanische Staatskunst besteht nun darin, die Ansprüche dieser drei Staaten möglichst zu paralysiren, sich mit keinem zu verfeinden und keinem derselben zu viel zu gewähren. Dass sich alle drei einmal vereinigt dem Sultan gegenüberstellen, ist kaum zu fürchten, dazu ist das gegenseitige Mistrauen zu gross, und so hat die marokkanische Regierung einen erträglichen modus vivendi gefunden, wobei sie sich ganz gut steht und nur Vortheile hat. Ueberall zeigt sich, dass die orientalische Politik um vieles schlauer ist als die abendländische; an Rücksichtslosigkeit im gegebenen Falle stehen sich beide gleich, aber was die Kunst des Verzögerns und Hintanhaltens, des Versprechens und Beschwichtigens betrifft, so sind die Mohammedaner noch heute unübertroffen.

Was nun die übrigen in Marokko vertretenen europäischen Mächte betrifft, so sind dieselben von geringem Einfluss auf den Gang der Dinge daselbst, sind auch weniger in Marokko interessirt. Am meisten macht neuerdings noch Italien von sich reden, das, seitdem es ein einiges Königreich geworden, überall gern hervortreten möchte, ohne eigentlich Erfolge zu haben. Italiener gibt es nur sehr wenige in Marokko, und diese sind meist nur in untergeordneten Stellungen. Portugal hat ganz vergessen, dass es einst zahlreiche blühende Städte in Marokko besessen hat, und seit der furchtbaren Schlacht bei Ksor (Qasr el Kebir) im Jahre 1578, in der der mythenumsponnene König Sebastian sein Leben verlor, hat Portugal nie wieder irgendeine Stellung in Marokko bekommen. Mit dieser Schlacht ist überhaupt der ganze christliche Einfluss in diesem Reiche vernichtet und bis heutigentags noch nicht wiedergewonnen worden. Portugiesische Kleinhändler gibt es

übrigens in ziemlicher Menge besonders in den Plätzen am Atlantischen Ocean. Belgien hat gewohnheitsmässig einen Ministerresidenten in Tanger, eigentlich ohne Zweck. Was endlich Deutschland betrifft, so ist gegenwärtig gleichfalls ein Ministerresident in Marokko angestellt und dort mit voller Berechtigung. Ist die Anzahl der dort lebenden deutschen Kaufleute auch nicht so bedeutend wie diejenigen Frankreichs und Englands, so haben dieselben sich doch überall, wo sie etablirt sind, eine angesehene Stellung zu verschaffen gewusst, und die Geschäfte derselben nehmen einen sehr erfreulichen Aufschwung. Es gibt deren in Tanger, Casablanca, Saffi und Mogador. Es ist gar keine Frage, dass Marokko, sobald es nur einmal mehr dem abendländischen Einfluss geöffnet sein wird, ein gutes Absatzgebiet für europäische Artikel geben wird, wie es ja auch reich an verschiedenen Naturproducten ist, deren Ausfuhr zum grössten Theil verboten ist. Oesterreich hat, wie erwähnt, nur einen Consul in Tanger; die Beziehungen dieses Reiches zu Marokko sind äusserst geringe und nur wenige Oesterreicher daselbst wohnhaft.

Die mangelhafte Justizpflege in Marokko, die Willkür und Rücksichtslosigkeit, mit der die meisten Gouverneure und überhaupt Beamte ihre Stellung ausnutzen und misbrauchen, gab zu einer andern Institution Veranlassung, die auch ihre Schattenseiten hat. Viele Unterthanen des Sultans, Araber sowol wie Juden, besonders in den Küstenstädten, haben sich unter die Protection irgendeines Consuls gestellt und sind damit gewissermassen Unterthanen des betreffenden Staates geworden. Sie gehen von der Meinung aus, dass sie auf solche Weise einen sicherern Schutz und eine bessere Vertretung ihrer Interessen gegenüber den marokkanischen Machthabern finden, als ohne Protégés eines Consuls zu sein. Es sind dadurch der marokkanischen Regierung schon mannichfache Verlegenheiten bereitet worden,

indem gewissenlose Consuln ihre Protégés, selbst wenn dieselben in offenbarem Unrecht sind, in energischer Weise schützten und stets mit diplomatischen Verwickelungen drohten. Es mag dieses Protectionswesen früher vielfach von einigen Vertretern europäischer Staaten als eine sehr er-



Fig. 1. Scherif von Wasan, Hadsch Abd'es-Salem.

giebige und stets fliessende Geldquelle angesehen und dem entsprechend behandelt worden sein, und so drängt jetzt die Mehrzahl der Consuln auf eine Regulirung, respective Aufhebung dieses ganzen Protectionswesens. Es werden in der That jedem, der es hören will oder nicht hören will, in Tanger eine Menge von Misbräuchen erzählt, die durch

diese Einrichtung eingerissen sein sollen. Wer sich für die Chronique scandaleuse unter dem diplomatischen Corps und den mit demselben in Verbindung stehenden Arabern, Juden und Christen in Tanger interessirt, der findet in einem von Herrn von Conring herausgegebenen Buche („Marokko", Berlin 1880) in drastischer Form eine Fülle von Details erzählt, von denen man im Interesse der Vertreter der abendländischen Staaten nur wünschen könnte, dass sie erfunden wären.

Wie früher erwähnt, hält der Sultan von Marokko einen Vertreter in Tanger, der den Verkehr zwischen Fâs und den europäischen Diplomaten vermittelt. Seit einigen Jahren ist dies Sidi Bargasch, ein wohlwollender alter Herr, der sich seinerzeit durch einen lebhaften Handel mit Gibraltar ein bedeutendes Vermögen erworben hat und dadurch in den Stand gesetzt war, sich eine einflussreiche Stelle zu verschaffen. Er sowie der jeweilige Gouverneur sind die wichtigsten Personen unter der arabischen Bevölkerung Tangers. Es lebt nun daselbst auch der durch Gerhard Rohlfs allgemein bekannt gewordene Scherif von Wasan, Hadsch Abd'es-Salem, der allerdings bei einem grossen Theile des niedern Volkes einen gewissen Einfluss hat. Wenn erzählt wird, dass dieser Mann gewissermassen die Stellung eines marokkanischen Papstes eingenommen hat, so ist das heutzutage durchaus nicht mehr der Fall. Als Scherif geniesst er natürlich eo ipso ein gewisses Ansehen, aber dasselbe wird jetzt kaum viel grösser sein als das der übrigen Schurafa. Er hat allerdings ausgedehnte Besitzungen, weiss sich auch neuerdings durch wiederholte Bettelreisen in Algerien Geld zu verschaffen, hat aber doch von seinem Nimbus viel verloren. Der Regierung ist er vielfach unbequem, und bei der Bevölkerung hat er durch Annahme einiger europäischer Gebräuche viel an Heiligkeit verloren. Nicht wenig hat gewiss dazu beigetragen die Ehe mit einer Christin, einer

ehemaligen englischen Gouvernante in Tanger, von der er mehrere Kinder hat. Trotz aller Versprechungen, die er seinerzeit beim Schluss dieser Verbindung gab, vernachlässigt er neuerdings diese Frau in jeder Weise, wie das eben nach den morgenländischen Begriffen über die Ehe nicht anders zu erwarten war, und ist dieselbe selbst finanziellem Ungemach ausgesetzt. Die ausgedehnte Verwandtschaft dieses Mannes hat diese Ehe nie anerkannt und sucht natürlich auf alle Weise einen etwaigen Einfluss der ungläubigen Frau zu hintertreiben. Dieselbe wohnt gegenwärtig allein mit ihren Kindern in einem Häuschen auf der el marschan genannten kleinen Hochebene im Südwesten der Stadt, wo sich auch einige Villen von Europäern befinden.

Die Bevölkerung der Stadt Tanger mag ungefähr 20000 Seelen betragen, wovon gewiss ein Drittel hispanische Juden sind. Diese Bevölkerung besteht aber aus den verschiedensten Elementen: Araber und Berber aus dem Rîfgebirge, Juden und Neger sowie Christen aus den verschiedensten Theilen, besonders aus dem Süden Europas. Die Stadt ist dicht bevölkert, da sie sich der Festungsmauern wegen nicht ausdehnen kann; besonders die ärmere Bevölkerung ist in den engen Gassen dicht zusammengedrängt. Hier in Tanger ist kein eigentliches Judenquartier mehr wie in den meisten andern Städten Marokkos, sondern es wohnt alles durcheinander. Während des Winters kommen gar nicht so selten europäische Touristen nach Tanger und bringen oft Monate daselbst zu; auch von Gibraltar aus kommen häufig Besucher, um von hier aus Jagdpartien zu unternehmen. Es gibt eine grosse Zahl armer und krüppelhafter Leute in Tanger, die in Mitleid herausfordernder Weise in den Strassen herumliegen und Almosen erbitten; der Muslim ist ja im allgemeinen wohlthätig, und so leben Hunderte von Elenden von der öffent-

lichen Wohlthätigkeit. Besonders gross muss das Elend in dem Jahre vor meiner Ankunft in Tanger gewesen sein, als infolge einer schlechten Ernte eine furchtbare Hungersnoth in ganz Marokko herrschte. Allein in Tanger sollen Hunderte von Armen Hungers gestorben sein, obgleich die europäische Colonie doch gewiss vieles zur Milderung der entsetzlichen Noth gethan haben wird.

Die Kleidung der Marokkaner ist nicht unschön; über dem Kaftan oder der Dschellaba, einer Art Burnus mit Kapuze, tragen sie meist einen feinen weissen Hayak, ein sehr grosses Umschlagetuch, das mit grosser Kunst um den Körper geworfen wird, um einen gefälligen Faltenwurf zu erzeugen. Für einen Europäer ist es nicht leicht, sich dieses eigentlich unbequemen Kleidungsstückes zu bedienen. Das Haupt ist meist mit einem rothen tunesischen Tarbusch bedeckt, um welchen ein gewaltiger schweeweisser Turban geschlungen wird. Derselbe besteht aus einem 6—8 m langen Stück sehr feinen Zeuges, welches man mit grosser Geschicklichkeit um den Kopf wickelt. Darüber wird vielfach noch die Kapuze der Dschellaba oder des militärischen Burnus gezogen. In Tanger pflegen viele Araber weisse Strümpfe zu tragen und die allgemein üblichen gelben Lederpantoffeln, die aus im Lande gegerbtem und gefärbtem Leder verfertigt werden; Schuhe oder Stiefeln wird ein conservativer Marokkaner nie tragen. Die ärmere Bevölkerung trägt meist nur Hemd, Hose und darüber ein Dschellaba aus starkem grauen oder braunen Stoff. Die Kleidung der Frauen ist dem Anblick der Europäer entzogen; auf der Strasse sind dieselben vollständig in ein grosses grobes Stück Zeug gehüllt, aus welchem man im besten Falle ein Paar schwarze Augen blitzen sieht. Die Kleidung der arabischen Frauen, wenigstens der bessern Klassen, ist überaus reich, aber geschmacklos; sie sind mit einer Masse plump gearbeiteten Silber- und Korallenschmuckes behängt und tragen einen

oft reich mit Gold- und Silberstickereien durchwirkten fussbreiten Gürtel, der über dem aus feinem Tuch bestehenden Kaftan getragen wird. Die ärmere Bevölkerung, besonders die Landbewohner sind natürlich viel einfacher gekleidet.

Die hispanischen Juden tragen meistens ein Dschellaba aus blauem Tuch, darunter eine bis oben geschlossene vielknöpfige Weste und kurze Beinkleider aus gleichem Stoff; weisse Strümpfe nebst europäischen Schuhen und eine kleine schwarze Kappe am Kopf vollenden den Anzug.

Die Jüdinnen, denen bekanntlich bei der Hochzeit das Haar abgeschnitten und dafür eine Perrüke aufgesetzt wird, haben ausserordentlich prunkvolle Festtagskleider, die mit reicher Goldstickerei versehen sind; es sind dies Erbstücke, die von einer Generation auf die andere gehen.

Die vorherrschende Beschäftigung der Bevölkerung Tangers ist der Handel, und zwar ist Tanger kein unbedeutender Handelsplatz. Nach der überaus günstigen Lage der Stadt sollten die Handelsverhältnisse noch weit umfangreicher sein, wenn nicht die marokkanische Regierung in einer unverständlichen Verblendung den Export der verschiedenen werthvollen Naturproducte auf alle Weise beschränkte. Der Import, mit dem sich die europäischen Kaufleute sowie eine Anzahl jüdischer Handelsfirmen beschäftigen, ist recht bedeutend und steigt jährlich; die Bedürfnisse der Araber an den Erzeugnissen des Abendlandes vermehren sich beständig. Besonders sind es die verschiedensten Tuche und Stoffe, Kurzwaaren, Kerzen, Zucker und Thee, die in grossen Mengen nach Tanger geführt werden. Die Hauptstrasse der Stadt ist zu beiden Seiten vollständig besetzt von den kleinen Butiken oder Kaufläden der Araber und Juden, die gleichzeitig als Werkstatt dienen. Es sind kleine, einige Fuss vom Erdboden erhabene, vier bis fünf Quadratfuss umfassende Gehäuse, die von aussen durch eine Klappe verschlossen werden können; darin hockt dann den ganzen Tag

der Händler, und zwar derart, dass er ohne aufzustehen in alle Winkel des kleinen Raumes greifen kann, um die Waaren hervorzuholen. Meist sind es Industrieartikel des Inlandes, die hier verkauft werden, an deren Erzeugung sich aber Tanger wenig betheiligt; sie kommen zum grössten Theil aus Tetuan und Fâs. Es sind die verschiedensten Lederarbeiten (Pantoffeln, Gürtel, Kugelbeutel, Riemen, Zaumzeug u. s. w.), ferner Eisenarbeiten, Säbel, Gewehre, dann einheimische Wollstoffe zu Dschellabas, Hayaks, Burnusse u. s. w., ferner die schönen marokkanischen Teppiche, die meist aus Rabat kommen, allerhand plump gearbeitete Schmuck- und Luxusgegenstände, die grossen hübsch gravirten Theebreter aus Messing und vieles andere. Für Touristen, die gern als Andenken verschiedene Industrieerzeugnisse mit in die Heimat nehmen wollen, gibt es zwei reich ausgestattete Bazare, die von Juden gehalten werden. Die Preise sind meist hoch und die Mehrzahl der Artikel stammt aus Paris, wo bekanntlich grosse Fabriken orientalischer Antiquitäten und Kunsterzeugnisse existiren. Wer in Tanger echt marokkanische Arbeiten kaufen will, sollte nie allein oder etwa in Begleitung eines einheimischen Dieners und Dolmetsch in die Geschäfte gehen, sondern die Intervention eines dort ansässigen europäischen Kaufmanns in Anspruch nehmen, die ja immer aufs freundlichste gewährt wird.

Sehr gebräuchlich ist das öffentliche Versteigern von Waaren; besonders autorisirte Agenten laufen in der Strasse auf und ab, laut die verschiedenen Angebote ausrufend, und fordern jedermann zum Höherbieten auf, indem sie in schwülstigen Worten die Güte des Verkaufsobjects preisen.

Für die importirten europäischen Waaren wird ein Zoll von 10 Procent des Werthes erhoben. Die Zolleinnahmen des Sultans sind jetzt, seitdem Spanien Controleure angestellt hat, bedeutend höher als früher, obgleich die Hälfte der-

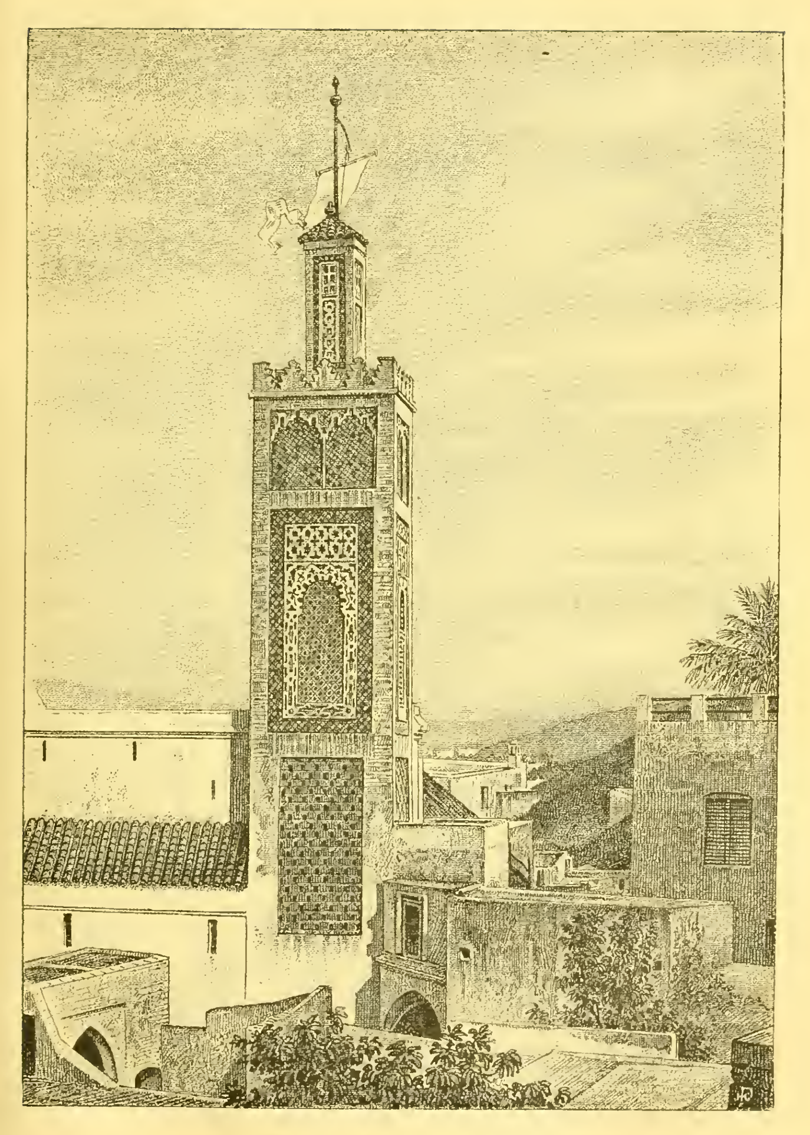
selben an die spanische Regierung abgeliefert werden muss als Abbezahlung der Kriegscontribution vom Jahre 1860. Der Export ist, wie erwähnt, beschränkt. Getreide, Pferde, Korkeichenrinde sowie eine Menge anderer Producte dürfen gar nicht ausgeführt werden; Felle, Wolle, Hülsenfrüchte, Gartenfrüchte u. s. w. können das Land verlassen, der Export von Rindern ist insofern beschränkt, als jeder Vertreter eines europäischen Staates jährlich das Recht bekommt, eine bestimmte Zahl Rinder zu verschiffen. Dieses Recht übertragen dann die Consuln auf ihre betreffenden Landsleute, die in Marokko Handel treiben. Dass ein solches Vorgehen leicht zu Unzukömmlichkeiten führt, wird jeder einsehen. Die englische Garnison in Gibraltar wird übrigens fast vollständig von Tanger verproviantirt. Täglich geht eine contractlich festgesetzte Menge von Fleisch nebst Hühnern, Eiern und Gemüsen aller Art nach Gibraltar, das in Bezug auf Nahrungsmittel vollständig abhängig ist, da auf dem kleinen Raum natürlich nirgends Viehzucht oder Ackerbau getrieben werden kann.

Die Postverbindung Tangers mit Europa ist eine regelmässige, wenn nicht allzu heftige Stürme eine Communication mit der spanischen Küste ganz unmöglich machen. Es gibt in der Stadt zwei Postbureaux, das eine im Hause des englischen Ministers, von wo aus die Sendungen direct nach Gibraltar gehen und von da entweder durch Spanien oder mit den Dampfern über England. Ein anderes Bureau ist in der spanischen Legation; die Briefe gehen erst nach Ceuta und von da über Algesiras nach Cadiz. Die Briefe werden in Tanger natürlich nicht ausgetragen, sondern man geht selbst oder schickt auf das Postbureau. Am sichersten für reisende Europäer ist es stets, die Briefe an das betreffende Consulat adressiren zu lassen, oder an ein grösseres Handelshaus, deren Diener in den Postbureaux bekannt sind. Auch haben die Spanier eine Postverbindung zwischen

Ceuta über Tanger nach den verschiedenen Küstenplätzen am Atlantischen Ocean, bis nach Mogador hinab, hergestellt, und zwar werden die Briefe durch Boten, die gewöhnlich einen Soldaten als Schutz bei sich haben, von einer Stadt zur andern getragen. Ausser den von Gibraltar kommenden Dampfern, welche Briefe mitbringen, kommt fast täglich eine Falucho, ein winziges Segelboot, von Tarifa her mit der Post in Tanger an. Es ist erstaunlich, wie diese braven Postboten oft bei dem schrecklichsten Wetter die Fahrt über die Strasse von Gibraltar mit diesen kleinen Nussschalen wagen.

Die Menge der Europäer, besonders von Spaniern hat es mit sich gebracht, dass die Marokkaner den Bau einer katholischen Kirche erlauben mussten, die von Franciscanermönchen unterhalten wird. Die südeuropäischen katholischen Mächte zahlen jährlich einen Beitrag zu dieser Kirche. Es gibt ausser dieser nur noch in Tetuan eine christliche Kirche, sonst nirgends in Marokko. Für Protestanten ist beim englischen Consul, der von Zeit zu Zeit einen anglikanischen Geistlichen aus Gibraltar kommen lässt, Gelegenheit geboten, eine Predigt zu hören. Dass die Franciscaner weder bei den Arabern noch bei den hispanischen Juden Erfolge mit ihren Bekehrungsversuchen haben, braucht wol kaum erwähnt zu werden; letztere sowol wie die Anhänger Mohammed's zeichnen sich ja durch ganz hervorragend orthodoxe Anschauungen und religiöse Unduldsamkeit aus.

Neben der katholischen Kirche befindet sich in Tanger ein Hospital, wozu das Gebäude von der Regierung geschenkt wurde. Gegründet von dem Gelde, welches Frankreich im Jahre 1844 nach dem Kriege mit Marokko erhielt, tragen jetzt auch die übrigen in Tanger vertretenen Nationen zur Unterhaltung dieser überaus wohlthätigen Anstalt bei. Ein spanischer Arzt steht dem Hospital vor; ich habe aber vielfach in Tanger den Wunsch äussern hören, dass ein



THURM EINER MOSCHEE IN TANGER. I. S. 33.



tüchtiger, gebildeter Mediciner sich dort niederlassen möge; ich bin überzeugt, ein deutscher Arzt, der etwas Sprachkenntnisse hat, würde sich bald das Vertrauen der Bewohner Tangers erwerben.

Tanger besitzt sechs Moscheen, mit Minarets, oder richtiger mit hohen viereckigen Thürmen, an denen theilweise recht hübsche durchbrochene Stuckarbeit sowie eine schöne Fliesenbedeckung zu finden ist. Die Construction kleiner zierlicher Ziegel zur Bekleidung der Zimmerwände sowie des Fussbodens ist in Marokko noch heute eine hervorragende Industrie. Den Europäern ist es in ganz Marokko, auch in Tanger aufs strengste untersagt, in eine mohammedanische Moschee zu gehen; es wird schon ungern gesehen, wenn ein neugieriger Fremder sich davor hinstellt und dieselbe betrachtet. Selbst in Tanger, wo fast die Hälfte der Bewohner Nichtmohammedaner sind, ist es gefährlich, in eine Moschee zu gehen; das Gelindeste ist, dass sich der betreffende Neugierige den heftigsten Insulten seitens der leicht erregbaren Volksmenge aussetzt. Um eben derartige Unannehmlichkeiten, die meistens aus Unkenntniss der Volksgebräuche hervorgehen, zu vermeiden, haben es die Behörden gern, wenn sich der europäische Reisende als Begleiter und Escorte einen der früher erwähnten Machazini nimmt, der ihn vor einer Taktlosigkeit warnen kann. Uebrigens soll sich keine der Moscheen in Tanger im Innern durch besondere architektonische Schönheit auszeichnen; es sind Gebäude, wie sie überall in Marokko gebräuchlich sind. Der innere Hof ist mit schönen Fliesen gepflastert; ein wassergebender Brunnen befindet sich in der Regel dabei, um die vor dem Gebet vorgeschriebenen Waschungen auszuführen. Frauen sieht man selten in die Moscheen gehen, obgleich es ihnen direct nicht verboten ist. Jüdische und arabische Schulen gibt es mehrere in Tanger, und der ganze Mittelstand unter der Bevölkerung kann lesen und schreiben.

Vor dem Südthore Tangers ist eine kleine Ebene, auf welcher die Wochenmärkte abgehalten werden und wo die aus dem Innern kommenden Karavanen ihre Waaren absetzen. Es sind Hunderte von Kamelen, Pferden, Maulthieren und Eseln daselbst anzutreffen; die Treiber schlagen hier ihre einfachen Zelte auf, und fast immer herrscht ein reges Leben und Treiben. An den Tagen, wo Soko abgehalten wird, ist der Platz ganz bedeckt mit den verschie-

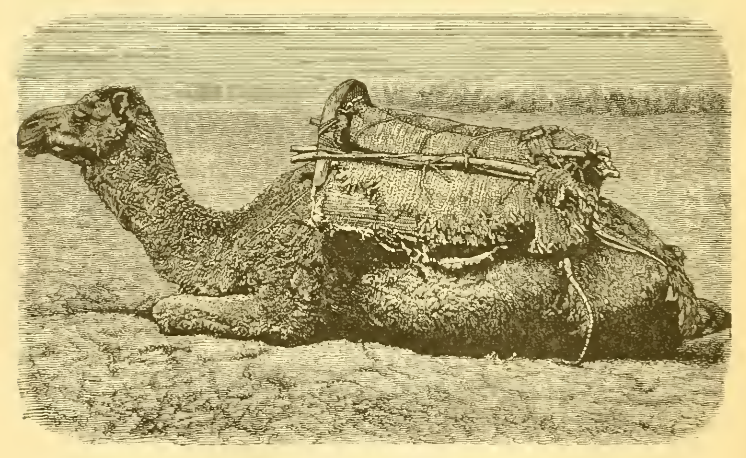


Fig. 2. Lastkamel.

densten Naturproducten und Industrieerzeugnissen und eine lärmende Volksmasse treibt sich den ganzen Tag daselbst herum. Gaukler und Musikanten, Schlangenbändiger und Tänzer, Märchenerzähler und andere Spassmacher haben immer ein grosses und aufmerksames Publikum, das mit einigen fast werthlosen Kupfermünzen (Flûs) diesen Genuss bezahlt. Vorherrschend sind die Weiber aus den umliegenden Ortschaften, die ihre Bodenproducte zum Verkauf bringen, allerhand Feld- und Gartenfrüchte, Eier, Hühner, Butter, Fleisch u. s. w.; auch Brennmaterial, und zwar dünne Reisigbünde und Holzkohlen, kurz alles, was in einer Stadt be-

nöthigt wird, findet sich hier. Von dem Soko aus steigt man aufwärts auf ein kleines Plateau, wo einige Europäer, darunter der österreichische Consul, ihre Villen haben; auch ein Hotel hat man neuerdings dort errichtet, dessen Lage entschieden besser ist als diejenige der Stadthotels. Nicht weit davon ist ein alter arabischer Friedhof sowie das Grab eines Heiligen, wodurch die Stadterweiterung nach dieser Seite hin gehindert wird. Unter den dort befindlichen Villen ist besonders diejenige eines Amerikaners bemerkenswerth; dieselbe ist im Innern maurisch eingerichtet und enthält zahlreiche und werthvolle Industriegegenstände der Marokkaner aus alter und neuer Zeit. Leider ist der Weg vom Soko hinauf zu dieser Villeggiatur äusserst mangelhaft und bei Regenzeit geradezu grundlos.

Ein zweiter kleiner Markt befindet sich in der Stadt selbst, gleich beim südlichen Thore, wo die Bewohner Tangers täglich das zur Nahrung Nöthige kaufen können. Man bekommt dort ausser allen Arten Gemüse stets frisches Fleisch und Seefische.

Tanger ist in Bezug auf Trinkwasser nicht besonders gut versehen, und während des Sommers sind die Bewohner meistens auf das in Cisternen und Brunnen gesammelte Wasser angewiesen. In der Nähe des erwähnten Heiligengrabes entspringt eine Quelle, die während des Winters reichlich fliesst, in der heissen Jahreszeit aber gewöhnlich völlig versiegt. Von dem westlich der Stadt gelegenen Hügel, dem Gebel el Kebir, gewöhnlich nur der Monte genannt, entspringt ein Flüsschen, der Judenfluss, der, im Winter oft sehr wasserreich und reissend, ein tiefes Bett ausgegraben hat, das freilich im Sommer auch fast ganz ausgetrocknet ist. Hier auf diesem Monte sowie auch auf dem Plateau, das sich von der Qasba (Citadelle) aus westlich erstreckt, haben viele der in Tanger lebenden Europäer ihre Sommerwohnung. Es ist ein reizender Punkt

3*

und ganz mit üppigen Gärten bedeckt. Der Judenfluss trennt diesen Monte von der Stadt; neben einer modernen steinernen Brücke, die aber häufig von den reissenden Gewässern beschädigt wird, sieht man noch die Ruinen einer alten Brücke, die aus der Zeit der Portugiesenherrschaft stammen soll. Trotz des im Sommer häufigen Verkehrs zwischen der Stadt und dem Monte lässt doch der Weg vieles zu wünschen übrig, insbesondere ist die Stelle, wo der Judenfluss zu überschreiten ist, fast immer mehr oder weniger schwierig zu passiren. Die marokkanische Regierung thut natürlich für Wege überhaupt nichts, es müssen also die Europäer selbst sorgen. Nun ist es aber ein ziemlich kostspieliges Unternehmen, da die Terrainschwierigkeiten gross sind. Einmal schwillt, wie erwähnt, der Fluss im Winter stark an und beschädigt die Bauten, andererseits erfolgen von einem kleinen, aus sandigen und thonigen Tertiärschichten bestehenden Hügel häufig Erdrutschungen. Man müsste die Strasse weiter nach Süden hin verlegen; jenseit des Flusses, beim Aufstieg auf den Monte, führen dann schmale, aber wohlgepflasterte Wege zwischen reizenden Gärten hinauf in die verschiedenen Villen.

Das Klima von Tanger ist in jeder Beziehung ein gesundes und für Leute, die brustkrank sind oder an Asthmabeschwerden leiden und den Winter in einem südlichen Klima zubringen wollen, nur zu empfehlen; man kann in Tanger sehr bequem, billig und angenehm wohnen. Das gesellschaftliche Leben in der europäischen Colonie ist sehr entwickelt und Jagden, Pickenicks, Concerte, Bälle und Unterhaltungen aller Art finden häufig statt, meistens bei den verschiedenen Ministern, bei denen jeder anständige Fremde leicht Zutritt bekommt. Der gewöhnliche Spaziergang der Europäer ist das sandige Ufer des Meeres, und täglich gegen Abend sieht man die Herren und Damen Tangers zu Fuss und Pferd daselbst sich herumtummeln.

Die Jagd ist in der nächsten Umgebung Tangers allerdings auf ein Minimum reducirt, und man muss schon stundenweit gehen, um ein paar Rebhühner zu schiessen. Weiter entfernt von der Stadt befindet sich ein grosses Jagdrevier, welches sich der englische Minister vorbehalten hat und wo besonders viel Wildschweine sich finden. Mehreremal im Jahre arrangirt derselbe grosse Eberjagden, und zwar wird meistens zu Pferde gejagt mit der Lanze, wie es bei den englischen Offizieren in Indien gebräuchlich ist. Der englische Minister ist sehr liberal mit den Einladungen zu diesen interessanten Jagden, und die Theilnehmer daran, Herren und Damen, bleiben gewöhnlich drei bis vier Tage auswärts und campiren unter Zelten. Es gehört übrigens eine grosse Sicherheit und ein gutes Pferd zu diesen Lanzenjagden, bei denen oft genug kleinere Unglücksfälle vorkommen. Die Mehrzahl der Theilnehmer begnügt sich denn auch in der Regel mit blossem Zuschauen und überlässt das Stechen der Eber geübtern Sportsmen.

Das Verhältniss der Europäer zu der arabischen Bevölkerung Tangers ist ein vollkommen gutes und Reibereien kommen selten vor. Es ist demnach auch der Aufenthalt in dieser Stadt ein relativ sicherer; einmal beträgt die Zahl der Christen und Juden fast soviel als die der Araber, dann gestattet die dichte Lage am Meere für den Fall von Unruhen ein schnelles Entkommen auf den nahegelegenen spanischen Boden. Die arabische Bevölkerung ist bereits völlig abhängig von den christlichen Bewohnern. denen sie Verdienst und Arbeit verdankt. Uebrigens sind Mohammedaner doch stets unberechenbar, und im Falle die Existenz des Landes oder die Interessen des Islam bedroht erscheinen sollten, würden die jetzt so ruhigen und friedlichen Marokkaner gleichfalls brutal und grausam vorgehen. Wenn in einem Lande wie Aegypten, das nun seit vielen Jahrzehnten ganz unter abendländischem Einfluss steht und in-

folge dessen blühender, reicher und höher entwickelt geworden ist als alle andern mohammedanischen Staaten Nordafrikas, Ereignisse vor sich gehen können wie die Christenhetze im Juni 1882, so ist es natürlich noch viel wahrscheinlicher, dass im gegebenen Falle auch unter den Marokkanern, deren Beziehungen zu Europäern doch im allgemeinen viel geringere sind, gleichfalls religiöser und politischer Fanatismus gemischt in brutaler Form zum Ausbruch kommen kann.

Einige Monate vor meiner Ankunft in Tanger war daselbst ein Mann gestorben, der eine Zeit lang viel von sich reden gemacht hatte. Im Sommer 1878 erschien derselbe unter dem Namen Abdallah ben Ali und gab sich für einen Prätendenten des marokkanischen Thrones aus. Er trat ziemlich grossartig auf; ausser seiner Frau hatte er einen Secretär und Adjutanten nebst zahlreicher Dienerschaft bei sich; der Adjutant war ein ehemaliger österreichischer Offizier. Die marokkanische Regierung liess ihn eine Zeit lang gewähren, da man ihn nicht sehr ernst nahm. Als er aber seine Ansprüche als Sultan von Marokko immer unverschämter betrieb und selbst einige Europäer in Tanger dupirt, ja sogar vom König von Spanien eine ziemlich bedeutende Summe Geldes erschwindelt hatte, liess man ihn in Tanger ins Gefängniss werfen. Auch hier noch erhielt er Unterstützung von aussen, und besonders soll es die früher erwähnte englische Frau des Scherifs von Wasan gewesen sein, die an seinen Stern glaubte und ihn im Gefängniss mit Speise und Trank labte. Mit welcher Unverfrorenheit er sein Wesen trieb, geht auch daraus hervor, dass er bei einer englischen Waffenfabrik 50000 Stück Gewehre im Namen der marokkanischen Regierung bestellte und auf diese Bestellung hin einen bedeutenden Geldvorschuss von dieser englischen Firma verlangte — und auch erhielt! Als die Frau dieses Prätendenten, eine Engländerin, merkte, dass sein Stern im Ab-

nehmen begriffen sei, flüchtete sie in Begleitung des Secretärs und der noch vorhandenen Mittel nach England; den Adjutanten liess man zurück, und ich traf ihn in Tanger in völlig mittellosem Zustande.

Von Abdallah ben Ali hat man unterdess erfahren, dass er ein ehemaliger französischer Unteroffizier war, der Ferdinand Napoleon Joly hiess und schon wiederholt in Brüssel und Paris wegen Schwindeleien bestraft worden war. Man verlangte von ihm nichts weiter, als dass er sich schriftlich bekenne, Franzose zu sein und Joly zu heissen, dann wolle man ihn laufen lassen; er aber weigerte sich und hielt seine Ansprüche auf den marokkanischen Thron aufrecht. Man liess ihn infolge dessen im Gefängniss. Dort erkrankte er sehr bald infolge des Schmuzes und der verpesteten Luft in diesen Räumen sowie der schlechten, ungenügenden Nahrung und starb nach wenigen Monaten, womit diese Affaire, welche eine Reihe komischer Seiten hatte, besonders durch die Dupirung einiger Europäer, ihr Ende erreichte; die Marokkaner selbst haben die Angelegenheit nie ernsthaft genommen.

Unter den verschiedenen Landsleuten, denen ich in Marokko begegnet bin, muss ich besonders den unglücklichen Maler Ladein aus Mödling bei Wien erwähnen. Derselbe hatte die Umgebungen von Tanger, Tetuan, El Arisch, Rabat u. s. w. jagend und malend nach allen Richtungen durchstreift und eine ganze Reihe sehr hübscher Farbenskizzen zusammengebracht. Er hatte dann die Absicht, ins Innere von Marokko zu gehen, nach Fâs und Marrakesch und womöglich auch in den Hohen Atlas. Leider unterliess er häufig bei seinen Ausflügen die für diese Länder so nöthige Vorsicht und kam deswegen sogar mit den Europäern in Conflict. Der österreichische Consul in Tanger hatte ihn wiederholt gewarnt, ganz allein in unzugängliche und notorisch gefährliche Gegenden zu gehen, und konnte schliess-

lich nichts anderes thun, als sich einen Revers unterschreiben zu lassen, wonach der Consul durchaus keine Garantie für die Sicherheit Ladein's übernehmen könne. Im Vertrauen auf sein gutes Gewehr und seine ungewöhnliche Körperkraft fuhr Ladein fort, ganz allein derartige Ausflüge auszuführen. Trotzdem glaubte ich nicht, ihn zum letzten mal gesehen zu haben, als ich am 22. December 1879 Tanger verliess, um zunächst nach der Residenz des Sultans, Fâs, zu reisen. Als ich dann nach anderthalbjähriger Abwesenheit nach Tanger zurückkehrte, erfuhr ich das traurige Ende des österreichischen Künstlers. Er hatte sich auch nach Fâs gewandt, war von da nach Marrakesch gegangen und hat von hier aus offenbar Touren in die nördlichen Abhänge des Atlasgebirges unternommen. Auf dem Wege nach Amsmiz, in der Nähe des Flusses Nfys, fand man ihn eines Tages ermordet! Was die wahre Veranlassung zu dieser Unthat gewesen ist, wird wol schwerlich bekannt werden. Raubmord ist es offenbar nicht gewesen. Vielleicht hatte er, unkundig gewisser Gebräuche der Mohammedaner, Streit mit den Eingeborenen, vielleicht lockte ihn sein künstlerischer Drang an einen Ort (Zauya), der den Ungläubigen unzugänglich ist, um seine Skizzensammlung zu bereichern; bekanntlich aber haben die Mohammedaner nicht nur absolut keinen Sinn für Gemälde, es ist sogar im Quran streng verboten, menschliche Figuren darzustellen. Kurz, der unglückliche Ladein ist offenbar wieder ein neues Opfer jener starren, unnatürlichen Religionsform geworden, die den Namen Islam führt.

Als Beweis, wie weit deutscher Wandertrieb einzelne Leute führt, mag folgender Fall dienen. In einem Hotel in Tanger fand ich als Kellner einen Deutschen, der eine merkwürdige Reise zurückgelegt hatte. Ursprünglich bairischer Postbeamter, hatte er aus irgendeinem Grunde, vielleicht wegen einer Militäraffaire, sein Vaterland ver-

lassen, war in Amerika gewesen, hatte sich dann für die Ueberfahrt zur Rückkehr in die Alte Welt als Kellner auf einen Dampfer verdingt, war nach Algier verschlagen worden und hatte Dienst in der Fremdenlegion genommen. Von da war er desertirt nach Süden zu in die Wüste und hatte die Reise über die Oasen Figig und Tafilalet zurückgelegt. Weiter hatte er den Atlas überschritten, war nach Fâs gekommen und von da nach Tanger, und das alles ohne Geld und mit nur mangelhafter Kenntniss der arabischen Sprache! Die erwähnte Tour nach Tafilalet gehört heute noch zu einem der schwierigsten Unternehmen und ist bisher nur Gerhard Rohlfs gelungen; leider war der erwähnte deutsche Kellner nicht in der Lage, Auskunft zu geben über die geographischen Verhältnisse der durchzogenen Gebiete.

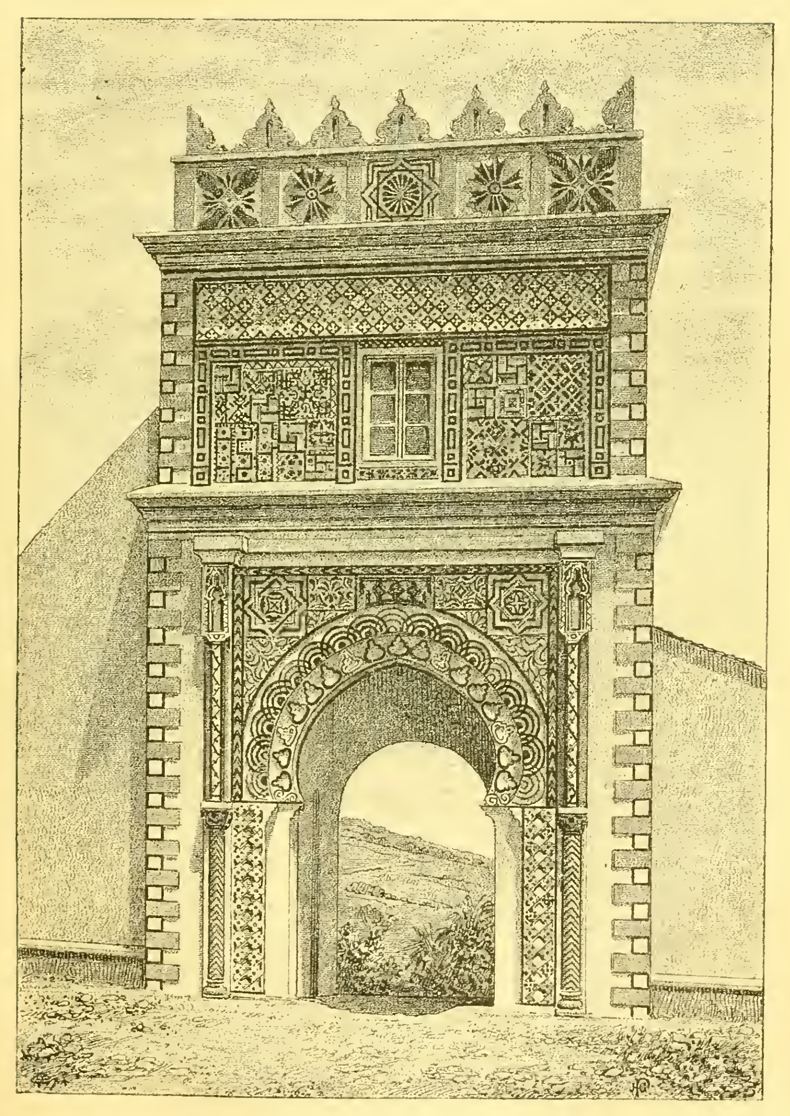
Ueberhaupt findet man in den Küstenplätzen des Orients und Nordafrikas eine Menge von Abenteurern aller Nationalitäten, die eine wahre Plage für die Consuln sind, und selbst Tanger wird jetzt von diesen internationalen Handwerksburschen heimgesucht. Es ist, als ob dieselben eine Vereinigung unter sich hätten und immer nur einzelne probeweise ausschickten, um zu recognosciren, wo sich diejenigen Consuln finden, von denen man am leichtesten Geschenke und Unterstützungen herauslocken kann.

Ausflug nach Cap Spartel und zu den Herculeshöhlen. — Einer der beliebtesten Ausflüge der Bewohner Tangers in die Umgebung dieser Stadt ist die Tour nach dem einige Stunden westlich gelegenen Cap Spartel, und es dürfte kaum einen Europäer geben, der Tanger besucht und nicht von diesem reizenden Spazierritt mit voller Befriedigung zurückgekehrt wäre. Es war ein wunderschöner Decembermorgen, als ich mit einigen Herren und Damen der europäischen Colonie Tangers die Excursion nach Cap

Spartel unternahm. Wer die Höhlen etwas südlich vom Leuchtthurm besuchen will, thut gut, den weniger schönen Weg von Tanger aus über das sogenannte Olivenwäldchen, in dessen Nähe ein kleines Dorf liegt, nach den Höhlen zu nehmen; von da aus geht man dann längs des Meeres nach Cap Spartel. Zum Rückweg nach Tanger benutzt man aber besser den directen, äusserst interessanten, zum Theil sogar recht gut unterhaltenen Reitweg, der sich immer auf den Höhen am Meere entlang hält.

Wir waren acht Personen nebst vier Dienern, theils zu Pferd, theils zu Maulthier, und brachen früh gegen 8 Uhr vom Garten des deutschen Ministers aus auf. Zwischen Hecken von Cactus, Agave und hohem Schilf, welche die grossen Gärten im Süden und Westen der Stadt abgrenzen, führt eine gepflasterte Strasse in der Richtung nach dem Monte, wo Araber und Europäer ihre inmitten üppiger Gärten liegenden Sommerwohnungen haben. Wir verliessen aber bald diesen reizenden Weg und schlugen eine mehr südliche Richtung ein über kahle, entwaldete Hügel, über Felder und brach liegendes Terrain hinweg, bis wir nach anderthalbstündigem langsamen Reiten bei dem Olivenwäldchen eine kurze Rast hielten. Der Weg war im allgemeinen nicht schön: braune Felder und die häufig mit rother Verwitterungskruste bedeckten, steil stehenden Schichten von Flyschgesteinen (eocäne Sandsteine), struppiges Gesträuch und saftgrünes Palmittogestrüpp, selten ein Hirt mit einigen weidenden Ziegen und Schafen, gaben der Landschaft einen monotonen, weniger interessanten Charakter. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter, und wieder nach anderthalbstündigem Ritt erreichten wir die steil aufsteigenden Felsen am Strande des Atlantischen Oceans, in welchen sich die bekannten Höhlen finden.

Durch eine schmale Oeffnung gelangt man in die nur matt vom Tageslicht beleuchtete Haupthöhle, die ziemlich



GARTENTHOR AM MONTE BEI TANGER. I. S. 42.



hoch ist und von der in östlicher Richtung eine Anzahl kleinerer Höhlungen und Gänge landeinwärts verlaufen. Das Gestein ist ein hartes Conglomerat, dessen einzelne Bestandtheile erbsen- bis bohnengrosse, meist oval gerollte Quarzkörner bilden, die sehr fest durch Kalkspat miteinander verkittet sind. In den breiten feuchten Klüften hat sich der Calcit tropfsteinartig in grossen Massen angesetzt. An der Westseite der Höhle sind schmale Oeffnungen, durch die das Tageslicht eindringt; von da aus sieht man tief hinab an den Meeresstrand, wo sich die Wogen unter donnerndem Geräusch brechen; das Wasser dringt in eine kesselartige Erweiterung, die durch einen Damm vom Meer getrennt ist, und läuft dann durch unterirdische, nicht sichtbare Oeffnungen wieder ab. Es ist ein grossartiges, wildes Schauspiel, das man inmitten dieser Höhle geniesst; Woge folgt auf Woge, bricht sich donnernd am Gestein, sodass das Wasser hoch aufspritzt, und ununterbrochen hallt die Höhlung wider von dem brausenden Geräusch der Brandung.

Die Höhle selbst war ursprünglich nicht so gross, als sie sich jetzt repräsentirt; sie ist künstlich erweitert worden, da seit undenklicher Zeit hier Mühlsteine gebrochen werden. Die dort arbeitenden Araber hauen mit einem meisselartigen Instrument kleine Mühlsteine von etwas über einen Fuss Durchmesser heraus; sie sind dabei nicht vorsichtig und sorgen nicht für das Stehenlassen von natürlichen Stützen, sodass wiederholt Theile des Gewölbes eingestürzt sind. Auch jetzt zeigt das Deckengewölbe deutliche Risse, sodass man schwer ein Gefühl der Angst los werden kann und unwillkürlich alles Geräusch vermeidet, in der Furcht, durch die geringste Lufterschütterung überhängende und zerklüftete Gesteinsmassen zum Herabstürzen zu bringen. Wenige Jahre vor meinem Besuch dieses pittoresken Punktes sind mehrere arabische Arbeiter durch einen theilweisen Einsturz des Deckengewölbes erschlagen worden.

Die Benutzung dieses rauhen und harten Gesteins zu Mühlsteinen muss eine uralte sein, denn überall sieht man in dem Felsen noch die Spuren von früherer Bearbeitung, Ringe, die mit Meisseln in das Gestein getrieben wurden und die man dann nicht weiter ausgearbeitet hat, da vielleicht die betreffende Stelle sich als weniger günstiges Material zeigte.

Zu dieser Conglomeratbildung gehört auch ein in der Nähe auftretender lichtgelber Sandstein, dessen Oberfläche überall mit einer rostrothen Kruste von Eisenoxydhydrat bedeckt ist, sowie ein darunterliegender dunkelbrauner, schwerer, stark eisenhaltiger und fester Quarzsandstein. Der gesammte Schichtencomplex ist sehr steil aufgerichtet, sodass derselbe jedenfalls zu der längs der marokkanischen Küste weitverbreiteten Zone von eocänen Flyschgesteinen gehört, die hier eine eigenthümliche locale Entwickelung zeigen.

Bei sehr niedrigem Wasserstande bemerkt man übrigens, dass tief unter dem heutigen Niveau der Höhle, etwa in 15 m Tiefe, dieses Quarzconglomerat gleichfalls die Spuren früherer Bearbeitung zeigt, indem man deutlich die kreisförmigen Einschnitte in dem jetzt fast immer mit Wasser bedeckten Uferfelsen sehen kann. Auch etwas höher hinauf, wo der Mühlsteinfelsen theilweise mit Sand bedeckt ist, finden sich solche Ringe, sodass man annehmen muss, dass hier Veränderungen in dem Verhältniss des Meeresspiegels zu der Küste stattgefunden haben. Der erste Gedanke bleibt ja immer der, dass hier am Atlantischen Ocean sich die marokkanische Küste gesenkt habe; da nun derartige Senkungen sehr langsam vor sich gehen, so schliesst man, dass die Benutzung dieses Conglomerats zu technischen Zwecken schon in grauer Vorzeit stattgefunden habe. Um an den Stellen, wo sich die erwähnten Ringe im Gestein zeigen, ungehindert arbeiten zu können, müssen dieselben natürlich vollständig trocken gelegen sein; jetzt sind die-

selben fast immer mit Wasser bedeckt und man arbeitet ausschliesslich 15 m höher in der grossen Höhle. Es wäre jedenfalls interessant, diese Höhlungen genauer zu untersuchen, ob sich daselbst nicht archäologisch wichtige Funde machen liessen; ein kurzer Besuch, wie ich es nur thun konnte, genügt zu so etwas natürlich nicht.

Die kleinen Mühlsteine selbst werden nicht nur in Tanger verwendet, sondern die ganze weitere Umgebung wird damit versorgt, und man sieht dieselben vielfach in den Häusern der Landbewohner.

Von diesen Höhlen gelangt man in einer kleinen halben Stunde nach der nordwestlichsten Spitze Afrikas, dem Cap Spartel. Der Weg führt immer längs des Meeres, bald durch Dünensand, bald über Sandsteinpartien weg, und zahlreiche kleine Wasserrisse fliessen von den Höhen, die man zur Rechten hat, in das Meer. Cap Spartel ist ein weit ins Meer hinausgeschobener Felsen, auf dessen äusserstem schroff in die Fluten herabstürzenden Riff ein prächtiger hoher Leuchtthurm errichtet ist. Um denselben ist die Wohnung des Wächters angebaut und in dem dadurch entstandenen Hofraum sprudelt eine starke, gut eingefasste Quelle hervor, die ein treffliches, frisches, etwas eisenhaltiges Wasser liefert. Ausserhalb dieses Gebäudes befinden sich noch einige niedrige Wohnhäuser für die Gehülfen des Wächters und die demselben beigegebenen arabischen Soldaten. Eins dieser Häuser ist speciell zu dem Zweck gebaut, Schiffbrüchigen Unterkunft zu gewähren. Das Meer bei Cap Spartel, wo die Einfahrt aus dem Atlantic in das Mittelmeer beginnt, ist ungemein wild und aufgeregt und häufig genug müssen Schiffe hinter dem Vorgebirge Schutz suchen und besseres Wetter abwarten. Wenige Tage vor unserer Anwesenheit hatte das englische Kriegsschiff „Express“, mit Lord Napier, dem damaligen Gouverneur von Gibraltar, an Bord, hier Unterkunft gesucht; es kam von

Cadiz und hatte zu der Fahrt nach Gibraltar, die man in der Regel in 8 Stunden zurücklegt, fast volle 24 Stunden gebraucht. Die Stürme des Atlantischen Oceans brausen hier, besonders im Winter, mit furchtbarer Gewalt um den isolirt stehenden Thurm, und die wenigen, von jedem bewohnten Orte meilenweit entfernten Menschen führen hier ein einsames, verlassenes, der Menschheit aber überaus nützliches Dasein.

Der Leuchtthurm selber ist ein prachtvolles, äusserst solides und elegantes Bauwerk, in welchem eine eiserne Wendeltreppe bis zum obersten Punkt, wo die Lampe aufgestellt ist, führt. Er wurde auf energisches Drängen der europäischen Mächte von der marokkanischen Regierung errichtet, die einen französischen Ingenieur mit dem Bau betraute. An der Unterhaltung desselben und zur Bestreitung der Kosten für Leuchtmaterial (Oel), Aufsichtspersonal u. s. w. tragen zehn verschiedene Mächte bei, von denen jede jährlich 1500 Frs. zahlt. Als Wächter fungirte lange Zeit ein Mann, der in Marokko eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, ein Sachse Namens Wenzel, der nach einem höchst abenteuerlichen Leben hierher verschlagen worden war. Die Araber nannten ihn Sidi Binzel, und sein Amt war kein leichtes, da die ihm beigegebenen zwei Gehülfen, Spanier von jener Sorte, wie sie in Marokko vielfach zu finden sind und die meistens des Militärdienstes wegen ihr Vaterland verlassen haben, durchaus nicht jenen Sinn für Gewissenhaftigkeit und Ordnung im Dienst haben, wie er zu einem so verantwortlichen Posten nöthig ist. Die fremden Vertreter in Tanger bilden den Aufsichtsrath über den Leuchtthurm, und einer derselben führt die Kassengeschäfte, worin eigentlich jährlich abgewechselt werden soll. Aber schon seit einer Reihe von Jahren ist dieses Amt der deutschen Botschaft übertragen, deren Kanzler sich der Mühe unterzieht, und die andern Herren beeilen sich durchaus nicht, ihn von diesem Geschäft abzulösen.

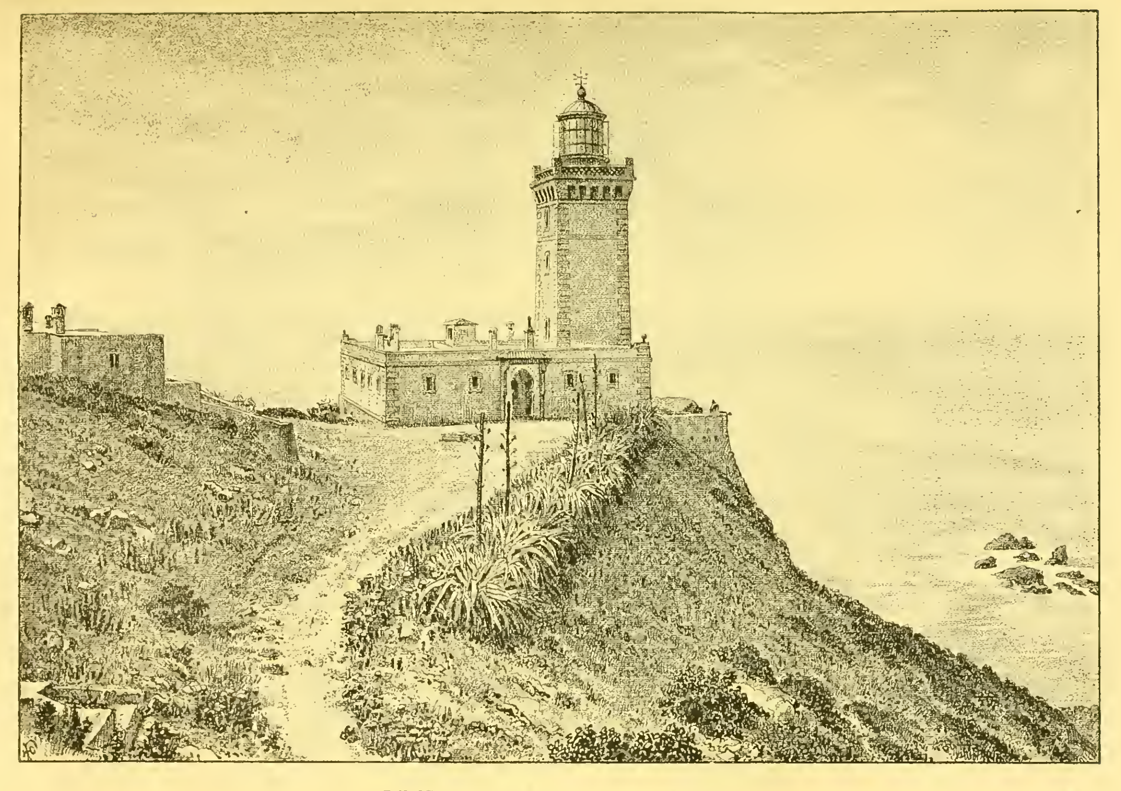
Ein Jahr vor meiner Ankunft in Marokko wurde „Sidi Binzel“ seines Postens enthoben, und er lebt nun in einer der Küstenstädte am Atlantischen Ocean, wo er in einem Handelshause Beschäftigung fand. Seine langjährige Kenntniss von Land und Leuten und deren Sprache und Sitten lassen ihn wol als eine sehr passende Persönlichkeit im Verkehr mit den Eingeborenen erscheinen.

Sein Nachfolger ist ein Deutschböhme Namens Gumpert, von Geschäft ein geschickter Kunsttischler, der auch schon lange in Marokko lebt und in seinen freien Stunden dieses Gewerbe ausübt. Er theilt sich mit zwei Gehülfen in den Dienst, von denen jeder acht Stunden ununterbrochen die Wache hat. Auch er hält den Leuchtthurm und das Gebäude in musterhafter Ordnung, und alles in der kleinen Colonie athmet die peinlichste Sauberkeit, Ordnung und Nettigkeit.

Die Lage des Leuchtthurms ist in landschaftlicher Beziehung von ganz grossartiger Schönheit. Auf einer mehr als 500 Fuss senkrecht aus dem Meere steigenden Klippe an der Grenze zweier Meere gelegen, gewährt er einen unvergleichlich schönen Rundblick, und es ist begreiflich, dass die europäische Colonie in Tanger häufig und gern Ausflüge dahin unternimmt. Jede dieser von mehrern Personen unternommenen Excursionen gestaltet sich zu einem fröhlichen Pickenick; man muss natürlich Speisen und Getränke mitbringen, da die Bewohner dieses exponirten Postens nur das Nothwendigste für sich haben; fast täglich lässt der Wächter Gumpert die erforderlichen Lebensmittel mittels eines Tragthieres von Tanger heraufschaffen. Gern wird jeder wieder die herrliche Aussicht geniessen, die sich hier bietet. Im schönsten Licht einer südlichern Sonne schaut man nach Westen weit hinaus in die Fluten des Atlantischen Oceans, während man klar vor sich die hohe spanische Küste hat, mit der unvergleichlich schönen Strasse

von Gibraltar. Man sieht das Cap Trafalgar, ewig denkwürdig durch die Seeschlacht am 22. October 1805, in der Nelson die spanisch-französische Flotte vernichtete. Weiterhin nach rechts erblickt man die weissen Häuser Tarifas, mit der weit ins Meer hinausgeschobenen Festung, auch ein historisch wichtiger Punkt. Hier landete im Jahre 711 der in Tanger residirende Musa Tarif ben Malek, aufgefordert dazu von dem spanischen Grafen Julian, um denselben gegen König Roderich zu schützen; aber die wilden Araber fanden das Land viel zu schön, um es wieder zu verlassen, und sie eroberten nach und nach ganz Spanien; zu Ehren des arabischen Fürsten aber wurde die dort gegründete Stadt Tarifa genannt. Lässt man das Auge weiter schweifen nach Osten zu, so haftet es endlich an dem gewaltigen Felsen von Gibraltar, der die malerische Bucht von Algesiras abschliesst. Al gesira el chodra (die grüne Insel) nannten die Horden von Tarik ben Zyad jene Gegend, ein Name, den die Stadt noch heute trägt. Nach rückwärts zu aber schaut man von diesem herrlichen Aussichtspunkt weit in das Land hinein, über grüne Thäler und flache Hügel bis an die Berge des innern Marokko. Wahrlich, die an Naturschönheiten so reiche Mittelländische See wird wenig Punkte haben, die sich mit Cap Spartel und seinem Leuchtthurm messen lassen.

Als wir nun die herrliche Aussicht nach allen Seiten genossen hatten, erhöhte noch ein gemeinsames äusserst animirtes Pickenick, zu welchem natürlich auch der brave Wächter jenes gesegneten Erdenwinkels beigezogen wurde, den Genuss dieses vom herrlichsten Wetter begünstigten Tages. Und als dann Meister Gumpert einer alten Ziehharmonica vaterländische Volkslieder entlockte, und die Fröhlichkeit der aus den verschiedensten Nationen zusammengesetzten Gesellschaft immer lauter wurde, sahen die ernsten arabischen Diener und Machazini bedenklich in dieses Trei-



LEUCHTTHURM AM CAP SPARTEL.

I. S. 48.



ben und konnten es gar nicht mit ihren mohammedanischen Gesetzen von Anstand und Sitte in Einklang bringen, dass die rumi (Römer, d. i. Christen) ihrer guten Laune einen so lauten und lebhaften Ausdruck gaben.

Als Rückweg nach Tanger benutzten wir den kürzern und schönern Weg, der durch die Gärten am Monte führt. Ein mühsam dem Gestein abgerungener, gut gehaltener Pfad, der schon von Sidi Binzel angelegt worden ist, führt rasch abwärts, zur Linken das von Schiffen belebte Meer, zur Rechten die mit einer reichlichen Vegetation bedeckten Berge. Bald erreichten wir ein schönes ebenes Plateau, reich übersäet mit Terebinthengebüschen, Palmittogestrüpp und andern Pflanzen einer wärmern Zone, mit Heerden von Schafen, Ziegen und Rindern, und unwillkürlich nahmen die Thiere einen schärfern Galop an, ja einzelne aus der Gesellschaft improvisirten wol auch ein kleines Wettrennen auf dieser hübschen Ebene. Von hier aus geht es wieder abwärts und man kommt in jenes mehrfach erwähnte Gebiet von Gärten und Villen, durch welches schmale gepflasterte Strassen ziemlich steil hinabführen bis zur Schlucht beim Judenflusse. Granaten- und Orangenbäume sind übrigens häufig, Magnolien und Feigen gleichfalls und dazwischen sieht man die blaugrünen Blätter der jetzt in Europa so massenhaft verbreiteten Eukalypten, die man ihres schnellen Wachsthums wegen zur Trockenlegung feuchter Gegenden anpflanzt. Die lebendigen Hecken aber bestehen aus einem dichten Gebüsch von Oelbaum, Buchsbaum, Lorber, Aloë, Cactus, Weissdorn u. a. m., die alle so üppig und dicht wachsen, dass man oft mühsam mit dem Pferd durch diese engen Gassen kommen kann. Spät abends langte dann die Gesellschaft bei ihrem Ausgangspunkt, dem Garten der deutschen Legation an und ging hier auseinander, in jeder Weise von dem genussreichen Ausflug befriedigt. Glücklich aber diejenigen, die in stiller Zurückgezogenheit in jenem

gesegneten Theile Nordafrikas ihr Leben verbringen können, die nicht das Bedürfniss haben, sich an den in Europa herrschenden Zeit- und Streitfragen activ zu betheiligen. Jedenfalls habe ich meinem Aufenthalte in Tanger ein überaus freundliches Andenken bewahrt, was freilich gewiss nicht zum mindesten dem liebenswürdigen Entgegenkommen deutscher Landsleute zu verdanken ist, die mich bei meinem spätern schwierigen Unternehmen so wesentlich unterstützt haben. Von Cap Spartel und seinem weit in das Meer hinausleuchtenden Thurme aber kann ich nur sagen: *ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet!*

ZWEITES KAPITEL.

TETUAN UND DIE LANDSCHAFT ANDSCHIRA.

Vorbereitungen. — Marsch zum Fundâq. — Ankunft in Tetuan. — Geschichte der Stadt. — Inneres derselben. — Mellah. — Fluss. — Europäer. — Industrie. — Besuche. — Arabische Hochzeit. — Kitân. — Kohlenvorkommen. — Petrefactenlager. — Arabische Justiz. — Kabyle Beni Mada'an. — Cap Martin. — Export. — Hammelfest. — Höhlen. — Jüdische Hochzeit. — Scheschawan. — Abreise von Tetuan. — Tour nach Ceuta. — Neutrale Zone. — Kaid Muhamed Kandja. — Abreise von Andschira. — Rückkehr nach Tanger. — Gaukler aus Wad Sus. — Fahrt nach Gibraltar. — Hadsch Ali Butaleb. — Cristobal Benitez. — Vorbereitungen für die Reise in das Innere.

In der Zeit vom 18. November bis 4. December 1879 unternahm ich eine Reise von Tanger nach Tetuan und in die Gebirgslandschaft Andschira. Es war dies gewissermassen eine Vorbereitungstour in das Innere von Marokko, auf der ich die Art und Weise des Reisens in diesem Lande kennen lernen wollte. Ich kann nur jedem rathen, der ausersehen ist, in einem ihm fremden Lande eine ausgedehntere Reise zu unternehmen, sich vorher durch eine oder einige kleinere Touren mit den Verhältnissen vertraut zu machen; es werden ihm dadurch später viel Geld- und Zeitverlust sowie viel Aerger und Enttäuschungen aller Art erspart. Die achtzehntägige Tour nach Tetuan ergab aber auch eine ganze Zahl interessanter geographischer und naturhistorischer

4*

Beobachtungen; die Karten von diesem Gebiet, das dicht vor den Thoren Europas liegt, sind im höchsten Grade mangelhaft und falsch, sodass man gar nicht weit zu gehen braucht, um für die Erkenntniss der Erdoberfläche neue Daten zu sammeln.

Seitens des Gouverneurs (Amil) von Tanger war mir ein Machazini (Lehnssoldat) zur Verfügung gestellt, Namens Muhamed Kalei; derselbe erhielt pro Tag 3½ Pesetas (Francs), sowie Nahrung für sich und sein Pferd. Als Diener und Koch engagirte ich einen in der deutschen Legation vielfach beschäftigten Juden, Jakob Azogue, der zwar in Bezug auf Gehalt etwas anspruchsvoll war (er erhielt dasselbe wie der Soldat, was für einen Diener entschieden viel zu hoch bezahlt ist), im übrigen aber ein ruhiger, sehr brauchbarer Bursche ist, der für europäische Reisende, die sich innerhalb des ungefährlichen Theils von Marokko bewegen, sehr zu empfehlen ist. Ich hatte drei Pferde und ein Maulthier gemiethet; für mein Pferd und das Maulthier, welches neben dem Gepäck auch noch den Diener tragen musste, zahlte ich pro Tag 7 Pesetas, also verhältnissmässig wenig, für die zwei andern Pferde aber täglich 2½ Duros (10 Mark). Ein Zelt für mich erhielt ich in der deutschen Legation geliehen, ein zweites für die Leute miethete ich zum Preise von 6 spanischen Realen täglich. (19 Realen = 5 Francs). Das Gepäck bestand aus Feldbetten, die ich gleichfalls der Freundlichkeit des deutschen Ministers verdankte, Küchengeschirr, verschiedenen Provisionen, Instrumenten, Kleidern u. s. w. Empfehlungsbriefe hatte ich reichlich, vom deutschen Vertreter erhielt ich Schreiben an den Kaid des Districts Andschira und an den Kaid von Tetuan, ebenso an den spanischen Consul in Tetuan; der österreichische Consul Dr. Schmidl, der früher in Tetuan gewohnt hat, gab mir Briefe mit an einen seiner arabischen Handelsfreunde daselbst, Hamid Salas, sowie an den öster-

reichischen Consularagenten Ben Abdeltif, einen jüdischen Kaufmann.

Im Garten des deutschen Ministers wurde am 18. November früh alles gepackt, aber es wurde doch 10 Uhr, bis wir fortkamen. Nach Ueberwindung mancher kleinen Schwierigkeiten, z. B. des Durchgehens eines bereits bepackten Tragthieres, welches zum grossen Gaudium der Jugend sämmtliches Gepäck abwarf und weithin umherstreute, brachen wir auf mit dem Plan, heute noch bis zum Fundâq zu gehen, einem einzeln stehenden von der Regierung erbauten Hause zur Aufnahme von Karavanen, das ungefähr in der Mitte zwischen Tanger und Tetuan liegt. Es dient dieser Punkt gewöhnlich als Lagerplatz für diejenigen, welche nicht den Weg in Einem Tage zurücklegen wollen, was an sich eine anstrengende zwölfstündige Tour ist.

Die allgemeine Richtung, die wir einschlugen, war eine südöstliche, der Weg führte aber häufig in Zickzacklinien, wie es eben die hügelige Beschaffenheit des Terrains mit sich bringt. Zuerst ging es eine kurze Strecke längs der Meeresküste, dann durch hohe Sanddünen, von wo wir in das Gebiet eines lichtgrauen Kalkmergels gelangten, der niedrige, flache Hügel bildet; das Streichen der ziemlich steil stehenden Schichten war NW—SO, und gehören diese Bildungen gleichfalls zu den schon mehrfach erwähnten eocänen Flyschgesteinen. Hier entsprangen zahlreiche kleine Quellen und flossen dem Meere zu. Die Gegend ist völlig entwaldet und nur Palmitto- und Ginstergestrüpp geben etwas Grün; stellenweise wurde geackert, aber im Verhältniss zur Grösse des zum Anbau tauglichen Terrains scheint nur wenig bebaut zu werden. Es trachtet eben jeder nur gerade so viel anzubauen, als er für sich und die Seinigen nöthig hat; was darüber ist, wird ihm doch in der Regel von den Beamten des Sultans weggenommen.

Wir ritten ununterbrochen bis 5 Uhr abends; je weiter

wir in südöstlicher Richtung kamen, um so höher und steiler wurden die Berge, die Wege schlechter und einmal stürzte sogar mein Pferd und ich verstauchte mir etwas die linke Hand. Gegen 3 Uhr nachmittags kamen wir in ein höheres, aus eisenschüssigem Sandstein bestehendes Gebirge, dessen Streichungsrichtung die umgekehrte war wie früher, nämlich NO—SW, und diese Richtung blieb in allen Höhenzügen bis Tetuan dieselbe. Auch die Schichten dieses petrefactenleeren Sandsteins standen fast senkrecht. Die Gegend war hier viel schöner; reichlicher Graswuchs und zahlreiche Sträucher mit kleinen, dunkelgrünen Blättern, die den Schafen und Ziegen zur Nahrung dienen, dazwischen vereinzelte Korkeichen, einige wilde Oliven u. a. m. machten einen wohlthuenden Eindruck gegenüber der öden Küstengegend. Unser Lagerplatz befand sich inmitten eines grossen Complexes von Weidegründen, und wir begegneten zahlreichen Schaf- und Ziegenheerden. Bald waren die Zelte aufgeschlagen und wir ruhten an den hellauflodernden Feuern; es war ziemlich kalt und ein scharfer Ostwind wehte vom Mittelmeer herüber; dafür hatten wir aber auch einen wunderschönen klaren Sternenhimmel und konnten hoffen, dass das Wetter andauernd schön bleibe; in Tanger hatten wir die letzten Tage viel Regen gehabt.

Bald war die einfache Mahlzeit bereitet, die Hirten brachten uns frische Milch zum Verkauf, und nach dem Thee legte sich alles schlafen; eine tiefe Ruhe bedeckte die Gegend, und nur hin und wieder hörte man das Aufbellen eines der Schäferhunde. Die Treiber hatten ihren Thieren die Vorderfüsse gefesselt und legten sich in deren Nähe, einfach in ihre Dschellaba gehüllt, am Boden nieder.

Ortschaften hatten wir nicht passirt, wohl aber gab es deren etwas abseits vom Wege, und zwar die Dörfer Chrîb und Eswabha, die beide noch von der im District Tanger vorherrschenden Kabyle Fâhs bewohnt waren, und ferner

die von der Familie der Wadras bewohnten kleinen Dörfer Schwuamha, Taïfi und Elbunin. Die Namen der Flüsse und Bäche, die wir passirten, sind: Wad Suani, Wad Emrorah, Wad Sined und Wad Dfel.

Als wir am 19. zeitig des Morgens aufstanden, hatten wir nur 9° C., und das schien empfindlich kalt; wir brachen aber schnell die Zelte ab, bepackten die Tragthiere und ritten weiter. Um 9 Uhr wurde es schon viel milder und schliesslich sogar recht heiss. Der Weg führte vom Lagerplatz steil aufwärts zu dem Fundâq, das an einer weithin sichtbaren Stelle am Abhang eines Berges errichtet ist. Es ist ein grosser, von vier Mauern umgebener Hof mit Stallungen für die Thiere und kleinen schmuzigen Löchern für die Reisenden. Die letztern können nicht genug gewarnt werden vor dem Aufenthalt in marokkanischen Fundâqs, die von Ungeziefer wimmeln. Ich ging auch nur flüchtig in dem Hause herum, um es anzusehen; ein einziger Mann, der dasselbe vom Staat gepachtet hat, befand sich darin; er bot uns Kaffee an, es sah aber alles so schmuzig aus, dass wir uns schleunigst entfernten mit Zurücklassung eines kleinen Trinkgeldes. Man hat übrigens von diesem mehr als 200 m über dem Seespiegel hoch gelegenen Hause einen herrlichen Blick in die umgebende Gebirgslandschaft. Zwei Wege trennen sich hier; der eine führt abwärts nach Tetuan, der andere geht weiter nach Qasr el Kebir und Fâs, und wird von den Tetuanern, die in die Hauptstadt des Landes reisen wollen, benutzt.

Der Weg vom Fundâq abwärts war sehr schlecht, steil und mit Gesteinstrümmern bedeckt, sodass die Thiere geführt werden mussten. Die Berge ringsum bestehen noch aus demselben eisenschüssigen Sandstein, bald aber kommen dolomitische Gesteine, Rauchwacke sowie Kalke. Die Schuttbildungen an den Gehängen und in den Thälern sind sehr bedeutend, denn in wasserreichen Jahren entstehen zahlreiche

Giessbäche. Wir kamen, wieder aufwärts steigend, in die Landschaft Wadras; die Berge ringsumher mit zackigen pittoresken Formen steigen bis zu 600 m Höhe an. Wir überschritten einen Pass in einer Höhe von 280 m, bei einer Lufttemperatur von 22° C. im Schatten. Von hier führte der Weg wieder abwärts, über kleinere Hügel hinweg, an den Gehängen höherer Berge hin, meist derart, dass die Pferde geführt werden mussten. Endlich gegen Mittag hatten wir das Bergland hinter uns, und eine fruchtbare, weite Ebene breitete sich aus, die im Hintergrunde wiederum von hohen Bergen begrenzt war, vor welchen sich ein langer, flacher Hügelzug ausdehnte. Zwischen diesem und den Bergen sollte Tetuan liegen. Aber es dauerte noch zwei Stunden, ehe wir die der Mittagssonne ausgesetzte Ebene durchschritten und den Hügelzug umgangen hatten. Dann führte der Weg über eine schöne Brücke, darauf wieder links in eine fruchtbare gutbebaute Ebene und bei einer Wendung des Weges erblickten wir plötzlich Tetuan, mit seinen weissen Häusern, der Qasba, den langen zackigen Stadtmauern und den viereckigen Thürmen der Moscheen. Noch aber hatten wir gut 1½ Stunden zu reiten, ehe wir die Thore der Stadt erreichten; kurz vor denselben passirten wir einen kleinen Bach, wo wir halten mussten, um die ermatteten Thiere zu tränken, und auch uns that ein frischer Trunk fliessenden Wassers wohl. Unter Anführung unsers Machazini, der freundlich von der Thorwache begrüsst wurde, zogen wir dann durch das finstere Thor in die engen Gassen des Städtchens ein.

Wie erwähnt, führt die Landschaft vom Fundâq bis Tetuan den Namen Wadras, wie auch die Bewohner, deren kleine Dörfer aber nicht sichtbar waren, da sie tief in den Seitenthälern versteckt liegen. Der Name des Flusses in der Nähe des letzten Nachtquartiers war Wad Amrah; dann passirten wir den Wad Agras und Wad Charub, und end-

lich bei der Brücke den Wad Merra, der sich mit Wad Busfeka, an welchem Tetuan liegt, vereinigt.

Ich zog es vor, die Gastfreundschaft des mir empfohlenen Arabers Hamid Salas anzunehmen, der mir ein hübsches leer stehendes Haus anbot, statt in dem sogenannten Hotel del Universo — ein jämmerliches jüdisches Wirthshaus — abzusteigen. Die Häuser sind alle gleichförmig gebaut, meist ebenerdig, die Zimmer münden in den offenen gepflasterten Hof und über den Wohnräumen ist das flache Dach, welches als Terrasse dient, die in der Regel nur von den Frauen benutzt werden soll. Die untere Hälfe der Wände ist in geschmackvoller Weise mit hübschen Fliesen belegt, der steinerne Fussboden mit Matten und Teppichen bedeckt. Die Diener mit den Pferden wurden in einem Fundâq untergebracht, und ich blieb mit dem Soldaten und Jakob allein im Hause, das wir uns nun herrichteten. Zwei grosse Zimmer schienen uns die besten; eins behielt ich für mich, das andere diente als Küche und Schlafgemach für die beiden Leute. Hamid Salas, ein gutmüthiger Araber, schien sehr erfreut und geehrt, mich bei sich zu haben, und zeigte das auf jede Weise.

Tetuan ist eine uralte Stadt, und schon zur Römerzeit soll hier ein Ort mit Namen Thagat gestanden haben. Später besetzten die Araber auch diese Gegend und besitzen die Stadt heute noch, trotz der vielen Versuche der Spanier, dieselbe in Besitz zu bekommen. Sie ist im Laufe der Zeit vielmals zerstört worden. Im Jahre 1310 wurde sie von einem Sultan aus dem Geschlecht der Meriniden, Namens Abu Thabet Amer, neu aufgebaut, aber schon im Jahre 1400 wurde Tetuan von den Spaniern von Grund aus zerstört, da es ein sehr bequemer Zufluchtsort für die damals so gefürchteten Piraten war. Später wieder aufgebaut, ging die Seeräuberei wieder von hier aus, und der Marquis de Santa-Cruz zerstörte den Ort aufs neue im

Jahre 1564. Die Araber bauten den Ort dann wieder auf; die letzte Beschiessung desselben fand im Jahre 1860 gleichfalls durch die Spanier statt. Die Spuren dieser Belagerung sind noch heute sichtbar, und der ganze nach dem Fluss zu gelegene Theil ist mehr oder weniger Ruine. Die Stadt ist infolge dessen auch stark entvölkert und hat eine Menge leerstehender Häuser; fast jeder wohlhabende Araber besitzt mehrere Häuser, die er abwechselnd bewohnt. Der jetzige Name Tetuan wird von den Arabern auf eigenthümliche Weise erklärt. Es soll vor langer langer Zeit, als die Gegend öfters von wilden berberischen Bewohnern des Rîfgebirges bedroht wurde, die Sitte geherrscht haben, dass beständig ein Wächter auf einem hohen Minaret gestanden und bei herannahender Gefahr gerufen habe: Tet-Tagüen, Tet-Tagüen (öffnet die Augen, öffnet die Augen), und danach sei der Ort später Tetuan oder, wie er auch häufig geschrieben wird, Tetawan (Tztawan) genannt worden.

Die Stadt ist Festung, mit starken und hohen Mauern umgeben, die natürlich, wie sich gezeigt hat, europäischen Geschützen nicht widerstehen können, und wird von einer höher gelegenen Qasba (Citadelle) überragt, in welcher der Gouverneur wohnt, in der überhaupt der Sitz der Behörden sich befindet. Sie mag gegen 20000 Einwohner haben, vielleicht etwas mehr, wovon aber mindestens ein Viertel hispanische Juden sind.

Die zahlreichen unregelmässig verlaufenden Strassen sind ausserordentlich eng, finster und schmuzig; man merkt, dass hier die europäische Controle fehlt. Vieles deutet aber auf frühere Grösse und Reichthum des Ortes. Manche Häuser sind im Innern sehr schön und die nach dem Fluss zu gelegenen haben üppige, aber jetzt vernachlässigte Gärten. Es wohnen daselbst einige sehr reiche Araberfamilien, die in den letzten Jahren mit ungeheuern Kosten wunderbar schöne Häuser haben errichten lassen. Jeder, der Tetuan

besucht, sollte die innere Einrichtung der Häuser von Briza sowie die der Familien Arrhasini und Chtîf ansehen. Sie sind im reinsten maurischen Stil erbaut und aufs reichste mit prachtvollen Malereien und Stuccaturen ausgestattet.

Moscheen mit hohen viereckigen Thürmen sowie Heiligengräber gibt es zahlreiche, die Bevölkerung gilt im allgemeinen als sehr fanatisch. In der Mitte der Stadt befindet sich ein riesiger quadratischer Platz mit der christlichen Kirche und dicht dabei das spanische Consulat; auch ein europäischer Arzt, der eine kleine Apotheke hält, lebt dort. Die europäische Bevölkerung besteht aus Spaniern niederer Sorte, Handwerkern, kleinen Krämern, besonders auch Korkschneidern, da die Wälder in der Umgebung reich an Korkeichen sind; die Korke werden übrigens auf die Schiffe geschmuggelt, da die marokkanische Regierung den Export nicht gestattet.

Die Juden wohnen nicht wie in Tanger mit der übrigen Bevölkerung zusammen, sondern in einem besondern Stadttheil, der Mellah, die abends durch Thore geschlossen wird (anderwärts Ghetto genannt). Sind die arabischen Stadttheile schon unsauber, so ist die Mellah geradezu schrecklich. In den überaus engen Strassen wohnen die Tausende von Juden eng zusammengepfercht in den kleinen Häusern in geradezu sanitätswidriger Weise.

Die Lage der Stadt ist ausserordentlich schön. Der Fluss Busfeka (oder Wad el Jelu) hat sich zwischen fast 1000 m hohen Bergen ein Bett gewühlt und mündet, nach Osten fliessend, beim Cap Martin ins Meer. An der Nordseite des Gebirges erhebt sich dann die Stadt terrassenförmig ansteigend und man hat von den Dächern der Häuser aus einen herrlichen Blick über das gartenreiche Flussthal hinweg auf die vielzackigen Berglandschaften des südlichen Marokko. Leider führt der Fluss wenig Wasser und ist seine Mündung vollständig versandet. Es ist dies

eine Eigenthümlichkeit vieler der dort ins Meer laufenden Bäche und Flüsse; wenige hundert Schritt vor dem Strand verläuft plötzlich das Wasser im Sande und eine breite Sandbank hat sich zwischen Meer und Fluss gebildet. Wäre Tetuan im Besitz einer europäischen Macht, so würde es wol das erste sein, dass man den Busfeka sowol an der Mündung wie auch in seinem Unterlauf ausbaggerte, um mit Schiffen direct bis an die Thore der Stadt fahren zu können; die Entfernung beträgt ungefähr eine Stunde und die Kosten würden nicht bedeutend sein. Als die Spanier 1860 Tetuan belagerten, haben dieselben von Cap Martin aus eine Strasse bis kurz vor die Stadt gebaut, um die zur Beschiessung nöthigen Kanonen dahin schaffen zu können. Nachdem die Spanier infolge des Friedens die Stadt wieder an Marokko abgeben mussten, ist auch die Strasse wieder verfallen und in der Regenzeit ist der Weg zum Cap Martin ausserordentlich sumpfig. Es gibt aber in ganz Marokko nicht eine einzige fahrbare Strasse; der Araber hat dafür absolut keinen Sinn und kommt mit seinen Pferden, Maulthieren und Eseln überall durch.

Die europäische Colonie in Tetuan ist klein; einen eigentlichen Vertreter hat nur Spanien, die andern Staaten haben einige sogenannte Consularagenten dort, wozu gewöhnlich wohlhabende jüdische Kaufleute verwendet werden. Spanien hat eben das meiste Interesse an diesem wichtigen Ort, wichtig wegen seiner günstigen Lage und seiner hochentwickelten Industrie. Die letztere ist sehr umfangreich, und ganz Marokko wird mit gewissen Artikeln von Tetuan versehen. Lederarbeiten, besonders Pantoffeln, Gürtel, Taschen u. s. w., alles sehr bunt, werden in grossen Massen fabricirt; sehr bekannt sind die langen, schön verzierten Gewehre, welche man hier fertigt, und die mit zum Theil sehr geschmackvoll eingelegtem Silber verziert sind. Berühmt sind ferner die Gold- und Seidenstickereien sowie die Holz-

malereien von Tetuan; man findet in dem umfangreichen, aus lauter kleinen Butiken bestehenden Bazar herrliche alte Stoffe mit prächtiger gestickter Arbeit. Alte Waffen, Säbel, Dolche u. s. w. gibt es gleichfalls viel, überhaupt kann der Liebhaber von Antiquitäten und orientalischen Arbeiten hier in Tetuan sehr viel Geld los werden. Die Töpferei und die Fabrikation von schönen bunten Fliesen zur Belegung von Fussböden und Bekleidung von Wänden ist gleichfalls berühmt. Tetuan ist eine der werthvollsten Städte für Marokko und es ist begreiflich, wenn der Sultan alles anwendet, um diesen für ihn sehr einträglichen Ort zu behalten.

Am Tage nach meiner Ankunft gab ich die officiellen Empfehlungsschreiben ab und wurde natürlich von den arabischen Würdenträgern mit aller Freundlichkeit empfangen, ohne dass dieselben aber sich zu einer Unterstützung etwaiger Reiseunternehmungen von Tetuan aus verpflichteten. Wo ich hinkam, musste ich die drei unvermeidlichen kleinen Schälchen Thee nehmen, eine Sitte, die den Neuling in Marokko zur Verzweiflung bringen kann. Es gehört zur Regel, dass derjenige, der Besuch erhält, den Gast mit Thee und eigenthümlichem Backwerk tractirt; der Thee wird in Gegenwart der Gäste vom Hauswirth selbst bereitet. Der Diener bringt auf einer grossen, hübsch verzierten Platte aus glänzendem Messing die kleine Theekanne, eine Anzahl kleiner Tassen, die Büchsen mit Thee, Zucker und Minze, sowie einen grossen Kupferkessel voll heissen Wassers. Der grüne chinesische Thee (der schwarze ist in Marokko unbekannt) wird zugleich mit einigen riesigen Stücken Zucker in die Theekanne gegeben, dann etwas von der krauseminzartigen Pflanze hinzugefügt, die den eigentlichen Theegeschmack verdrängt, und nun werden die Schalen mit dem heissen Getränk vollgefüllt und mit grossem Behagen

hinabgeschlürft. Es ist Sitte, dass man drei solcher kleinen Schälchen nimmt. Der Europäer muss sich erst sehr an diesen süssen und stark aromatischen Theegenuss gewöhnen, den er täglich mehreremal zu überstehen hat.

Der spanische Consul, dem ich einen Besuch gemacht hatte, forderte mich auf, am Abend einem arabischen Hochzeitsfeste beizuwohnen, wozu er geladen war. Ich war natürlich sofort bereit, und abends um 8 Uhr begaben wir uns — der Consul mit Frau und Schwägerin, der Viceconsul, ein englischer Consularagent und ausser mir noch ein sich zufällig hier aufhaltender Deutscher — in das Haus des Festgebers. Dasselbe war bereits ganz angefüllt mit Gästen, die einer aus sechs Künstlern bestehenden Musikbande lauschten. Die marokkanische Musik, die stets mit Gesang verbunden ist, hat jedenfalls etwas Originelles; schön kann man das monotone Geräusch und die krächzenden, gepressten Töne kaum nennen. Die Leute hatten drei grosse guitarrenartige Instrumente, die mit Holzstäben geschlagen wurden, zwei kleine Geigen, die gestrichen wurden, und eine mit Glöckchen versehene Trommel mit nur einem Fell, das man mit den Fingern behandelt. Die Künstler spielten und sangen mit einer furchtbaren, fast beängstigenden Ausdauer ununterbrochen fort, während die zahlreiche Gesellschaft grosse Massen grünen Thee und süsses Backwerk, das mit Rosenöl und andern aromatischen Stoffen versetzt war, vertilgte. Die Unterhaltung der Araber, die sich offenbar amusirten, war still und ernst; nicht das laute Schreien, Zanken, Lachen, Singen, Toasten, wie es bei ähnlichen Festlichkeiten der Europäer vorzukommen pflegt. Es fehlen eben hier alle geistigen Getränke, und die Marokkaner sind in Bezug auf Enthaltung von Spirituosen jeder Art sehr strenge Gläubige. Von Zeit zu Zeit gingen Diener in den schön ausgestatteten Zimmern herum mit Weihrauchgefässen, um die Luft zu reinigen; auch liessen die Araber den

Dampf in die weiten Aermel ihrer Kleider ziehen. Ebenso wurden die Gäste mit wohlriechendem Wasser besprengt; den anwesenden Europäern wurde es in die Taschentücher gesprengt, den Arabern auf die Kleider, den Kopf, selbst in den Hals getröpfelt; für Wohlgerüche haben bekanntlich die Orientalen eine grosse Vorliebe.

Die Gesellschaft bestand, mit Ausschluss der beiden europäischen Damen, nur aus Männern, da die mohammedanischen Frauen von jeder Festlichkeit, bei welcher Männer sind, ausgeschlossen werden; auf den Galerien aber und durch kleine Fenster schauten neugierige Frauen- und Mädchengesichter sehnsüchtig herab in den dicht mit Männern angefüllten Saal. Ihre besondere Neugier erregten natürlich die anwesenden Europäer, da die marokkanischen Frauen dieselben nie zu Gesicht bekommen und stets in ihre Zimmer gewiesen werden, wenn ein Ungläubiger das Haus eines Arabers betritt. Auf den Strassen aber gehen die Weiber dicht vermummt einher, sodass kaum ein Auge sichtbar ist.

Gegen 10 Uhr hörte plötzlich die Musik auf und vier in braune Dschellabas gekleidete Männer betraten den Saal. Diese begannen nun eine Musik, wie ich sie noch nie gehört hatte! Zwei der Leute bliesen auf einem langen, flötenartigen Instrument, und zwar brachten sie nur lange, hohe und schrille Töne hervor, die einem durch Mark und Bein gingen; die beiden andern begleiteten diese Flöten mit mächtigen, in langen Intervallen folgenden Paukenschlägen. Es dauerte fast eine halbe Stunde, und für uns Europäer war diese infernalische Musik in dem engen gefüllten Raum kaum zum Aushalten; alles athmete auf, als diese vier Männer wieder verschwanden und das Sextett seine harmlosere Thätigkeit begann. Gegen $^1/_2$12 Uhr kam das Abendessen. Wir wurden in ein kleines Zimmer geführt, wo wir uns auf den niedrigen Divans so gut wie möglich niederliessen; ein niedriger runder Tisch wurde aufgestellt und

darauf kamen drei riesige Schüsseln mit Fleisch und eine ähnliche Schüssel mit Süssigkeiten; Messer, Gabel und Serviette nicht, wohl aber zu den sehr fett zubereiteten Speisen ein Krug Wasser! Es langte nun jeder mit den Fingern von dem Rind- und Hammelfleisch sowie den gebratenen Hühnern zu, und unter fortwährenden Nöthigungen des erfreuten Gastgebers wurde lustig drauflos gegessen. Die Schüssel mit den Süssigkeiten enthielt ein Gemenge von Mehl und Honig in Oel gebraten und mit Zimmt bestreut! Schliesslich reichte ein Diener eine Schüssel und Seife herum, und goss jedem etwas warmes Wasser über die Hände; uns zu Ehren kam sogar ein altes Handtuch zum Vorschein, das schon mehrere derartige Soupers erlebt hatte; die Araber verschmähten derartige Gegenstände und trockneten die Hände an den Kleidern.

Etwas versöhnt wurden wir wieder, als guter schwarzer Kaffee herumgereicht wurde; der Hauswirth setzte sich zu uns, und einer seiner Diener, ein Eunuch, musste uns vortanzen und vorsingen; sein Gesang war ein Gequietsche in Fisteltönen, das schrecklich anzuhören war, den anwesenden Spaniern aber gefiel dies sehr gut und sie erklärten den Mann für einen grossen Künstler.

Gegen 1 Uhr wurden wir weggeschickt, denn nun kam die Zeit für die Frauen. Die Damen des Consuls blieben noch, um die Ankunft der Braut abzuwarten, wir Männer aber mussten nolens volens fort. Die, nach unsern Begriffen wenigstens, beiden Hauptpersonen bei einer Hochzeitsfeier: Braut und Bräutigam, fehlten bei diesem arabischen Feste; letzterer muss die ganze Zeit über bis spät abends in einer Moschee beten, erstere bleibt bis nach Mitternacht bei ihren Aeltern und wird dann in einem kleinen eigenthümlichen Kasten in das Haus des Bräutigams, resp. dessen Vaters gebracht, wo dann nach Weggang der Festgäste der junge Ehemann seine Frau kennen lernt.

Am nächsten Tage unternahm ich in Begleitung des spanischen Consuls und einiger unvermeidlichen Machazini einen Ausflug nach dem auf den Höhen südlich von Tetuan gelegenen Kitân oder Kitzân, einem der schönsten Aussichtspunkte der Umgebung. Der Weg führte zuerst von der Stadt aus hinab an den Fluss; nach Durchreitung desselben durchschritten wir eine äusserst fruchtbare, mit zahlreichen Orangengärten bedeckte, reich bewässerte Ebene, die sich bis an den Fuss der Berge erstreckt. Dann wurde der Weg steiler und oft führte nur ein fussbreiter Streifen zwischen dem Fels und dem rasch fliessenden Bache aufwärts. In der Nähe einer kleinen Moschee rasteten wir und genossen nun die herrlichste Aussicht auf das so romantisch gelegene Tetuan und die pittoresken Kalk- und Dolomitberge im Hintergrunde.

Am folgenden Tage besuchte ich die Berge im Nordosten der Stadt, wo, wie mir ein Spanier mitgetheilt hatte, Steinkohlen vorkommen sollen. Der Weg führte vom Nordthore aus an dem jüdischen Friedhof vorbei; die Gräber sind sämmtlich mit 4—5 Fuss langen Platten von Kalkstein bedeckt, die weiss angetüncht und mit primitiven Verschnörkelungen, ähnlich wie Schriftzeichen, versehen waren. In der Nähe sind zahlreiche Steinbrüche, aus denen die Grabsteine gebrochen werden. Wir stiegen höher und gelangten in eine Schlucht, wo ein Haufen Steine lag; damit wollte der mich begleitende Spanier eine Grube zugeschüttet haben, in welcher er Kohlen gefunden habe. In der That lagen unter dem Schutt kleine Kohlenstückchen, die aber — ich war etwas mistrauisch — auch dahin geschafft sein konnten. Bei weiterm Suchen fand sich anstehend ein schmuzig gelber, grober Sandstein mit zahlreichen verkohlten, undeutlichen Pflanzenresten sowie dünnen Streifen von stark glänzender guter Kohle. Das deutet nun allerdings darauf hin, dass hier möglicherweise ein Kohlenlager existirt, und

zwar ist es keine junge tertiäre Braunkohle, sondern einer ältern Formation angehörig, wenn auch nicht der eigentlichen Carbonformation. Die kohlenführende Sandsteinschicht scheint unter dem weissen dolomitischen Kalk und auch unter dem rothen Sandstein zu liegen. Um sich zu informiren, müsste eine Tiefbohrung stattfinden, die zeigen würde, ob hier ein wirkliches Kohlenlager existirt oder ob es nur einzelne Putzen und dünne Streifen sind. Ein Kohlenlager so dicht bei Tetuan und nur eine Stunde vom Meere entfernt wäre für Marokko von ganz unberechenbarem Werth. Die marokkanische Regierung ist aber so schwerfällig, und Industrieunternehmungen, besonders wenn sie mit Bergbau zusammenhängen, so abgeneigt, dass vorläufig Europäer nur schwer die Erlaubniss zu Probearbeiten bekommen würden.

In den flachen Vorhügeln zwischen Tetuan und den eben besprochenen Gebirgen befindet sich eine aus Sanden, Thonen und Mergeln bestehende Ablagerung, die ausserordentlich reich an der mittlern Tertiärformation angehörigen Petrefacten ist. Der Thon wird benutzt und vor dem Stadtthore befinden sich in kleinen Aushöhlungen in den Hügeln die Töpfereien. Hier war es, wo ein Jahr vor meiner Ankunft in Tetuan ein Spanier getödtet worden war. Es herrschte damals eine Epidemie, und der europäische Sanitätsrath hatte bestimmt, dass ein Gesundheitscordon gezogen werde, sodass niemand in die Stadt durfte, ohne vorher untersucht worden zu sein. Eines Tages kam nun zu einem der vor der Stadt stationirten Sanitätsbeamten ein Trupp Araber, unter denen ein Scherif war. Der Beamte verweigerte ihnen den Eintritt in die Stadt, wenn nicht erst eine besondere Erlaubniss des Consuls herbeigebracht werden könnte. Der Scherif soll nun zu seinen Begleitern gesagt haben, sie seien schlechte Mohammedaner, wenn sie nicht einmal durchsetzen könnten, dass ein Scherif

unbehelligt in eine arabische Stadt eintreten könne. Darauf legte einer der Araber auf den spanischen Sanitätsbeamten an und schoss denselben nieder, worauf natürlich die ganze Gesellschaft entfloh. Auf energische Reclamationen des spanischen Consuls wurde nach längerer Zeit ein Mann in Tanger aufgegriffen, den man des Mordes beschuldigte und der vor einigen Monaten auf dem Marktplatz in Tetuan in grausamster Weise getödtet wurde. Er wurde an einen Pfahl an der Mauer in der Nähe des spanischen Consulats gebunden und auf ihn alle halbe Stunden ein schlecht gezielter Schuss abgefeuert, um ihn nur zu verwunden, und als der Bejammernswerthe nach mehrern Stunden noch nicht todt war, verlangte der spanische Consul, dass man ihn endlich von seinen Qualen erlösen solle, worauf er todtgeschlagen wurde. Er hat übrigens bis ans Ende seine Unschuld betheuert, und die meisten Araber waren auch davon überzeugt; da aber der wirkliche Schuldige unter dem Schutze des Scherifs nie gefunden worden wäre, so musste eben der erste beste, gegen den vielleicht eine Kleinigkeit vorlag, als Sühnopfer dienen!

Es war mein Plan, von Tetuan aus in südlicher Richtung in das ganz unbekannte Gebirgsland, welches die Grenze zwischen Algier und Marokko bildet, zu gehen, und zwar zunächst nach dem Ort Scheschawân in der Landschaft gleichen Namens. Ich hatte kaum diesen Wunsch geäussert, als sich auch alles einmüthig dagegen erhob: mein Soldat erklärte, er wäre für Tetuan und allenfalls das nördlich davon liegende Andschira engagirt; der Chalîf (Stellvertreter des Amil, d. i. Gouverneurs) erklärte, er könne mich nicht dahin reisen lassen, die dortige Bevölkerung sei in vollem Aufruhr gegen den Sultan und würde einen dahin kommenden Christen unfehlbar tödten; der spanische Consul meinte gleichfalls, er hätte eine Art Ver-

antwortung für mich und könne mir entschieden nur abrathen, ohne Erlaubniss des Chalîfen zu gehen. Letzterer erklärte endlich auf mein wiederholtes Drängen, er würde einen Brief an Sidi Muhamed Bargasch, den marokkanischen Minister in Tanger, senden und anfragen; gäbe derselbe die Erlaubniss, so könnte ich gehen, und er, der Chalîf, würde mir dann auch Soldaten als Escorte mitgeben.



Fig. 3. Rifiot aus der Umgebung von Tetuan.

Um nun nicht nutzlos in Tetuan zu sitzen, unternahm ich verschiedene Ausflüge in die Umgebung. Am 24. November morgens brach ich in Begleitung eines Spaniers, der aber schon seit seiner frühesten Jugend in Tetuan lebt, Namens Cristobal Benitez, auf, um zunächst in die süd-

östlich gelegenen Berge zum Stamm der Beni Mada'an zu gehen. Diese Leute sind sehr verrufen und man erzählte mir in Tetuan, ich könne nur unter sehr starker Escorte dahin gehen. Ich fand friedliche, harmlose Bauern, die froh sind, wenn man ihnen nichts thut. Sie wohnen in kleinen, 30—50 Hütten umfassenden Dörfern, die meistens auf Hügeln liegen, von denen man einen prächtigen Blick auf die Tetuan umgebenden Berge hat. Die viereckigen Hütten sind nicht schön und bestehen aus gestampfter Erde mit Rohr und Flechtwerk; eine Menge von halbwilden Hunden bellt wüthend dem Ankömmling entgegen, wenn man in ein Dorf tritt. Der ganze Stamm bewohnt folgende acht Dörfer: Zazurut, Darbuisef, Darabala, Ud'har, Zalmadi, Budara, Kanikra und Elma'asem. Letzterer Name kommt öfters vor bei Orten, die nicht weit vom Meere liegen und deren Bewohner sich mit der Fabrikation von Seesalz befassen. Im ganzen sind es 12—1500 Seelen. Der Stamm der Beni Mada'an bewohnt den Nordabhang des südlich von Tetuan liegenden Gebirges und zwar dessen östlichsten, bis zum Meere reichenden Theil. Die Dörfer gehen nicht über die aus rothem Sandstein bestehenden Vorberge hinauf; in dem höhern Gebiete des Kalksteins befindet sich keins; sie liegen demnach gegen 100 m über dem Meere. Von Elma'asem aus ritten wir nun längs des Meeresstrandes nach Cap Martin, wo der Busfeka, der hier Wad el Jelu genannt wird, mündet, oder richtiger sich im Sande verläuft. An diesem Cap Martin befindet sich ein einzeln stehender mit acht Kanonen armirter Thurm, in welchem ein einziger Soldat Wache hält; wenige Minuten weiter landeinwärts liegt das marokkanische Zollhaus.

Von Cap Martin aus ritten wir in dem Thal des Busfeka aufwärts nach Tetuan zurück, theilweise den früher erwähnten, von den Spaniern angelegten Weg benutzend. Das beste Bild von der topographischen Lage Tetuans be-

kommt man, wenn man diesen Weg zurücklegt. Zwischen dem Cap Negro und Cap Marari erstreckt sich nach Westen hin das weite Thal des Busfeka, der an verschiedenen Stellen verschiedene Namen führt. Bei Tetuan wird dieses Thal verengt durch einen sich von Nord nach Süd vorschiebenden Querriegel von rothem Sandstein, sodass für den Fluss südlich von den Mauern von Tetuan nur ein schmaler Platz bleibt, um sich zwischen der Stadt und den gegenüberliegenden Bergen durchzuzwängen. Auf diesem Querriegel liegt nun, etwas von Süd nach Nord ansteigend, Tetuan, sodass der höchste Punkt des Ortes, die Qasba, in ungefähr 90 m Seehöhe schon im Gebiet des Kalksteins liegt, während der Untergrund der Stadt dem rothen Sandstein angehört. Der hohe Ruf, dessen sich die Lage von Tetuan erfreut, ist vollständig gerechtfertigt.

Bei Hochwasser passiren kleine Schiffe die Sandbarre und fahren ein Stück flussaufwärts, um Producte, deren Ausfuhr gestattet ist, aufzunehmen. Besonders lebhaft ist der Export von Orangen, die in trefflicher Qualität in den ausgedehnten Gärten im fruchtbaren, freilich öfters Ueberschwemmungen ausgesetzten Thale des Busfeka gedeihen. Diese Früchte gehen von hier aus in kleinen Küstenfahrzeugen grösstentheils nach algerianischen Küstenplätzen, besonders Oran; trotz des Zollhauses werden auch von hier aus durch die in Tetuan lebenden spanischen Korkschneider grosse Massen Korke auf Schiffe geschmuggelt und dann nach Frankreich verfrachtet.

Am 25. November wurde das sogenannte Hammelfest, das unserm Weihnachten entspricht, gefeiert. Es ist hierbei Gesetz, dass jeder Mohammedaner einen Hammel schlachtet, sodass um diese Zeit ein lebhafter Viehhandel in Marokko getrieben wird. In den Familien pflegt man sich auch gegenseitig zu beschenken, wie bei uns zum Christfest. In jeder Stadt findet unter Theilnahme der Bevölkerung, der

Soldaten, Beamten und Geistlichen die Ceremonie des Hammelschlachtens statt. Hier in Tetuan begaben sich der Kaid und die übrigen Beamten und Schurafa früh morgens in eine kleine ausserhalb der Stadt liegende Moschee, dicht bei einem mohammedanischen Friedhof. Dort wurden zahlreiche Gebete gesprochen und wurde daselbst ein Hammel geschlachtet. Kanonenschläge verkündeten das Ereigniss. Der Aberglaube hierbei besteht nun darin, dass, wenn der Hammel, der auf eine besondere Art abgestochen wird, noch lebend bis zur Stadt gebracht werden kann, dies als ein günstiges Zeichen für das neue Jahr gilt; umgekehrt, ist das Thier schon verendet, so bedeutet dies Unglück. Sowie der Hammel gestochen ist, wird er auf ein Maulthier gelegt, zwei Reiter treiben dasselbe, und so wird im tollsten Lauf nach der Stadt geritten, um das Thier womöglich noch lebend bis zum Haus des Gouverneurs zu bringen. Die Strecke von der Moschee bis zum Stadtthor ist von Scharen von Menschen dicht besetzt, Männern und Weibern; ein besonderer Festtag aber ist es für die männliche Jugend. Festlich gekleidet tummelt sich dieselbe schon seit frühester Stunde auf Pferden, Maulthieren und Eseln herum, und wenn dann der Kanonenschuss gelöst ist und die drei Reiter erscheinen, jagen dieselben unter lautem fröhlichen Geschrei hinter denselben her.

Die diesmalige Feier des Festes war nicht so grossartig. da nur sehr wenig Militär anwesend war; die meisten Soldaten mit dem Gouverneur befanden sich in den südlichen Bergdistricten, wo wieder einmal die Bewohner gegen den Sultan revoltirten.

Den Nachmittag benutzte ich wieder zu Ausflügen in die Umgebung von Tetuan. Wir besuchten eine Höhle im Norden der Stadt, in dem Gebiete des rothen Sandsteins; dieselbe muss ziemlich weit in den Berg hineinreichen. Wir hatten Lichter mitgenommen und krochen ein Zeit lang darin

herum, aber es herrschte eine unerträgliche Temperatur darin, und da wir ausser einigen Nadeln von Stachelschweinen nichts fanden, verliessen wir die Höhle bald wieder. Wir sammelten dann in den nicht weit entfernten Thon- und Mergelablagerungen Petrefacten, besichtigten einen Steinbruch, in welchem der rothe Sandstein in schönen steilstehenden Platten entwickelt war, und kamen dann an einen alten maurischen Thurm, Kal-lalîm genannt, von wo aus man einen hübschen Ausblick bis zum Meere hat. Durch schöne Gärten mit Orangen- und Feigenbäumen, wilden Oliven, Johannisbrotsträuchern und einem andern, mir unbekannten Strauche, der eine gelbe Frucht hat, aus der man eine Art Branntwein herstellt, kehrten wir dann nach Tetuan zurück. Hier traf ich mit einem Araber zusammen, einem Scherif aus Scheschawan, und ich benutzte natürlich die Gelegenheit, um mit demselben über meine Reise dahin zu sprechen. Er meinte, es sei in den umliegenden Bergen ein Aufstand, aber es sei doch ein Verkehr der Marktleute zwischen Tetuan und Scheschawan und ich könne also ganz gut dahin kommen; auch wolle er mich selbst begleiten.

Am Abend desselben Tages wohnte ich zwei jüdischen Hochzeiten bei; die Feierlichkeiten waren bei beiden dieselben, nur war die eine Familie eine sehr reiche, die andere eine ärmere. Die Braut wird im Hause ihrer Aeltern, auf einem Bett sitzend, von ihren Verwandten geschmückt und zwar im Beisein einer grossen Menge Geladener. Sobald sie aus dem hohen, mit Gardinen versehenen Bett herausgetragen worden ist, darf sie die Augen nicht mehr aufschlagen, sondern muss dieselben beständig geschlossen halten. Einige alte Weiber beginnen nun den Kopfschmuck anzulegen, die Perrüke und eine Menge hoher, schmaler, aus feiner goldener und silberner Filigranarbeit bestehender Cylinder; sobald ein Stück gehörig an seinem Platz angelegt ist, beginnen die Weiber ein eigenthümliches Gekreisch,

Während der ganzen Zeit schlagen die Schwestern und Freundinnen der Braut die Tamburins und singen dazu, sodass in den meist sehr engen und vollgepfropften Räumen bedeutender Lärm entsteht. Darauf wird die Braut bemalt; die an und für sich schon schwarzen Augenbrauen werden noch schwärzer gefärbt und auf die beiden Wangen werden zwei grosse rothe Flecke gemalt, was abscheulich aussieht und das schönste Gesicht auf unangenehme Weise entstellt. Der übrige Theil des Gesichts wird weiss gepudert, und so sitzt nun das unglückliche Wesen stundenlang steif da wie eine Wachspuppe und darf sich nicht rühren, nicht einmal die Augen öffnen. Die Gewänder der Braut und der Brautjungfern sind mit prachtvollen Goldstickereien versehen, auch der Haarschmuck ist reich und originell. Ist nun diese stundenlang dauernde öffentliche Ausschmückung vollendet, so wird die Braut von einigen Männern auf einem Stuhl aus dem Haus ihrer Aeltern hinaus und über die Strasse hinweg in dasjenige ihres Bräutigams getragen, unter starker Betheiligung der laut lärmenden, kleine Wachskerzen tragenden männlichen und weiblichen Jugend. Die eigentliche Uebergabe der Braut an ihren zukünftigen Mann findet erst am nächsten Morgen statt, aber das junge Paar soll erst noch manche Hindernisse zu bestehen haben. Man sagte, dass bei streng orthodoxen Juden der folgende Gebrauch sei. Der Mann darf an dem der erwähnten Feierlichkeit folgenden Morgen eine ganz kurze Zeit mit seiner Frau allein sein, dann wird ihm die junge Frau weggenommen, in ein Bad geführt und in das Haus ihrer Aeltern zurückgebracht. Erst nach vierzehn Tagen kommt der junge Ehemann in den rechtmässigen Besitz seiner Frau. Es ist merkwürdig, welches Raffinement die Menschen anwenden, um sich gegenseitig das Leben zu erschweren, und wie Mode und Sitte die natürlichen und normalen Verhältnisse im Leben beeinflussen und zu einer Caricatur machen.

Während der folgenden Tage trat ungünstiges Wetter ein, auch hatte ich allerhand Verdriesslichkeiten. Ein kleines Unwohlsein fesselte mich ans Zimmer; der Scherif von Scheschawan kam und erklärte, er könne nicht mitgehen; offenbar hatte es ihm der Chalîf verboten. Als dann endlich am 28. November die Briefe aus Tanger ankamen, wurde ich vollends enttäuscht. Es fand am Morgen dieses Tages eine Art Conferenz über den Fall „Scheschawan" beim spanischen Consul statt, wozu auch der Chalîf geladen war. Letzterer meldete mir, dass Sidi Muhamed Bargasch die Verhältnisse gegenwärtig nicht geeignet finde, um einen Europäer dahin zu lassen; der Aufstand sei im Wachsen und die Gefahr eine grosse. Infolge dessen durfte der Chalîf von Tetuan mich nicht nach Scheschawan gehen lassen.

Briefe des deutschen und englischen (als Vertreter Oesterreichs) Ministers waren in derselben Tonart abgefasst; es sei gefährlich, ich solle mein Leben nicht in Gefahr setzen, sie seien bis zu einem gewissen Grade verantwortlich u. s. w.! So viel hatte ich nun bereits gelernt, dass ich auf die bisherige Weise in Marokko nicht reisen konnte, und dass die officiellen Empfehlungen wol für die Person des Reisenden, nicht aber für die Sache von Vortheil sind. Ich musste also einen andern Plan machen. Ich beschloss, durch die nördlich von Tetuan gelegene Berglandschaft Andschira nach Ceuta zu gehen und von da zurück nach Tanger. Zunächst aber musste ich besseres Wetter abwarten; es regnete und stürmte in einem fort, sodass ich kaum das Haus verlassen konnte. Die Strassen und Plätze von Tetuan waren ein Kothmeer und zu Fuss kaum zu passiren.

Am 30. November fand in der katholischen Kirche ein Gottesdienst statt zur Feier der Hochzeit des Königs von Spanien mit der österreichischen Prinzessin Maria Christina; nachmittags wollten die Spanier ein Stiergefecht auf dem

grossen Marktplatze improvisiren, aber das abscheuliche Wetter verhinderte es. Die Spanier haben die Vorliebe für dieses barbarische Vergnügen auch mit nach Afrika gebracht, und in Ermangelung von berühmten Matadoren begnügte man sich damit, einen Stier auf dem Marktplatz herumzuhetzen und ihn endlich todtzustechen.

Am 1. December endlich wurde das Wetter etwas besser und ich konnte aufbrechen. Befriedigt war ich natürlich von meinem tetuaner Aufenthalte nicht ganz, da mir die Tour nach Scheschawan nicht geglückt war; auch hat mir das schlechte Wetter in den letzten Tagen viel verdorben.

Am 1. December 1879 verliess ich Tetuan, nachdem ich die Schar der zudringlichen Diener, die mir alle Gefälligkeiten erwiesen haben wollten, durch Trinkgelder befriedigt hatte. Mein freundlicher Gastwirth Hamid Salas wollte durchaus keine Bezahlung nehmen, da er mir aber während der ganzen Dauer meiner Anwesenheit auch das Futter für die Pferde geliefert hatte, so nahm er wenigstens dafür Geld an, betonte aber ganz ausdrücklich, dass dieses Geld ausschliesslich für gelieferte Gerste wäre; er wollte sich auf keinen Fall nachsagen lassen, für das überlassene Haus Bezahlung angenommen zu haben. Er sowie ein junger deutscher Kaufmann begleiteten uns noch eine Stunde weit.

Der erste Theil der Reise betraf die Strecke von Tetuan nach Cap Negro und von da längs des Meeres nach Ceuta. Der Weg führte zunächst in nordöstlicher Richtung durch die Ebene des Busfekathales. Die Oberfläche desselben bestand aus einer Humusschicht, unter welcher ein rothgelber Lehm liegt, der als Basis eine Schotterlage hat. Zahllose mehrere Meter tiefe, durch Giessbäche während der Regenzeit hervorgebrachte Einschnitte in der mit viel Palmitto bewachsenen Oberfläche zeigten diese Verhältnisse deutlich. Dann näherten wir uns einem niedrigen Hügelzug, der, in ostwestlicher Richtung streichend, bis dicht ans Meer reicht

und aus Thonschiefer zusammengesetzt ist. Am Südgehänge dieser kleinen Hügelreihe liegt das Dorf Kallalin, von Arabern der Kabyle Haussa bewohnt; ein in der Nähe befindlicher alter arabischer Wachtthurm führt denselben Namen. Ehe wir die Ausläufer dieser Berge passirten, überschritten wir den kleinen Wad el Lil, der sehr wenig Wasser führte. Derselbe fliesst nicht direct ins Meer, sondern löst sich in eine Reihe kleiner Arme auf, die sich im Sande verlaufen. Der Weg war stellenweise recht gut, denn in dem Thonschiefer sind zahlreiche Quarzitgänge, die herauswittern und zu einem Grus zerfallen. Auf der Höhe dieser Hügelkette hatten wir einen schönen Ausblick: zur Rechten und vor uns das tiefblaue Mittelmeer mit den beiden Säulen des Hercules, die Felsenfestungen Ceuta und Gibraltar, und in weiter Ferne die spanische Küste bis hinauf nach Malaga; nach links zu aber erhoben sich die weissen Zacken des Kalksteingebirges, welches die Landschaft Andschira zusammensetzt. Wir ritten den Nordabhang des Berges hinab, dann ein Stück längs des Meeres und lagerten gegen 12 Uhr jenseit des Lilflusses. Gegenüber unserm Lagerplatz erhob sich ein Berg, der die stark gefalteten Gesteinsschichten trefflich zeigte; es war ein weisser glimmerhaltiger Sandstein, der an der Oberfläche mit Eisenoxydhydrat bedeckt war; dieses Gestein blieb für längere Zeit auf dem Wege das herrschende. Es war ein Glück für uns, dass der Fluss wenig Wasser führte und einen Dünendamm zwischen sich und dem Meere hatte, den wir wie eine Brücke passiren konnten; bei Hochwasser muss man einen weiten mehr als dreistündigen Umweg flussaufwärts machen, um denselben zu passiren. Die Landschaften führen den Namen nach dem Fluss, also diejenige des Wad el Lil und weiterhin die Landschaft Asmir.

Der Weg von Rio Asmir nach Ceuta führt im allgemeinen von Süd nach Nord, also parallel dem Meere, aber nicht

immer dicht an demselben; im Gegentheil mussten zahlreiche Ausläufer des Gebirges überschritten werden, meist auf steilen, steinigen Pfaden. Die Felsen, die 20—30 m steil aus dem Meere emporragen, bestehen vorherrschend aus Thonglimmerschiefer, der ostwestlich streicht und sehr steil nach Norden einfällt. In der Ferne erblickt man die zackigen Kalkfelsen der Sierra Bullones oder des Gebel Zatût.

Abends gegen 7 Uhr langten wir auf dem neutralen Boden an, einem schmalen Streifen Landes zwischen Ceuta und dem marokkanischen Terrain, und schlugen hier die Zelte auf, da es bequemer und angenehmer war, im Freien zu campiren als in einer kleinen Funda in der spanischen Stadt. Vor uns auf den Höhen standen spanische Soldaten in zerlumpten Uniformen und barfuss als Grenzwache, und hinter uns, am rechten Ufer des lieblichen Wiesenthales, befand sich eine elende Hütte mit einigen marokkanischen Grenzwächtern.

Da wir ermüdet waren, auch am nächsten Morgen sehr zeitig aufbrechen wollten, so unterliess ich es, in die Stadt Ceuta zu gehen, die noch eine Stunde entfernt war; ich schickte nur einige Diener hinein, um Lebensmittel für uns und Futter für die Pferde zu kaufen. Unser Lagerplatz war auch so schön, dass es ein wahrer Genuss war, sich nach dem anstrengenden Ritt ins Gras zu legen.

Wir hatten auf dem ganzen heutigen Marsch nur einige wenige Dörfer gesehen, die Gegend ist spärlich bewohnt und selbst Hirten begegneten wir nur vereinzelt. Längs der Küste ist das Terrain auch nicht besonders fruchtbar; erst wenn man sich Ceuta nähert und die dichtbewaldeten Berge des nördlichen Andschira bis nahe ans Meer treten, wird die Gegend schöner und reicher.

Das Verhältniss der marokkanischen und spanischen Grenzwächter schien ein völlig friedliches zu sein; um aber

doch Grenzstreitigkeiten zu vermeiden, hat man einen schmalen Streifen Landes als neutrale Zone erklärt.

Am 2. December früh brachen wir zeitig auf und wandten uns südwestlich in die Berglandschaft; es galt, den Amil (Gouverneur) des Districts Andschira zu besuchen, und wir hofften dessen befestigte Qasba bis Abend zu erreichen. Das Wetter war noch sehr schön und der Weg in das waldige Gebirge schien sehr angenehm zu sein. Wir gingen den kleinen Wad Sidi Ibrahim aufwärts; der Weg führte dann am rechten Gehänge hin und bestand aus steilen, steinigen Pfaden, während uns gegenüber am linken Ufer die schöne Strasse der Spanier entgegenglänzte. An beiden Seiten befanden sich zahlreiche Wachthäuser und ehemals befestigte Thürme und Castelle der Spanier und Marokkaner, die theilweise Spuren eines hohen Alters zeigten. Die Vorberge der Sierra Bullones, die wir passirten, haben keine bedeutenden Höhen. Wachthaus Nr. I ist 95 m hoch gelegen, Nr. II 190 m, Nr. III 212 m und Nr. IV 234 m.

Wir überschritten dann einen 310 m hohen Pass, von wo sich ein prächtiger Blick auf Meer und Gebirge öffnete; dicht vor uns erhob sich die mächtige Masse des Gebel Musa, an dessen Südgehänge sich die hübsch gelegene und gutes Wasser führende Ain (Quelle) Simala befindet. Von hier nahmen wir eine schärfer südwestliche Richtung und rasteten gegen Mittag auf einer 420 m hohen Passhöhe, von wo ein schöner Weg zu einer kleinen Hochebene hinabführte.

Nachdem wir eine Stunde ausgeruht und die Pferde gefüttert hatten, brachen wir wieder auf, aber das bisher herrschende schöne Wetter änderte sich plötzlich; ein starker Wind kam von Südost und mächtige Wolken thürmten sich auf.

Der Weg führte nun beständig bergauf, über eine Zone von violettem Sandstein; die Seehöhe betrug hier 442 m;

dann kamen wir in ein Gebiet, das vorherrschend aus kalkigem Thonschiefer besteht, dessen Schichten NO—SW streichen und steil nach Nordwesten einfallen. Hier hatten wir den höchsten Punkt (553 m) erreicht und stiegen von nun an bergabwärts.

Von diesem Passe führte ein unbeschreiblich schlechter Pfad hinunter in das Thal; häufig stürzten die schwer beladenen Packpferde, da der ganze Abhang mit grossen Kalksteinblöcken bedeckt war, die vielfach den Karrenfeldern der Alpen ähnliche Auswitterungen zeigten. Unten angelangt ging es in südwestlicher Richtung weiter, vorbei am Soko Tlaza Andschira (Dienstagsmarkt) und um 4 Uhr erreichten wir endlich das Dorf Juaib. Der Platz, wo der Wochenmarkt abgehalten wird, ist nicht bewohnt, es finden sich nur Gerüste zu Verkaufsläden daselbst und jeden Dienstag kommen hier die Leute aus der Umgebung zusammen, um zu kaufen und zu verkaufen. Das ganze Marktwesen ist in Marokko sehr geordnet und man findet zahllose solcher Plätze, auf welchen an einem seit alter Zeit bestimmten Tage Wochenmarkt abgehalten wird.

Unsere Pferde waren stark mitgenommen, es fing an zu regnen, wir hatten keinen Führer, der uns den kürzesten Weg zum Kaid Muhamed Kandja hätte zeigen können, und unter diesen Umständen wäre es besser gewesen, hier im Dorfe die Nacht zuzubringen. Aber die Bewohner machten keinen freundlichen Eindruck und mein Machazini bekam schon Angst. Er drängte auf sofortige Weiterreise und hatte einen Mann ausfindig gemacht, der behauptete, den kürzesten Weg zur Qasba zu kennen.

Man sagte uns, der Weg dahin sei nur ein kurzer, aber wir brauchten doch noch $2^1/_2$ Stunden, bis wir die Qasba erreichten. Der Weg war abscheulich, der Führer war schlecht orientirt und erst abends spät kamen wir unter strömendem Regen daselbst an.

Die ganze Ortschaft besteht aus acht grossen festungsähnlichen Häusern, die, weit auseinanderliegend, im Grunde des Thales sowie an den Gehängen des Berges zerstreut sind. Der ganze Ort ist schwer zugänglich und leicht zu vertheidigen. Die Bewohner des Districts, zum grössten Theil Berber, haben die Gewohnheit, sich an möglichst schwer zu erreichenden Stellen des Gebirges anzusiedeln, um vor den Soldaten des Sultans gesichert zu sein. Die Landschaft Andschira aber ist jetzt vollständig unter der Botmässigkeit desselben und die Bewohner dulden den Amil unter sich, der, wie überall üblich, eine ziemlich grosse Zahl von Machazini zu seiner Verfügung hat. Der District erstreckt sich von Ceuta bis in die Nähe von Cap Malabata (im Osten der Bai von Tanger) im Norden; von da geht die Westgrenze in südöstlicher Richtung bis zu den auf manchen Karten angeführten Montes de Boman, und die Südgrenze reicht bis etwas nördlich von Cap Negro. Der District ist fast ausschliesslich Gebirgsland und zwar erreichen viele der Gipfel mehr als 1000 m Seehöhe; er enthält 74 Dörfer, meistens kleine Niederlassungen von höchstens einigen Dutzend Häusern; die Bewohner treiben vorherrschend Viehzucht; wo sich dem rauhen Terrain etwas Boden für Ackerbau abgewinnen lässt, wird Gerste angebaut. Gerste bildet in ganz Marokko die einzige Nahrung für die Pferde, und Gerstenmehl in Form von Brot oder Kuskussu dient als Nahrung für einen grossen Theil der Bewohner. Im allgemeinen ist hier die Bevölkerung, wie überhaupt in ganz Marokko die Landbewohner, sehr arm; die schlechte Administration des Landes trägt an dieser Verarmung eine grosse Schuld, da die Landleute es nicht der Mühe werth finden, dem an und für sich fruchtbaren Boden mehr zu entlocken, als eben zu ihrem Unterhalt hinreicht.

Der Kaid Muhamed Kandja selbst war ein nicht unsympathischer Mann, der sehr erstaunt war, bei solchem

Wetter einen Europäer in diesem abgelegenen Erdenwinkel erscheinen zu sehen, uns aber sehr freundlich aufnahm. Ich selbst musste in seinem Hause wohnen, während mein Begleiter Benitez und der Machazini in einem benachbarten Hause Nachtquartier angewiesen erhielten. Nachdem wir ein wenig ausgeruht hatten, wurde der unvermeidliche Thee aufgetragen, wozu mein Dolmetsch sowie auch der Soldat gezogen wurden; letzterer fühlte sich dadurch ganz ausserordentlich geehrt und küsste dem Gouverneur in grosser Demuth Hand und Kleid. Der Kaid erkundigte sich dann nach den Beweggründen meiner Reise und konnte es schwer begreifen, dass mich blosse Neugier, das Land und die Leute kennen zu lernen, hierher gebracht habe. Dann aber musste ich ihm die neuesten politischen Verhältnisse in Europa erzählen; besonders interessirte er sich für Bismarck und den Deutsch-Französischen Krieg. Der Name dieses gewaltigen Staatsmannes ist bis in die entferntesten Gegenden Marokkos gedrungen und fast überall musste ich von demselben erzählen. Nach dem Thee kam ein reichliches Abendessen, bestehend aus dem unvermeidlichen Kuskussu mit Hammelfleisch, gebratenen Hühnern und zum Schluss wieder Kuskussu, aber trocken, mit Zucker und Zimmt und Rosinen. Dazu wurde nur Wasser getrunken, und der Anstand verbot es, dass ich aus meinem Gepäck eine Flasche Wein holen liess; die Marokkaner selbst geniessen nie geistige Getränke. Die Abendmahlzeit findet hier immer sehr spät statt, oft erst nach 10 Uhr, weil man gern wartet, ob nicht etwa durchreisende Gäste kommen, und um dann nicht genöthigt zu sein, zweimal kochen zu müssen.

Kaid Muhamed Kandja gilt übrigens als ein wohlwollender und verhältnissmässig humaner Gouverneur, der das Auspressungssystem nicht gar zu scharf anwendet; er verbringt in der Regel einen grossen Theil des Jahres in Tanger, wo er einige Häuser besitzt.

Am nächsten Morgen war zwar noch schlechtes Wetter, aber wir mussten aufbrechen; denn wenn es in diesen Bergen einmal zu regnen anfängt, so hält das sehr lange an, und wir konnten unmöglich dort warten, bis besseres Wetter eintrat. Nachdem wir noch ein reichliches Frühstück eingenommen und durch ein Concert überrascht worden waren, und zwar durch eine der schrecklichen Musikbanden, wie ich sie schon einmal bei der früher erwähnten arabischen Hochzeitsfeierlichkeit gehört hatte, nahmen wir Abschied. Es begann nun aufs neue ein Marsch durch sumpfige Thäler, über wasserreiche Plateaus und steile Gebirgszüge hinweg, meist unter strömendem Regen und bei schneidend kaltem Winde, sodass Beobachtungen irgendwelcher Art fast unmöglich wurden. Die allgemeine Richtung, die wir eingeschlagen hatten, um wieder nach Tanger zu kommen, war eine nordwestliche; aber gegen Mittag holte uns ein Bote des Kaid ein, der uns warnte, heute nicht nach Tanger zu gehen, da wir die stark angeschwollenen Flüsse nicht überschreiten könnten. Es fliessen von den nördlichen Bergen der Landschaft Andschira eine Anzahl kleiner Bäche dem Meere zu, aber bei starkem Regen schwellen dieselben heftig an und man muss dann oft tagelang liegen bleiben und warten, bis sich das Wasser verlaufen hat. Wir blieben in einem kleinen Dorfe, das wir gegen 3 Uhr erreichten, dessen Bewohner aber im höchsten Grade unfreundlich waren. Sie fürchteten eben, dass, da wir mit einem Machazini kamen, ihnen die Muna abgepresst werden würde. Des überaus heftigen Windes wegen konnten wir die Zelte nicht aufspannen und mussten in einem leer stehenden Hause Unterkunft suchen, das von Ungeziefer geradezu wimmelte; trotz der Ermüdung konnte keiner von uns während der Nacht ein Auge zuthun. Es war eine elende zerfallene Lehmhütte, in die von allen Seiten der Wind pfiff und der Regen floss, und im höchsten Grade mismuthig ver-

brachten wir hier nach einem sehr dürftigen Abendessen die Nacht.

Am 3. December zeitig des Morgens brachen wir auf, obgleich es noch regnete; aber es wäre unmöglich gewesen, in diesem Dorfe noch zu bleiben. Anfangs noch nordwestlich ziehend, führte der Weg bald in rein westlicher Richtung, parallel dem Meere, in der Richtung nach Tanger zu. Obgleich die Entfernung eine nur kurze ist, brauchten wir doch fast den ganzen Tag dazu; der Regen liess allerdings bald nach, aber der Boden war so grundlos, dass die ermüdeten und abstrapazirten Thiere nur langsam vorwärts kamen. Auch mussten wir öfters Umwege machen, um einen passenden Uebergangspunkt über die Flüsse zu finden, die noch immer angeschwollen waren. Und so war ich denn recht froh, als ich wieder in Tanger war, und vergass in dem gastfreundlichen Hause des deutschen Ministers bald die Strapazen der in ihrer zweiten Hälfte doch etwas verunglückten Tour.

Auch in Tanger muss das Wetter furchtbar gewesen sein, denn seit drei Tagen war kein Brief und keine Zeitung gekommen, da die Dampfschiffahrt der hohen See wegen unterbrochen war. Am 5. December regnete es noch etwas, und immer neue Wolken thürmten sich auf, aber die See wurde doch etwas ruhiger und einige Schiffe konnten auslaufen. Während der Nacht vom 5. zum 6. December goss es noch einmal in Strömen, aber damit schien es auch vorüber zu sein, und am Sonntag den 7. hatten wir einen wunderschönen klaren frischen Morgen. Heute producirten sich im Garten der deutschen Legation einige Tänzer aus dem südlich vom Atlasgebirge gelegenen Wad Sus, dunkelgefärbte Berber, die in ganz Marokko auf den Märkten herumziehen und das Publikum mit ihren Schaustellungen belustigen.

Die Truppe bestand aus zwei Berbern und einem Neger, der ein grosses Tamburin schlug; der eine der Berber klim-

perte auf einer Art Guitarre, der andere hatte riesige, fast fusslange eiserne Castagnetten, die er geschickt zu behandeln wusste. Nachdem sie getanzt hatten, producirte sich der Neger als Taschenspieler und Jongleur. Er nahm Watte in den Mund und brachte dafür verschieden gefärbte Bänder heraus, escamotirte einem kleinen Burschen Geld in die Kleider u. s. w., kurz die gewöhnlichen auch bei uns üblichen Gauklereien; endlich machte er noch Balancirkunststücke mit Gewehren, Säbeln, Theeservicen und ähnlichen Sachen.

Um verschiedene Gegenstände für die Reise ins Innere einzukaufen, fuhr ich am 10. December nach Gibraltar; die See war ausserordentlich schlecht und der grösste Theil der Passagiere wurde tüchtig seekrank; ich blieb einige Tage in Gibraltar, konnte die Besorgungen unter freundlicher Vermittelung des Bruders vom deutschen Consul bald erledigen, und kehrte Samstag den 14. December nach Tanger zurück.

Am folgenden Tage unternahmen wir bei herrlichem Wetter einen Ritt nach Cap Spartel und den sogenannten Herculeshöhlen; früh morgens hatten wir nur 7° C. Wärme, aber sowie die Sonne etwas höher stieg, wurde die Temperatur ausserordentlich angenehm.

Durch Vermittelung des deutschen Ministerresidenten in Tanger machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der in der Folgezeit von grosser Wichtigkeit für mich wurde. Sidi Hadsch Ali Butaleb war vor kurzem in Tanger angekommen. Seine Familie hat Besitzungen in der algerianischen Provinz Oran, er scheint sich aber mit den französischen Behörden nicht vertragen zu haben und wurde, wie er sagte, wegen politischer Umtriebe ausgewiesen. Es wurde ihm freigestellt, nach Tunis oder Marokko zu gehen, und er zog das letztere vor. Seine Familie ist etwas verwandt mit dem bekannten in Damascus lebenden Emir Abd-el-Kader. Der deutsche Ministerresident Weber in Tanger, der mehr als 20 Jahre in Beirut gelebt hatte und

mit diesem berühmten Araberscheich gut bekannt war, hat den erwähnten Hadsch Ali öfters bei jenem getroffen. Letzterer hat auch im Gefolge des Emirs wiederholt Reisen nach Frankreich unternommen, sodass er mit europäischen Verhältnissen ziemlich vertraut war; auch will derselbe einst eine grosse Reise durch Syrien, Persien und Indien bis Japan gemacht haben! Nun mag dem sein, wie ihm wolle, wir verhandelten im Hause des deutschen Ministers über eine Reise nach Timbuktu (wo Hadsch Ali auch schon einmal gewesen sein will). War zwar ursprünglich die mir von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft gestellte Aufgabe nur die, innerhalb Marokkos, im besten Falle im Hohen Atlas Studien zu machen, so hatte ich mir doch von Anfang an vorgenommen, etwas Grösseres auszuführen. Ehe ich nach Tanger kam, hatte ich in Paris bei Herrn Duveyrier einen bekannten Juden kennen gelernt, Mardochai ben Serur, der sich längere Zeit in Timbuktu und Arauan aufgehalten hatte. Seine Familie ist ansässig in dem kleinen selbständigen Sultanat des Sidi Hescham, zwischen Atlasgebirge und Wad Draa gelegen, und zwar in der Stadt Akka. Mardochai war von einem ehemaligen französischen Consul in Mogador, Beaumier, abgerichtet worden zu primitiven Compassaufnahmen und zum Sammeln von Naturalien; insbesondere hat sich dann Mardochai verdient gemacht um Anlegung eines grossen Herbariums von südmarokkanischen Pflanzen, die er nach Paris geschenkt hat. Er hat wiederholt sich ein Vermögen gemacht und hat es wiederholt verloren, indem seine Karavanen ausgeplündert wurden. Er kommt nun öfters nach Paris, um daselbst Unterstützungen zu verlangen, obgleich ich überzeugt bin, dass er dieselben nicht so dringend bedarf, als er vorgibt; die wenigen in jenen Gegenden ansässigen und geduldeten Judenfamilien sind alle wohlhabend, wie man mir dort sagte; ich habe späterhin einige seiner Verwandten getroffen.

Dieser Mann hatte mir nun, als ich ihn in Paris sprach, eine Route angegeben, um durch Marokko und das Wad Draa nach Tafilelet zu gelangen; ich habe später, theilweise wenigstens, den von ihm bezeichneten Weg genommen und gefunden, dass seine Angaben nicht immer correct waren und dass die von ihm gelieferten Itinerare mit grosser Vorsicht aufzunehmen sind. Jedenfalls hat aber diese Verhandlung mit dem Manne dazu beigetragen, mich mit der Idee zu befreunden, durch die Sahara zu gehen. Er gab mir noch einen Empfehlungsbrief an seinen Bruder Nezzim Serur mit, den ich aber, da ich in Akka selbst nicht war, nicht kennen gelernt habe. Bei der dortigen socialen Stellung der Juden hätte mir der Brief auch kaum etwas genützt.

Ich hatte also bereits in Tanger den Plan zur Reise nach Timbuktu vollständig fertig; ich wollte erst die beiden Hauptstädte von Marokko, Fâs und Marrakesch, besuchen, dann den Atlas übersteigen und von hier aus einen Punkt erreichen, wo sich die nach Timbuktu ziehenden Karavanen sammeln. Ich legte diesen Plan dem erwähnten Hadsch Ali Butaleb vor, und er erklärte denselben für ausführbar, wenn ich mich gewissen von ihm vorgeschriebenen Anordnungen fügen wollte. Es betraf dies in erster Linie das Verhalten den strengen Mohammedanern gegenüber, deren Sitten und Gebräuche ich doch nicht genügend kannte. Wir setzten also in Gegenwart des deutschen Ministers fest, dass Hadsch Ali als Dolmetsch und Reisebegleiter mit mir geht, dass ich mich, wo es nothwendig ist, seinen Anordnungen füge, und dass, wenn wir Timbuktu erreichen und zurückkehren, er 4000 Frs. Entschädigung bekommt, natürlich nebst allem, was während der Reise nöthig ist. Erreichen wir Timbuktu nicht und sind genöthigt, vorher umzukehren, so erhält Hadsch Ali nichts. Letzterer war mit allem einverstanden und sehr froh, diese Reise unternehmen

zu können, da man ihn ohne alle Mittel aus Algier ausgewiesen hatte.

Um aber nicht vollständig von einer Person allein abzuhängen, engagirte ich auch den früher erwähnten Spanier Cristobal Benitez aus Tetuan, der fertig Arabisch spricht und schreibt und grosse Lust zu dieser Reise hatte. Er ist, wie viele der in Tetuan lebenden Spanier, Korkschneider von Geschäft, steht aber an Bildung und Intelligenz weit über seinen dortigen Landsleuten. Seine Aeltern sind schon seit langer Zeit aus Spanien ausgewandert und er ist als ganz kleines Kind nach Marokko gekommen. Er hat mich schon auf der kleinen Vorexpedition in die Umgebung von Tetuan begleitet und ich habe dabei gefunden, dass er für meine Bestrebungen Sinn und Verständniss hat. Ich betraute ihn mit der Aufsicht über die Diener, die Reit- und Tragthiere, das Gepäck, Besorgung der Zelte u. s. w. Er erhält nach unserer Rückkehr pro Tag einen spanischen Duro ausgezahlt, und natürlich alles, was während der Reise nöthig ist. Der jüdische Diener Jakob wurde auch wieder engagirt, wenigstens für die Reise durch Marokko; späterhin wird er nicht mehr brauchbar sein. Bis Fâs, der Residenz des Sultans und unserm nächsten Ziel, nahm ich wieder denselben Machazini, Muhamed Kalei.

Ich miethete sieben Stück Pferde, die sämmtlich, ausser dem meinigen, mit Gepäck beladen wurden und ausserdem noch je einen meiner Leute tragen mussten; derselbe Jude, von dem ich schon das erste mal die Thiere gemiethet hatte, ging wieder mit nebst zwei Treibern. Ich zahlte für die Reise nach Fâs 12 Duros für jedes Pferd; es ist ziemlich viel, und wer länger in Marokko reisen will, thut gut, Pferde und Maulthiere zu kaufen. Nur gab es gerade während meines Aufenthalts in Tanger nicht viel hierzu taugliche Thiere zu kaufen; bessere Reitpferde waren genug vorhanden, aber diese wären zu theuer gekommen. Wer sehr

viel Gepäck hat, thut besser, Kamele zu miethen, nur geht es mit diesen Thieren natürlich viel langsamer.

Eine Menge anderer Vorbereitungen waren noch nöthig. Ich hatte zwei neue Zelte machen lassen nach dem Muster des mir vom deutschen Minister geliehenen, die, aus dreifachem Stoff bestehend, sich sehr bewährt haben und leicht und bequem aufzuschlagen und zu transportiren waren. Mehrere Feldbetten, Feldsessel und einen zerlegbaren Tisch sowie allerhand Küchengeräthschaften erhielt ich aus der deutschen Legation geliehen, wo ein ziemlicher Vorrath solcher Sachen sich befand, der noch von der zwei Jahre früher stattgehabten Ministerreise zum Sultan herrührte. Für Nahrung brauchten wir nicht zu sorgen, da wir überall die Muna zu erwarten hatten; nur Wein und etwas Cognac musste mitgenommen werden. Ferner Medicamente, sowol zu unserm Gebrauch als auch für die Eingeborenen, die jeden dort scheinbar zum Vergnügen Reisenden für einen Arzt halten. Vor allem nöthig ist Chinin, ferner ein oder mehrere Stopf- und Abführmittel, Brechpulver, Dower'sche Pulver, die zur Beruhigung dienen. Für die Araber hatte ich einen Sack voll Bittersalz, da ich mich hüten werde, ihnen das theuere Chinin zu geben oder irgendein Mittel, das bei falscher Anwendung schädliche Folgen haben kann. Genügende Mengen Schreib- und Zeichenpapier, Tinte (besser in Pulverform) und allerhand Schreib- und Zeichenutensilien, ferner die verschiedenen Instrumente wurden so verpackt, dass alles möglichst schnell zu haben war. Bei grössern Reisen, wozu viel Gepäck nöthig ist, werden häufig die nöthigsten Gegenstände so gut und sicher verpackt, dass man sie im gegebenen Fall nicht findet oder erst nach langem Suchen und Oeffnen zahlreicher Colli; das stört dann die gute Laune, die eine der ersten Bedingungen zum Reisen ist; Leute, die alles zu tragisch und ernst nehmen, bereiten sich selbst eine Menge Unannehmlichkeiten und Schwierig-

keiten, die andere nicht kennen. Solange ich innerhalb Marokkos reiste, behielt ich meinen europäischen Namen und meine Kleidung bei; erst später änderte ich beides. Als Geld nimmt man am besten spanisches und französisches Silber sowie auch Goldstücke mit.

Trotz der freundlichen Einladung, die Weihnachtsfeiertage noch im Hause des deutschen Ministers zuzubringen, beschloss ich doch, sobald alles in Bereitschaft war, aufzubrechen, und setzte Montag den 22. December 1879 als Tag der Abreise in das Innere fest.



Fig. 4. Frau aus der Umgebung von Tetuan.

DRITTES KAPITEL.

REISE NACH FÂS.

Abreise von Tanger. — Ain-Dalia. — Fliegendes Kaffeehaus. — Had el Gharbia. — Muna. — Kabyle el Chlod. — Aschra. — Wad M'ghazan. — Qasr el Kebir. — Empfang durch den Chalifen. — Schlechter Zustand der Stadt. — Alte Ruinen vor der Stadt. — Schlechtes Klima. — Schlacht bei Qasr el Kebir. — Abreise. — Ain el Suar und die Ruinen von Basra. — Schemachah. — Had Tekkurt. — Wasan. — Gebel Muley Busta. — Salzfluss. — Sebu. — Anblick von Fâs und dem Atlasgebirge. — Ankunft in Fâs. — Einzug. — Schlechte Wohnung. — Uebersiedelung. — Mistrauen gegen Hadsch Ali. — Europäer in Fâs.

Ein scharfer, schneidiger Ostwind wehte am Morgen des 22. December 1879, dem Tage unserer Abreise in das Innere von Marokko. Es wurde ziemlich spät, bis wir fortkamen, denn wie immer bei solchen Gelegenheiten fehlt bald dies, bald jenes, und es dauert einige Zeit, bis alles an seine richtige und passende Stelle gebracht ist. Die Pferde und Maulthiere kamen ziemlich spät, es war noch allerhand am Sattel- und Zaumzeug zu flicken gewesen, und dann dauerte es wieder lange, bis alle Thiere gleichmässig bepackt waren. Die Gepäckstücke mussten so arrangirt werden, dass die Last auf beide Seiten des Thieres gleichmässig vertheilt ist, und über das Ganze wurden Teppiche und Polster gelegt, um dem Reiter einen bequemen Sitz zu schaffen. Mein Pferd hatte einen jener hohen, grellrothen

gepolsterten Sättel, wie sie in Marokko üblich sind; dazu die dort gebräuchlichen breiten, kurz geschnallten Steigbügel. Mein Dolmetsch Hadsch Ali war eine Stunde früher weggeritten und stiess unterwegs auf uns; es war unnöthig, dass alle Welt in Tanger erfuhr, dass dieser Mann mit mir reist. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, sammelt sich immer eine Menge Volks an, besonders Bettler, und ich musste noch eine Partie Flûs, marokkanisches Kupfergeld, vertheilen, wofür ich dann die zahlreichen Segenssprüche für mein Unternehmen erhielt. Gegen 10 Uhr war endlich alles bereit; noch ein kurzer herzlicher Abschied von den mir so lieb gewordenen Herren und Damen der deutschen Legation, vom österreichischen Consul und dem unglücklichen Maler Ladein, der auch gekommen war, um mir eine glückliche Reise zu wünschen, und den ich nicht wiedersehen sollte. Derselbe gab mir noch einen jungen hübschen Hund mit, der uns auch durch ganz Marokko begleitet hat; als weiter im Süden die Temperaturverhältnisse andere wurden, musste ich den Hund zurückschicken und schenkte ihn einem meiner Diener, der zurückging und das Thier in einem von ihm gepachteten Orangengarten als Wachthund benutzen wollte. Der Kanzler der deutschen Botschaft, Herr Tietgen, sowie ein deutscher Kaufmann in Tanger, Herr Hässner, liessen es sich nicht nehmen, mich ein gutes Stück zu begleiten; gegen Mittag hielten wir eine kurze Rast, um noch gemeinsam ein letztes fröhliches Frühstück einzunehmen, dann verliessen mich auch diese Herren und ich war nun allein!

Unsere erste Tagereise war eine sehr kurze, wir wollten an der Ain-Dalia (Rebenquelle) genannten Localität die Nachtquartiere aufschlagen und erreichten diesen Platz bereits nach 3 Uhr. Die Richtung, die wir einschlugen, war eine rein südliche. Unmittelbar hinter Tanger wird die Gegend sehr monoton; nirgends Wald, nur fette, dunkel-

braune Ackerfelder, stellenweise das glänzend grüne Palmitto-gestrüpp, dessen Blätter bekanntlich unter dem Namen Indiafaser zu allerhand Flechtarbeit, Matten, Stricken u. s. w. verwendet werden.

Ein flacher Hügel erhebt sich aus dem breiten fruchtbaren Thale des Wad Mughaga, auf dessen linken erhöhten Ufern das Dörfchen Ain-Dalia liegt. Die Hügel ringsum bestehen aus Sandstein, der vielfach durch Eisenoxydhydrat roth gefärbt erscheint und von dem eine Menge grosser Blöcke zerstreut umherliegen. Der Fluss ist unbedeutend und schlängelt sich in verschiedenen kleinen Armen langsam dem Meere zu. Die Bewohner des Dorfes gehören noch der Kabyle Fahs an, die von Tanger aus ziemlich weit nach Süden reicht. Wir schlugen die Zelte an dem Abhange des Hügels auf, wo wir etwas gegen den noch immer äusserst heftig wehenden Ostwind geschützt waren; kurz nach unserer Ankunft erschienen zwei Verwandte des Scherifs von Wasan mit grossem Gefolge und blieben in dem Dorfe über Nacht. Vor acht Tagen haben übrigens die Mohammedaner Neujahr gehabt; sie sind jetzt im 1297. Jahr der Hedschra, im Monat Moharram.

Ganz ohne Unglück verlief der heutige Tag doch nicht, und meine Leute waren noch nicht ganz vertraut mit den Tragthieren und der Bepackung derselben; so stürzte mein Diener Jakob mit einem bepackten Pferd, und es war ein Wunder, dass das Thier keinen Schaden genommen hat, und mein Pferd, das an Kamele nicht gewöhnt war, scheute vor einigen entgegenkommenden Kamelen derart, dass es plötzlich einen mächtigen Seitensprung machte, es riss der Sattelgurt und ich fiel sammt dem Sattel zu Boden. Zum Glück geschah auch hier nichts Ernstliches, obgleich ich von dem ausschlagenden Thiere leicht hätte getroffen werden können.

Ain-Dalia ist die gewöhnliche erste Haltestelle für die

nach Fâs reisenden Karavanen, obgleich der Ort nur einige Stunden von Tanger entfernt ist; aber man reist dort nicht sehr schnell, und für vornehme Personen ist es sogar Regel, möglichst langsam zu reisen. So dauern die Gesandtschaftsreisen nach Fâs in der Regel 12—14 Tage, während man diese Strecke recht gut in der Hälfte Zeit zurücklegen kann.

Trotz des furchtbaren Sturmes während der Nacht hatten wir dieselbe doch in unsern trefflichen Zelten recht gut zugebracht. Als wir am Morgen des 23. December aufstanden, wehte noch immer eine ziemlich starke Levante und wir hatten nur 10° C. Das Bepacken der Thiere nahm wieder so viel Zeit in Anspruch, dass wir erst um 8 Uhr fortkamen. Wir überschritten das breite Thal des Wad Mughaga, passirten einen niedrigen Hügelzug und kamen an einen kleinen Fluss, dessen Wasser etwas salzig ist. Darauf ging es in südwestlicher Richtung weiter über die westlichsten Ausläufer des Gebel Habîb; vom höchsten Punkt des Weges hatten wir im Westen noch einmal den Anblick des Meeres und der kleinen Stadt Arseila. Die Felsen bestehen aus stark eisenschüssigem Sandstein und einem schönen Conglomerat, das zu einem Grus zerfällt, der ein gutes Strassenmaterial liefert; auch das Wasser der dem Sandstein entspringenden Quellen ist etwas eisenhaltig. Die Schichten des Gesteins, welches dasselbe ist, wie ich es schon auf dem Wege nach Tetuan sah, gehen also vom Gebel Habîb über Tetuan hinaus bis zur Küste des Mittelmeeres. Von hier aus ging es bergab in das Thal des Wad Haschûf, worauf wir auf eine sich weit nach Süden erstreckende, schöne fruchtbare Hochebene kamen. In der völlig unbewohnten Gegend stiessen wir plötzlich auf ein arabisches „Kaffeehaus". Zwei Männer hatten sich an einen Platz postirt, in dessen Nähe fast alle nach Fâs ziehenden oder von dort kommenden Reisenden vorüber müssen; im Schutze eines Felsens hatten sie ein Feuer angezündet und kochten

hier einen starken schwarzen Kaffee. Ich konnte mir diesen ganz unerwarteten Genuss eines erquickenden Kaffees nicht versagen, und auch meine Leute nahmen daran theil. Es sollen solche „fliegende Kaffeehäuser“ vielfach an belebten Karavanenstrassen in Marokko sich etabliren, und jeden-



Fig. 5. Marokkanische Frauen (Landbevölkerung).

falls ist das Vergnügen ein sehr billiges, da man für eine der allerdings kleinen Schalen nur einige wenige der fast werthlosen marokkanischen Kupfermünzen zahlt.

Die schöne waldfreie Hochebene, welche sich trefflich

zu Ackerbau und Viehzucht eignet, besteht aus weissem, sandigem Kalkstein und Mergel, der von einer Schicht tiefgelben eisenschüssigen Sandes bedeckt wird, worauf die Ackerkrume ruht. Der Kalkmergel enthält zahlreiche fossile Muscheln, besonders Ostreen und Pecten, und bildet jedenfalls die südliche Fortsetzung der von mir bei Tetuan beobachteten Tertiärbildungen.

Wir ritten bis 3 Uhr nachmittags ununterbrochen fort, in vorherrschend südlicher Richtung, und hielten beim Dorfe Had el Gharbia (Sonntagsmarkt von Gharbia) an, welches noch etwas nördlich von dem auf den Karten angegebenen Orte el Uted liegt; der Scheich des Dorfes hiess Tsami ben Suina. Die Bewohner gehören nicht mehr zur Kabyle Fahs, die nicht über die Nordgehänge des Gebel Habîb hinausgeht, sie stehen aber noch unter dem Amil von Tanger. Die Mehrzahl der Dörfer besteht aus kleinen, roh gebauten Stein- und Lehmhäusern, aber es finden sich auch schon Zeltdörfer. Letztere bestehen aus einem grossen Kreise von Zelten, die aus einem groben braunen Stoff von Kamelwolle verfertigt werden; die Heerden werden gewöhnlich abends in die Mitte des Dorfes getrieben. Die Bewohner sind Nomaden, die ausschliesslich Viehzucht treiben und ihre Wohnsitze ändern, während die in Häusern lebenden Araber neben der Viehzucht auch den Ackerbau betreiben. Ein unglaublicher Schmuz herrscht meist in diesen kleinen Ortschaften, nach deren dürftigem und armseligem Aussehen man auf eine sehr arme Bevölkerung schliessen müsste. Es ist dies aber nicht immer der Fall; diese einfachen Nomaden sind von grosser Bedürfnisslosigkeit und ihr ganzer Reichthum sind die Heerden. Dazu kommt das bei allen orientalischen Völkern hervortretende Bestreben, ihre wirklichen Verhältnisse durch den äussern Schein einer grossen Armuth zu verdecken; solange diese Völker existiren, solange bestand auch ein scharfes Auspressungssystem des Volkes seitens

der Machthaber; haben doch zahlreiche europäische Juden diese alte orientalische Sitte noch nicht abgelegt.

Wir hatten bisher jeden Abend die officielle Muna erhalten durch den betreffenden Ortsvorsteher; es ist ganz unmöglich, derselben zu entgehen. Es ist gewiss für jeden Europäer peinlich zu sehen, wie die an und für sich arme Bevölkerung gezwungen wird, dem durchreisenden Fremdling, für den sie absolut kein Interesse, in vielen Fällen Hass und Groll hat, ausser der allerdings billigen Nahrung auch noch theuere ausländische Artikel zu liefern, wie Thee, Zucker und Kerzen, die die armen Leute erst zu hohen Preisen von den Europäern kaufen müssen. Aber es ist nun einmal Gebrauch; will sich der Fremde durch ein Geldgeschenk entschädigen, so gelangt dies stets in falsche Hände. Die den Rumi begleitenden Machazini benutzen diese Gelegenheit gleichfalls gern, um sich ein Extrageschenk zu erpressen, ein Schaf, ein paar Hühner, einen Topf Butter oder was immer, sodass im allgemeinen die Landbewohner durchaus kein freundliches Gesicht machen, wenn sie einen Europäer mit seinem grossen Gefolge ankommen sehen.

Wenige Tage vor meiner Ankunft in Had el Gharbia sind aus den umgebenden Dörfern 40 Männer gefangen nach Tanger geführt worden; vermuthlich haben sie sich gegen die Erpressungen des Amils und seiner Unterbeamten aufgelehnt. Uebrigens hörten wir schon gestern beim Passiren des Gebel Habîb aus den tiefer im Gebirge liegenden Ortschaften lebhaftes Gewehrfeuer; wahrscheinlich lagen Soldaten des Sultans wieder im Kriege mit einigen aufständischen Berberortschaften.

Im allgemeinen war die schöne fruchtbare Ebene wenig bebaut und nur in der Nähe der Dörfer sah man Felder von Gerste, Weizen oder Bohnen; sonst war der grösste Theil des Terrains mit Weidegras, Palmitto, Disteln, Meerzwiebeln



GRUPPE VON ALTEN CACTUSSTRÄUCHERN.

I. S. 96.



und verschiedenem Unkraut bedeckt. Die Unsicherheit des Besitzes lässt die Leute nur so viel bauen, als unumgänglich nöthig ist. Der grösste Theil des Bodens gehört überhaupt dem Sultan, der seine Machazini damit belehnt.

Am nächsten Morgen hatten wir angenehmes Wetter. Der Wind hatte sich gelegt und ein schwacher Regen war während der Nacht gefallen; wir hatten früh um 7 Uhr schon 13° C., im Laufe des Tages stieg die Temperatur auf 21° C. im Schatten und gegen Abend zeigte das Thermometer noch immer 18° C. Der heutige Weg führte in südlicher, manchmal schwach südwestlicher Richtung weiter, nicht sehr weit vom Meere entfernt, zur linken Hand das Gebirge, bald über Hochebenen mit dem tiefgelben Sand, bald durch weite, fruchtbare, mehr oder weniger sumpfige Flussthäler. Anfangs noch im Gebiete der Kabyle el Gharbia, kamen wir bald in einige Dörfer der kleinen Kabyle Ulad el Musa und dann zu dem el Chlod genannten Stamm, der vom Flusse M'ghazan bis hinauf nach Ksâr (Qasr el Kebir) reicht. Unterwegs erblickten wir in der Ferne Ruinen von Mauern und Thürmen, von denen die Leute sagten, sie seien römischen Ursprungs. Da aber alles Fremde in Marokko als Rumi bezeichnet wird, so können es ebenso gut Reste aus der Zeit der Portugiesenherrschaft sein.

Heute hatten wir den Christabend und wir feierten denselben so gut es ging; aber auch die Araber haben jetzt ein Fest, das Aschra, welches drei Tage dauert. Es bedeutet eigentlich den Zehnten, weil um diese Zeit dem Sultan der zehnte Theil des Erträgnisses vom Boden und von den Heerden gegeben wurde; hier in Marokko soll eigentlich jeder Reiche an diesem Tage den zehnten Theil seines Vermögens den Armen geben. Trotz der Frömmigkeit der Marokkaner dürften doch nur die wenigsten dieser Quranvorschrift nachkommen. Dagegen werden die andern Vorschriften strenger gehalten, wie das Enthalten von allen

Lustbarkeiten; auch dürfen während dieser Tage keine Hochzeiten stattfinden.

Wir hatten unsere Zelte einige Meilen südlich von dem grossen Tletsa-Soko (Dienstagsmarkt) von Raisannah aufgeschlagen, von wo wir nur noch eine Stunde bis zu dem Fluss M'ghazan hatten. Als wir am 25. December des Morgens weiter wollten, hatten wir Schwierigkeiten mit der unfreundlichen Bevölkerung eines benachbarten Dorfes. Eins unserer Pferde war untauglich geworden, und die Leute wollten uns kein anderes geben, obgleich ich eine entsprechende Bezahlung bot. Das Mistrauen derselben ist eben sehr gross und sie fürchteten, dass man ihnen das Thier nicht wieder zurückgeben wird. Wir aber befanden uns in grosser Verlegenheit. Durch den Regen in den letzten Nächten waren die Zelte und andere Gegenstände durchnässt und schwerer geworden, sodass die andern Tragthiere allein nur sehr schwer auf dem durchweichten Lehmboden hätten fortkommen können. In diesem Falle war es nun gut, einen Machazini bei sich zu haben. Derselbe nahm irgendeinen Dorfbewohner her, band ihm die Hände zusammen, liess ihn niederknien und drohte, ihn so lange als Gefangenen zu behalten, bis ein Pferd herbeigebracht würde. Das half denn auch, und bald konnten wir weiter reisen. Es hatte die Nacht stark geregnet und früh gegen 10 Uhr fing es wieder an; die Wege, wenn man überhaupt diesen Ausdruck gebrauchen darf, waren infolge dessen grundlos. Noch vor Mittag erreichten wir die weite lehmige Ebene am Wad M'ghazan. Wir überschritten denselben ungefähr eine Meile oberhalb seiner Mündung in den Wad el Kûs. Die Ufer sind steil und hoch, und wenn das Bett voll Wasser ist, müssen die Karavanen oft wochenlang liegen bleiben und warten, bis sich das Wasser etwas verlaufen hat. Die Trägheit und Bequemlichkeit des Volkes lässt sie nicht dazu kommen, eine Brücke zu bauen oder wenigstens eine Ueberfuhr herzustellen; es ist immer mit

grossen Umständen verbunden, die schwer beladenen Packthiere das steile Ufer hinabzuführen und durch die schmuziggelben Fluten des Flusses zu treiben.

Nach Ueberschreitung des Flusses M'ghazan ritten wir in südöstlicher Richtung weiter, bis wir gegen 5 Uhr nach der alten Stadt Ksor oder Qasr el Kebir kamen, auch häufig in europäischen Werken Lxor geschrieben. Passirt hatten wir die Kara'ta genannte Landschaft mit einigen Dörfern, die Gruppe der Ulad Hadad, Ulad Sidi Boksiba, und dann den Fluss Wad er Rur, der in den M'ghazan mündet.

Wir waren noch einige Stunden von dieser Stadt entfernt, als uns ein Bote des Chalifen (Stellvertreters des Amil), Sel Arbi Kardi, entgegenkam, sich über unsern Zug orientirte und dann zurückritt, um unsere Ankunft zu melden. Kurz vor der Stadt kam uns der Chalif entgegengeritten mit einem stattlichen Gefolge von Honorationen der Stadt und Machazinis, begrüsste mich und ritt dann, sich mir zur Linken haltend, mit uns der Stadt zu. Die Machazini begannen ihre Phantasieritte, schossen Gewehre ab, alles Zeichen der Hochachtung gegenüber dem Rumi.

Wir schlugen die Zelte auf einer Wiese vor der Stadt auf, und bald kamen eine Menge Leute aus derselben, um uns zu sehen. Auch der Chalif blieb bei uns, um Neuigkeiten aus Europa zu hören; für Mittheilungen über die politischen Verhältnisse Europas fand ich immer ein dankbares Publikum. Wir hatten uns kaum in den Zelten eingerichtet, als eine stattliche Muna erschien; ein grosses Schaf, ein grosser Krug Butter, Thee, Zucker und Kerzen, sowie eine Masse Gerste und Stroh für die Thiere. Mein Dolmetsch traf einen alten Freund, den Scheich eines Dorfes in der Oasengruppe Tafilalet, der auch auf der Reise nach Fâs begriffen war; auch mein spanischer Begleiter fand einen Landsmann, der sich in Ksor niedergelassen

hatte; es gibt nur einige wenige Europäer in dieser Stadt. Unterwegs hatte sich uns ein junger Araber angeschlossen, der aus Tetuan kam, wo sein Vater Verwaltungsbeamter ist; er hatte ziemlich viel Geld bei sich, war im Begriff, dasselbe nach Fâs zu bringen, und es war ihm lieb, in einer grössern Gesellschaft reisen zu können.

Da wir durch den Regen der letzten Tage etwas in Unordnung gerathen waren und das Gepäck grösstentheils durchnässt war, da ferner unser Jude, von dem ich die Pferde gemiethet hatte, für sein erkranktes Pferd ein neues ausfindig machen musste, so beschlossen wir, den folgenden Tag hier zu rasten. Das am Tage vorher gemiethete Thier wurde zurückgeschickt und der Besitzer, der selbst mitgekommen, war offenbar erfreut, wieder zurückkehren zu können; er hatte gefürchtet, man würde ihm sein Thier gewaltsam bis Fâs führen. Die arme Landbevölkerung ist an solche Gewaltacte und Vorspiegelungen aller Art seitens der Beamten so gewöhnt, dass sie gegen jeden im höchsten Grade mistrauisch ist. Auf dem grossen Platze vor der Stadt lagen übrigens noch mehrere grössere Karavanen, zum Theil aus Kamelen bestehend, sodass ein lebhaftes Treiben daselbst herrschte. Alle europäischen Waaren werden auf diese Weise nach Fâs geführt. Die Kamele werden dabei mit drei bis vier Centner schweren Lasten beladen, infolge dessen gehen sie denn auch sehr langsam und nur wenige Stunden des Tages. Für den Verfrachter der Waaren kommen Kamele natürlich viel billiger als Pferde oder Maulthiere, und da der Werth der Zeit bei den Marokkanern, wie bei den Orientalen überhaupt, unbekannt ist, so ist es den Leuten ganz gleichgültig, ob die Karavane zwischen Tanger und Fâs zehn Tage braucht oder zwanzig. Schon der Bau einer fahrbaren Strasse wäre von grossem Vortheil für den ganzen Handelsverkehr, aber man ist äusserst conservativ und hängt fest an den alten Gewohnheiten. Es gibt überhaupt im ganzen marokkanischen

Reiche keine wirkliche Strasse, es sind nur Saumpfade, die im Laufe der Zeit sich gebildet haben.

Von der Ferne macht Qasr el Kebir, wie überhaupt alle Städte des Orients, einen recht freundlichen Eindruck, und die zwischen dichten Laubmassen von Feigen- und Olivenbäumen versteckten Mauern und Häuser, überragt von einzelnen schlanken Palmen und den Thürmen der Moscheen, winken dem ermüdeten Reisenden einladend entgegen. Aber im Innern! — Die Stadt liegt ziemlich tief und wird von einem kleinen Bach durchströmt, dessen schlammdickes schmuziges Wasser mephitische Ausdünstungen hervorbringt, da aller Unrath der Stadt darin angehäuft wird. Tritt einmal eine vollständige Verstopfung des Wasserlaufes ein, dann werden diese Schlamm- und Kothmassen aussen um die Stadt gehäuft, wo dann durch das Austrocknen wiederum eine pestilenzartige Atmosphäre erzeugt wird. Solche Unrathmassen bilden ganze Hügel rund um die Stadt und sie müssen schon jahrhundertelang so liegen. Im allgemeinen ist Marokko ein ausnehmend gesundes Land, und ich habe kaum einen Ort gefunden, von dem man sagen könnte, er sei der Gesundheit schädlich. Die Stadt Ksor aber ist es in hohem Grade und die Mehrzahl der Bewohner leidet an Fiebern. Die Strassen, so eng, dass sich kaum zwei Menschen ausweichen können, und damit ja nicht etwas Luft und Licht eindringen kann, auch noch grösstentheils mit Matten überdeckt, sind bei Regenwetter mit fusshohem Schlamm und Schmuz bedeckt, bei trockenem Wetter aber muss ein entsetzlicher Staub daselbst sein. Die Häuser, fast alle baufällig und mit schmuzigem Kalkanwurf überzogen, sind klein und niedrig, die Bevölkerung armselig, schmuzig, faul und fieberkrank, kurz es ist ein trauriges Zeugniss von dem Niedergange einer früher ausgedehnten und wohlhabenden Handelsstadt, deren Lage in der Mitte zwischen Fâs und der Nordküste des Reiches dieselbe zu

einem Handelscentrum wie geschaffen erscheinen lässt. In den Strassen lungerte eine Masse ärmlichen Volks herum, arbeitscheue Araber der untern Klassen in dürftiger Kleidung, schmuzige Schacherjuden, deren Weiber und Töchter frech an den Thoren der elenden Hütten standen und laut lachend ihre Bemerkungen über die Fremden machten, während die verhüllten Frauen der Mohammedaner neugierig aus kleinen fensterartigen Oeffnungen oder von den Dächern der Häuser herabschauten. Ich besuchte zunächst den Bazar, ein Haufen kleiner Butiken, in denen allerhand einheimische und ausländische Waaren verkauft werden, vorherrschend von Juden, die hier stark vertreten sind und denen es hier gut zu gehen scheint, wie in Tanger, da sie nicht in eine Mellah eingesperrt werden, wie in den meisten Städten des Innern, sondern zwischen den Arabern wohnen. und auch nicht barfuss zu gehen brauchen, wie in Fâs und Marrakesch. Da Festtag war, so amusirte sich die ganze Jugend der Stadt unter lautem Lärm an einem Ringelspiel, von der Art wie die russischen Schaukeln.

Die Stadt hat gegenwärtig höchstens 20000 Einwohner, muss früher aber bedeutend grösser gewesen sein, wie man aus alten Stadtmauern erkennen kann. In der Nacht vom 25. zum 26. December hatten wir wieder heftigen Regen, aber früh heiterte es sich auf und es wurde nachher sogar recht warm, sodass unsere Zelte gehörig austrockneten. Ich machte heute dem Chalif einen Besuch, bei dem wir eine Menge Scheichs aus der Umgebung vorfanden; es entwickelten sich wieder lebhafte politische und religiöse Gespräche, wobei mein Dolmetsch, wie immer, das grosse Wort führte; der unvermeidliche Thee wurde dabei in grossen Mengen genossen. Später erhielt ich den Besuch eines hier zufällig anwesenden französischen Kaufmanns aus Tanger, der zum Zweck des Vieheinkaufs in der Gegend herumreist.

Auffallend ist die grosse Zahl der Moscheen in der doch

verhältnissmässig kleinen Stadt; es gibt deren wenigstens zwölf.

Nachmittags unternahm ich einen Gang in die Umgebung, um die alten Mauerreste und Fortificationen zu besichtigen, die von den Eingeborenen auch als „römischen“ Ursprungs bezeichnet werden. Im Osten der Stadt stehen diese Mauerreste, und etwas ausserhalb noch ein kleines Fort, auch nur als Ruine, aber der Plan des Ganzen ist noch deutlich sichtbar. Das Fort hatte mächtige, sehr hohe Mauern, in deren obern Theilen Fensteröffnungen sich befinden, während in der untern Partie eine Anzahl regelmässiger kleiner Löcher angebracht sind, die als Schiessscharten dienten. Das Material der Mauern ist ein festgekittetes Conglomerat, wie es zu Molobauten häufig verwendet wird, Thor- und Fensterbogen bestehen aus denselben flachen Ziegeln, wie sie heute noch in Marokko hergestellt werden. Im Innern befindet sich ein tiefer, noch gut erhaltener Brunnen. Der Fussboden in den Höfen und Räumen klingt in vielen Stellen hohl, und stellenweise sieht man ovale aus Ziegeln bestehende Erhöhungen, die offenbar den Eingang bildeten in die darunter befindlichen Cisternen oder unterirdischen Gänge. Solche Reste finden sich in bedeutender Entfernung rund um die Stadt herum; die nach Osten zu gelegenen sind, wie erwähnt, am besten erhalten; die Stadt muss demnach ehemals einen bedeutenden Umfang gehabt haben. Was das Alter dieser Bauwerke betrifft, so dürften dieselben aus der Periode stammen, als die Portugiesen noch Einfluss in Marokko hatten. Ob sie von Portugiesen errichtet sind oder von den Arabern, welche sich gegen die Eroberungen jener schützen wollten, lässt sich bei einem flüchtigen Besuch dieser Objecte schwer entscheiden. Es wäre der Mühe werth, einmal eine historisch-archäologische Expedition nach Marokko zu schicken, man würde vielleicht dabei auf manchen interessanten Fund stossen. Die Araber selbst haben für

derartige Untersuchungen absolut kein Verständniss; ihr Interesse würde nur erregt werden, wenn man Schätze zu erwarten hätte.

Als wir zu unsern Zelten zurückkamen, war eine ganze Anzahl Leute aus der Stadt gekommen, die am Fieber litten und Medicin verlangten. Es blieb mir auch nichts übrig, als etwas Chinin zu vertheilen, obgleich ich mit dieser wichtigen Substanz sehr vorsichtig und sparsam umgehen musste. Wie des Abends vorher, so schickte auch heute der Chalif vier Soldaten als Wache für die Nacht, die sich rund um unser Lager postirten und bis zum nächsten Morgen blieben. Der Ortsvorstand übernimmt eine gewisse Verantwortung gegenüber dem Reisenden und muss denselben vor Diebstählen schützen.

Die grosse Ebene im Norden von Ksor bis zum Wad M'ghazan ist von grossem historischen Interesse. Fand doch hier die furchtbare Schlacht statt zwischen Arabern und Portugiesen, in der vor nun mehr als 300 Jahren der heldenmüthige, aber eigensinnige König Sebastian sein Leben verlor. Es war diese Schlacht von grosser Entscheidung für das zukünftige Schicksal Marokkos, denn mit ihr war der Einfluss des Christenthums in diesem Lande gebrochen, und noch heute ist Marokko derjenige der nordafrikanischen mohammedanischen Staaten, der es am besten verstanden hat, sich dem Einfluss abendländischer Cultur zu entziehen. Bei der in ihren Consequenzen so grossen Wichtigkeit dieser Schlacht und da deren Verlauf im allgemeinen wenig bekannt sein dürfte, mag hier eine kurze Schilderung des Vorgangs Platz finden, und zwar nach der Darstellung, wie sie in dem Buche von Rdo. P. Fr. Manuel Pablo Castellanos: „Descripcion histórica de Marruècos“ (Santiago 1878), gegeben und wie sie auch in der früher erwähnten Schrift von Conring: „Marokko“ (Berlin 1880), zu finden ist.

Portugal war von der hohen und mächtigen Stellung,

die es zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts innehatte, schnell herabgesunken, infolge der klerikalen Politik des Königs Johannes III., unter welchem die Inquisition und Judenverfolgungen sowie der Einfluss der Jesuiten ihren Höhepunkt erreichten. Durch die beständigen Unruhen im Innern verlor das Land auch nach aussen zu an Ansehen und die portugiesischen Besitzungen an der atlantischen Küste Marokkos wurden vielfach von den Arabern bedrängt. Der Nachfolger und Neffe Johannes' III., Sebastian, von den Jesuiten fanatisch fromm erzogen, suchte die Befriedigung seines Ehrgeizes in einem Feldzug gegen die Ungläubigen, und als im Jahre 1574 der wegen seiner Grausamkeit aus Marokko vertriebene Sultan Muhamed-el-Abd („der Schwarze") nach Portugal kam und bei dem jungen König Unterstützung gegen seinen Onkel Abd-el-Malek suchte, wurde er mit offenen Armen aufgenommen. Sebastian beschloss trotz der Abmahnungen von allen Seiten, einen grossen Kriegszug gegen Marokko auszuführen, und träumte wahrscheinlich schon von einem grossen christlichen Staate jenseit der Meerenge von Gibraltar, und der flüchtige Sultan unterliess es natürlich nicht, ihm alles Mögliche zuzusichern. Da Portugal allein nicht genug Soldaten auftreiben konnte, so wandte sich König Sebastian um Unterstützung an die übrigen christlichen Mächte und an den Papst; in der That gelang es ihm auch, von verschiedenen Seiten Hülfstruppen zu bekommen. Der Papst Gregor XIII. sandte 600 Italiener unter Befehl des Engländers Thomas Sterling; Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, schickte 3000 deutsche Söldlinge unter einem Grafen Thalberg; Spanien gab 1000 Mann unter dem Befehl von Alfonso de Aguilar und Portugal selbst stellte 12—13000 Mann, 1500 Pferde und 12 Kanonen. Ausserdem brachte man eine nicht unbedeutende Zahl von Fahrzeugen zusammen von den verschiedensten Grössen. Mit dieser kleinen Armee,

von der nur ein Theil gut ausgebildete Soldaten waren, wollte Sebastian den Krieg gegen die Ungläubigen beginnen, allerdings in der Hoffnung, dass ein grosses Heer von Marokkanern, Anhängern des vertriebenen Sultans, zu ihm stossen würde.

Als König Sebastian am 7. Juli 1578 in Tanger landete, konnte ihm Muhamed-el-Abd nur 800 Armbrustschützen und 400 Reiter zuführen, hoffte allerdings noch eine grössere Zahl von Anhängern um sich zu sammeln, zu welchem Zweck er von Tanger längs der atlantischen Küste südwärts marschirte. Die Flotte segelte gleichfalls nach der Küstenstadt Arseila, während Sebastian den Landweg von Tanger über El Areich (Larache) dahin einschlug. Als sich die combinirten Truppen Sebastian's und Muhamed's in Arseila vereinigt hatten, begann man am 2. August den Vormarsch gegen das gewaltige Heer des Sultans Abd-el-Malek (des Mameluken, wie sein Beiname war). Von vielen Seiten, selbst von seinem Verbündeten wurde Sebastian vor diesem Schritt gewarnt, aber vergeblich. An demselben Tage rückte auch des Mameluken gewaltige Heermasse nordwärts, sodass sich schon am Abend beide Theile gegenüberstanden, nur getrennt durch den Fluss M'ghazan. Das arabische Heer soll sehr bedeutend gewesen sein; man berichtet von 40000 Reitern, 8000 Mann Fussvolk und 34 Geschützen, ungeachtet einer grossen Masse irregulären Volkes. Die Stellung der Portugiesen war überaus günstig, sodass Abd-el-Malek den Angriff nicht wagte; er rechnete ganz richtig, dass der Mangel an Lebensmitteln die Portugiesen veranlassen würde, den Kampf aufzunehmen. Da trat am folgenden Tage ein Umstand ein, der den Christen von grossem Vortheil schien; es war Muhamed-el-Abd gelungen, einige Leute aus der Umgebung seines Gegners zu bestechen, und diese brachten ihrem Herrn Gift bei, sodass der Mameluk sofort schwer erkrankte. Er fühlte seinen Tod und

wollte doch noch erst das Heer der Ungläubigen vernichten, und so formirte er am Abend des 3. August alles zum Gefecht. Die Portugiesen waren in dem Dilemma, sich zurückzuziehen nach den befestigten Küstenplätzen, oder zu kämpfen; ihre Position konnten sie nicht länger behaupten, da bereits Mangel an Lebensmitteln eingetreten war. In dem versammelten Kriegsrath soll ein junger Kapitän, Don Diego de Carbalho, den schwankenden König Sebastian durch heftige Vorwürfe zur Annahme des Gefechts veranlasst haben.

Die Formirung des portugiesischen Heeres war nach dem erwähnten Bericht derart, dass die Spanier, Italiener und Deutschen die Avantgarde bildeten; im Centrum standen die portugiesischen Kerntruppen, und die Arrièregarde bestand aus den weniger gut ausgebildeten Portugiesen, die durch 300 Bogenschützen und 2 Kanonen gedeckt waren. Die königliche Standarte nebst dem spanischen Gesandten und der Umgebung des Königs befand sich auf dem linken Flügel; auf dem rechten Flügel der Nachhut stand Muhamed-el-Abd, der Schwarze.

Der Anfang des Gefechts war für das Heer Sebastian's sehr günstig; dasselbe passirte den Fluss und trieb die aufgelösten Araberscharen vor sich her. Da soll der todkranke Mameluk das Pferd bestiegen und sein wankendes Heer zum Stehen gebracht haben. Die Portugiesen wurden hart bedrängt von der kolossalen Uebermacht, die Arrièregarde warf die Waffen weg, die Avantgarde ward zurückgetrieben, und selbst die Deutschen konnten dem Angriff nicht länger widerstehen, Hitze und Durst thaten das Ihrige, und die Schlacht schien verloren. Da verbreitete sich das Gerücht, der jugendliche Abd-el-Malek, schon todkrank vor der Schlacht, sei gestorben. Für einen Augenblick schien es, als wären die Marokkaner stutzig und verwirrt geworden; aber nur kurze Zeit dauerte diese Hoffnung. Unaufhaltsam

drängten sich die Massen der Mohammedaner gegen das an Zahl so geringe portugiesische Heer, und alles stürzte in unaufhaltsamer Flucht dem Flusse zu. In den hochgeschwollenen Fluten des M'ghazan fanden dann Tausende ihren Tod, und wer dem Ertrinken entging, wurde von den nachsetzenden Arabern und dem Landvolk erschlagen. Als Sebastian das Schicksal seiner Armee sah, stürzte er sich sammt seinem Gefolge in das dichteste Gewühl, und alle fanden den gesuchten Heldentod. Nebst dem Könige fielen von hervorragenden Personen: der Herzog von Aveiro, die Chefs der Familien Bourgogne, Foscari, Alonso de Aguilar, Francisco de Aldana, sowie der Engländer Sterling und der Deutsche von Thalberg. Auch der geflüchtete Sultan Muhamed-el-Abd, der die Veranlassung zu diesem unseligen Kriegszuge war, fand seinen Tod. Nach den Berichten fielen in dieser Schlacht 18000 Araber und 6000 Christen; ein Theil der letztern wurde gefangen genommen, und nur 60 Mann sollen sich nach Arseila gerettet haben. Die Leiche Sebastian's wurde gefunden und durch den Bruder des Mameluken, den Scherif Achmed, in Qasr el Kebir begraben und später dem Gouverneur von Ceuta ausgeliefert. Erst nach Jahren aber wurde dieselbe nach Portugal gebracht und im Kloster Belem bei Lissabon beigesetzt; dadurch erklärt sich, dass verschiedene Pseudo-Sebastians auftraten und den Thron von Portugal beanspruchen konnten; im Volke aber erhielten sich noch lange allerhand Sagen und Mythen über den tapfern, aber tollkühnen und eigensinnigen König.

Nichts deutet heutzutage darauf hin, dass in dieser lehmigen Ebene eine so verhängnissvolle und folgenschwere Schlacht geschlagen wurde, und die grosse Masse des Volkes im heutigen Marokko weiss kaum, dass die Existenz Marokkos dem Siege Abd-el-Malek's bei Qasr el Kebir zu verdanken ist. Kein Stein, kein Erinnerungszeichen deutet

darauf hin, dass hier gegen 30000 Menschen begraben liegen. Niemand kann sagen, was aus Marokko geworden wäre, wenn der fromme Sebastian gesiegt und das Land unter portugiesischen Einfluss gekommen wäre. „Anstatt der Ausgangspunkt der Regeneration Afrikas zu werden, war jene Schlacht der Anfang der tiefen Nacht, die noch heute jene Länder in den dunkeln Schatten der Barbarei hüllt.“ Mit diesen Worten schliesst der spanische Mönch den Bericht über die Schlacht bei Qasr el Kebir. Ob aber das zu jener Zeit unter dem klerikalen Joch schmachtende Portugal geeignet gewesen wäre, selbst im Falle eines Sieges der fanatischen Christenscharen diese Regeneration zu bewirken, darüber liesse sich wol streiten. So wie Mohammed einst mit Feuer und Schwert seinen Lehren Eingang verschafft hat, so würden die Schüler Loyola's mit Scheiterhaufen und Folterpressen den alleinseligmachenden Glauben in Afrika verbreitet haben. Religiöser Fanatismus aber bleibt sich gleich, mag er ausgehen von welcher Religion immer, und in keinem Falle zeigt der Mensch eine grössere Bestialität, als wenn es sich um Fragen des Glaubens und des Dogmas handelt. Das war immer so und ist auch heute noch nicht anders!

Am 27. December verliessen wir das gastliche Qasr el Kebir und wandten uns zunächt südwärts in die breite sumpfige Ebene des Wad el Kûs, bis zu dessen Nordufer ein breiter gepflasterter Weg führt. Ohne diesen wäre es einen grossen Theil des Jahres unmöglich, diese Strecke zu passiren, die Thiere würden im Schlamm stecken bleiben. Nachdem wir den Fluss durchritten und jenseit desselben ein etwas höheres Plateau erreicht hatten, rasteten wir an einer stark eisenhaltigen Quelle, die aus einem harten Sandsteinconglomerat entspringt. Der Chalif von Ksor kam uns bis hierher nachgeritten und brachte noch ein Maulthier

mit an Stelle des unterwegs erkrankten Pferdes; der Mann fürchtete, wir möchten erzürnt weggehen, da es uns gestern nicht gelungen war, ein Thier zu miethen; ausserdem wollte er nochmals seinen Dank aussprechen für einige Dosen Chinin, die ich ihm gegeben hatte.

Das Plateau ist aus einem groben, festen Conglomerat zusammengesetzt, bestehend aus rothem eisenschüssigen Sandstein, das offenbar das Material zu den alten Mauern und Fortificationen bei Qasr el Kebir geliefert hat. Von hier aus schlugen wir eine mehr südöstliche Richtung ein und kreuzten den östlichsten Ausläufer eines niedrigen Hügelzuges, den einige höhere hübsche Spitzen zierten; dieses Gebirge bestand aus Kalkstein mit zahlreichen und grossen Feuersteinknollen, und dürfte der Kreideformation angehören. Dann kamen wir wieder auf das aus Conglomerat bestehende Plateau und hielten gegen 3 Uhr in einem Duar, das eine halbe Stunde westlich von den Ruinen von Basra liegt; vorher hatten wir den Oberlauf eines kleinen Flusses passirt, der bereits zum Stromsystem des Sebu gehört. Das Dorf, in welchem wir übernachteten, hiess Ain Suar, nach einer Quelle genannt, an der ehemals ein hübsches Haus stand, von dem noch die Ruinen vorhanden sind. Auf dem Abstieg von dem erwähnten Hügelzug auf das Plateau bemerkten wir zahlreiche Steinhaufen; unter jedem derselben soll die Leiche eines von Räubern ermordeten Reisenden liegen. Die ganze Gegend soll früher sehr unsicher gewesen sein und auch jetzt noch kommt Strassenraub nicht allzu selten vor.

Wir hatten heute herrliches Wetter und die Bewohner des Ortes waren nicht unfreundlich; sie lieferten freiwillig die Muna und waren zufrieden, als ich den Ueberbringern einige Pesetas zum Geschenk machte. Die Gegend, die sich zum Ackerbau wohl eignet, war recht gut bebaut; auch zahlreichen Heerden begegneten wir, sodass die Bevölkerung

nicht gar so arm zu sein schien. Wir haben in den letzten Tagen auffallend viel Kibitze gesehen, die hier, da sie nicht verfolgt werden, sehr wenig scheu waren.

Die Ruinen von Basra gelten vielfach als römischen Ursprungs. Sie bestehen aus einer sehr langen, ungefähr von Nord nach Süd streichenden, sehr solid gebauten Mauer, die acht Fuss dick ist und ursprünglich sehr hoch gewesen sein muss; im Laufe der Jahrhunderte ist von der obern Kante viel abgebröckelt. In Entfernungen von je 100 Fuss finden sich stets halbkreisförmige Vorsprünge. Die Stadt oder die Festung war quadratisch angelegt; die Westseite steht allein fast ganz vollständig, die Nord- und Südseite fehlen völlig und an der Ostseite sind nur noch einige Reste vorhanden; dort hat man neuerdings ein Heiligengrab errichtet und man liess mich nicht an jene Stelle. Es sollen übrigens in der Umgebung noch eine Menge derartiger Ruinen existiren. Die mich begleitenden Dorfbewohner erzählten, sie fänden manchmal Töpfe oder Urnen; ebenso sollen Steine mit Inschriften gefunden worden sein. Gegenwärtig ist alles mit so dichtem Gras und allerhand Unkraut bewachsen, dass man, ausser den Mauern selbst, nichts sieht. Um hier etwas zu finden, müsste man erst das Terrain von der dichten Pflanzenbedeckung reinigen und dann die obere Humusschicht entfernen; dazu gehören aber einige Wochen Zeit sowie eine specielle Erlaubniss des Sultans, denn die mistrauischen Bewohner der Gegend würden wahrscheinlich alles Suchen nach alten Daten verhindern und meinen, die Fremdlinge wollten nach Schätzen graben. Dass die Römer tief nach Marokko hinein vorgedrungen sind, ist ja vollständig sicher; ob hier wirklich, wie es den Anschein hat, alte römische Niederlassungen gewesen, oder ob dieselben einem andern Volke zuzuschreiben sind, konnte ich natürlich bei dem flüchtigen Besuch nicht bestimmen. Die Wahrscheinlichkeit für römische Provenienz

ist übrigens grösser als jede andere; Portugiesen oder Spanier waren nicht so tief im Lande, sondern es war deren Herrschaft auf die Küstenstädte und vielleicht die Gegend von Ksor beschränkt.

Am Morgen des 28. December verliessen wir Basra und ritten bei herrlichem Wetter in südöstlicher Richtung weiter. Wir änderten hier die von den Europäern gewöhnlich gewählte Route und schlugen eine kürzere ein. Die Gesandtschaftsreisen ziehen den längern Weg vor und beschreiben einen grossen Bogen nach Südwesten, weil sie dort zahlreiche Ortschaften und besonders auch eine Anzahl Paschas (Amile) unterwegs antreffen, was sowol für die Sicherheit als auch die Bequemlichkeit der Europäer von Vortheil ist. Unser Weg dagegen führte meistens durch öde, menschenleere Gegenden. Zuerst stiessen wir auf einen geweihten Platz, an dem sich das Grabmal eines Heiligen, Sidi Musa Sered, befindet; dasselbe bestand aus einem schönen, hochgelegenen, blendendweissen Häuschen mit Kuppel. Wir passirten das Dorf Scherifi, überschritten den dem Sebusystem angehörigen Wad Nabada und gelangten in den grössern Ort Schemachah, wo sich gleichfalls alte römische Ruinen befinden. Nicht weit davon liegt das Dorf Ain el girar, mit dem Grabmal des unter den Arabern Marokkos berühmten Scheich el Jesia. In der Nähe von Schemachah, an einer frischen Quelle, rasteten wir gegen Mittag; nordöstlich davon erblickten wir das Gebirge el Sur-Sur, das Gerhard Rohlfs im Jahre 1864 bestiegen hat. Von hier aus in südöstlicher Richtung weiter ziehend gelangten wir auf ein Plateau, das aus einem festen Lehm bestand, der dem Löss ausserordentlich glich, und erblickten unter uns eine flache, fruchtbare Niederung mit fünf Duars, deren Bewohner der Kabyle el Chlod angehören. Eigentlich ist die ganze Gegend von der Kabyle el Gharbia bewohnt, die aus Süden hierher eingewandert sind und die Chlod nach

Norden verdrängt haben; die genannten fünf Dörfer der letztern bilden demnach eine isolirte Colonie unter den Gharbia.

Das Terrain wurde dann unebener und wir überschritten eine Anzahl niedriger, der Kreideformation angehöriger Hügel, und gelangten bald zu dem Had (Sonntagsmarkt) Tekkurt; auch heute wurde Markt gehalten und es herrschte noch ein starkes Leben und Treiben auf dem grossen freien Platz ausserhalb des Ortes. Wir kamen aber schon etwas spät an, sodass wir nicht einmal Gerste für die Pferde kaufen konnten. Wir zogen also weiter, mehr in südlicher Richtung durch die Landschaft Rdat, überschritten den Fluss gleichen Namens, der in den Sebu mündet, und hielten endlich abends gegen 5 Uhr auf einer grossen fruchtbaren Ebene beim Dorfe M'ghair, zur Kabyle el Habisi gehörig. Direct nördlich vor uns hatten wir die nordsüdlich streichende Gebirgskette el Sur-Sur, an deren Ostabhang das bekannte Wasan liegt. Die Kabyle el Habisi stammt aus der Landschaft Ujda an der algerianischen Grenze und ist hier eingewandert; sie umfasst eine grosse Zahl von Dörfern.

Die Stadt Wasan ist bekannt als Stammsitz einer grossen Scheriffamilie, deren jetziger Chef, Hadsch Abd-es-Salem, bekanntlich mit Gerhard Rohlfs sehr befreundet war und ihn durch wirksame Empfehlungsbriefe für seine Reisen im Süden von Marokko kräftig unterstützt hat. Wie schon früher erwähnt, ist die Position dieses Mannes nicht mehr dieselbe wie ehemals. Schurafa geniessen in Marokko allerdings ein grosses Ansehen, aber die vornehmsten Schurafafamilien sind doch die des regierenden Sultans el Filali, sowie die ehemalige Dynastie der Idriden. Die Nachkommen der letztern haben in einigen Theilen Marokkos noch grossen Einfluss und haben viele Anhänger; sie sind der regierenden Dynastie feindlich gesinnt und suchen sogar zu beweisen, dass die el Filali überhaupt nicht Schurafa sind.

Nicht weit von unserm Nachtquartier, an den südwestlichen Ausläufern des Sur-Sur-Gebirges, befinden sich Steinsalzlager, die ausgebeutet werden, und ich hatte schon auf dem Soko in Had Tekkurt grosse Mengen des rohen Steinsalzes zum Verkauf ausgestellt gesehen. Ich wäre gern einen Tag hier geblieben, um diesen Punkt zu besuchen, aber einmal sagte man mir, dass ich dicht bei Fâs gleichfalls Salzlagerstätten finden würde, und dann schien eine Aenderung im Wetter einzutreten. Es drohte mit Regen, und dann schwellen die Flüsse an, sodass wir vielleicht mehrere Tage hätten warten müssen, um den Sebu zu überschreiten. So zog ich es vor, am nächsten Morgen, den 29. December, die Zelte abbrechen zu lassen und weiter zu ziehen. Nach einer halben Stunde schon erreichten wir ein grösseres Dorf der Kabyle Habisi, in welchem der Scheich des ganzen Tribus wohnt; dann kamen wir über eine weite Lössebene, die durch niedrige Hügelzüge unterbrochen ist; die Gegend war reizlos und monoton, aber der Boden fruchtbar und wohlbebaut. Die Ebene erstreckte sich bis an das Thal des Wad el Wergha, den wir gegen 11 Uhr erreichten. In den Einrissen des Bodens bemerkte man, dass der Lehm überall eine mehrere Fuss mächtige Unterlage von Schotter hat. Der Fluss Wergha, der in den Sebu geht, war breit und reissend, hatte aber stellenweise Untiefen, sodass wir ohne erhebliche Schwierigkeiten denselben durchreiten konnten. Es wird von diesem Fluss, wie auch vom Sebu, behauptet, dass er einmal im Jahre, und zwar zur Zeit der grossen Hitze, rothes Wasser führe. Ich weiss nicht recht, auf was diese Erzählung zurückzuführen ist, ob auf den rothen Thon, der in den salzführenden Hügeln vorkommt, oder ob kleine Organismen, die in grossen Massen zeitweise auftreten, diese Erscheinung hervorrufen. Wenn auch aussergewöhnliche Erscheinungen von seiten der Araber immer übertrieben werden und die Berichte

darüber mit grosser Vorsicht aufzunehmen sind, so sind solche Erzählungen doch selten ganz aus der Luft gegriffen und irgendetwas ist immer daran.

Nach halbstündiger Rast ging es weiter. Immer dieselbe Landschaft, waldlose monotone Ebene, mehr oder weniger gut angebaut und unterbrochen von schwachen Bodenanschwellungen. Wir passirten einige Dörfer und eine Quelle, Ain Ali ben Ghiza, und schlugen nach 4 Uhr unsere Zelte auf in der Nähe einer Gruppe von Dörfern, die von der Kabyle Ulad Selema bewohnt waren.

Am 30. December war es früh morgens sehr frisch, wir hatten nur 6° C. Der Weg führte, wie immer, in südöstlicher Richtung, vorherrschend durch gebirgiges Terrain. Die Bewohner gehörten dem Stamme der Ulad Aissa an. Wir liessen den Gebel Muley Busta, einen berühmten Wallfahrtsort mit dem Grabe eines Heiligen, sowie den grossen Marktflecken Tzlata Scheragha zur Linken und passirten einen kleinen Fluss, Wad el Melha (Salzfluss), der zum Sebusystem gehört, und dessen fast ganz ausgetrocknetes Bett mit weissem Salz bedeckt war. Der Fluss entspringt aus einem Salzgebirge und sein Wasser ist infolge dessen sehr salzig; während des Sommers trocknet der Bach aus und lässt das Salz zurück.

Gegen 4 Uhr hielten wir bei einem el mudjimma genannten Complex von Dörfern, dem Stamme Ulad Djemma angehörig, die bereits zum Gouvernement von Fâs gehören. Der heutige Marsch war sehr ermüdend, da er beständig durch eine öde unbewohnte Gegend, in der fast keine Spur von Grün zu sehen war, führte; nichts als braune Felder, grösstentheils beackert; aber kein Baum, kein Strauch, nicht einmal das sonst so häufige Palmittogestrüpp unterbrach die einförmige braune Färbung der Landschaft.

Einige Stunden südlich von Tzlata Scheragha setzten wir über den Sebu, einen der bedeutendsten Ströme Marokkos.

Er entspringt in den östlichen Gebirgstheilen Marokkos, läuft quer durch das ganze Reich und mündet nördlich von Rabat in den Atlantischen Ocean. Sein Lauf ist reich an Windungen, die Breite und Tiefe ziemlich bedeutend. Der Sebu (es sebâ, der Löwe) wäre gewiss schiffbar und würde eine treffliche Wasserstrasse von der atlantischen Küste bis in die Nähe von Fâs abgeben. Aber die Indolenz der Marokkaner ist zu gross, um so etwas zu benutzen, man hat überhaupt noch nicht einmal Versuche und Messungen darüber angestellt. Er fliesst durch die ganze reiche Landschaft el Gharb, deren Producte, soweit die Ausfuhr überhaupt gestattet ist, mittels dieser billigen Wasserstrasse leicht zur Küste geschafft werden könnten. Wir überschritten den Fluss in seinem Oberlauf, da, wo er durch einige kleine Inseln in mehrere Arme getheilt ist; die Tiefe war hier nicht mehr bedeutend und wir konnten das Wasser ohne besondere Schwierigkeiten durchreiten.

Wie ich schon früher erwähnt habe, führt die Hauptroute nach Fâs etwas weiter westlich, und dort ist der Sebu schon so breit und tief, dass man sich doch entschlossen hat, grosse Kähne zu construiren, in welchen die Karavanen über den Fluss geschafft werden.

Nach Ueberschreitung des weiten schlammigen und fruchtbaren Inundationsgebietes kamen wir bei einem kleinen isolirten Felsen vorüber, der den Reisenden als Merkzeichen dient und einen besondern Namen führt, Hadschera Scherifa, also nach einer heiligen Frau genannt ist. Nachdem wir eine Duargruppe passirt hatten, die aus sechs Dörfern bestand und den Namen Agbed emhor führte, liess ich die Zelte aufschlagen. Unser heutiger Lagerplatz ist gegen 200 m über dem Meere gelegen.

Am letzten Tage des Jahres 1879 erreichten wir Fâs, die Residenz des Sultans von Marokko. Wir brachen an diesem Tage früh sehr zeitig auf, da wir einen sehr gebirgigen

Weg zurückzulegen hatten; früh um 5 Uhr kam es uns schneidend kalt vor, wir hatten nur 4° C. Wir befinden uns bereits inmitten eines Gebirgslandes, das von Norden her sanft ansteigt, nach Süden zu aber in die Ebene von Fâs steil abfällt. Wir passirten einige Dörfer des Scheich Dajib, dann kam ein sehr gebirgiges Terrain, welches den Namen Ain Lefrad führt und von Leuten der Kabyle Ulad Djemma bewohnt wird. Die Berge ringsum bestehen aus lichtem weichem Kalkmergel, der stellenweise blendendweiss ist, und gehören der Kreideformation an. Gegen $10^1/_2$ Uhr rasteten wir an einer Quelle, Bir el areisch; der Punkt hatte 350 m Seehöhe. Von hier aus stiegen wir noch einige Zeit lang bergan und hatten bald die Passhöhe erreicht (530 m), von wo wir einen weiten Blick hatten in die grosse Ebene, über einen Theil der ausgedehnten Stadt und im Hintergrunde die Bergzüge des Hohen Atlas. Meine Begleiter zeigten mir von hier aus den Passübergang über den Atlas, um von Fâs nach Tafilalet zu gelangen; die Spitzen der Berge waren mit Schnee bedeckt.

Je tiefer wir stiegen, um so reichlicher wurde die Vegetation, besonders Anpflanzungen von Olivenbäumen waren häufig, während die Höhen dieses Kalksteingebirges fast völlig kahl waren. Die Schluchten waren mit dichtem Buschwerk bewachsen; wo ein kleiner ebener Fleck war, hatte man ein Gerstenfeld angelegt, während die Dörfer meist versteckt abseits vom Wege lagen und nicht sichtbar waren. Je näher wir der Residenz kamen, um so belebter wurde die Gegend: Landleute, die Früchte zur Stadt trugen, oder von dort kamen; Eseltreiber, welche die müden, abgeschundenen Thiere mit Schlägen zum Weitergehen trieben und dieselben dabei auf die grausamste Weise malträtirten; ein Trupp Machazini, die in irgendeine Landgemeinde geschickt wurden, um Steuern einzutreiben; wohlhabende Bürger von Fâs, die, auf schöngesattelten Maulthieren reitend und

gefolgt von Dienern, ihre ausserhalb gelegenen Olivenwälder besichtigten; arme arabische Landweiber und Negersklaven, mühsam den Berg herankeuchend unter der schweren Last auf ihren Köpfen; ein vornehmer Scheich auf schönem Pferde, gehüllt in den weiten Burnus aus blauem Tuch, mit mächtigem weissen Turban und von einem stattlichen, wohlberittenen und bewaffneten Gefolge umgeben; eine Karavane von jüdischen Händlern mit vollbeladenen Maulthieren, Pferden und Eseln, und viele andere Anzeichen, dass wir uns einer grossen Stadt näherten, und dass hier ein Centrum für Handel und Gewerbe ist. Gegen 3 Uhr nachmittags hatten wir die letzten Hügel hinter uns und ritten zwischen Olivengärten und Feldern hindurch nach dem grossen freien Platz, der die alte Residenz im Norden und Westen umgibt. Es ist eine ausgedehnte Ebene, nur wenige hundert Fuss über dem Meere gelegen, und besteht aus einem groben, festgekitteten Conglomerat. Da ich nicht erwartete, heute noch ein Haus zu erhalten, so schlugen wir in der Nähe des Westthores die Zelte auf und richteten uns ein, hier zu übernachten. Bald waren wir von Neugierigen umringt, die uns ausfragten und Neuigkeiten wissen wollten; ambulante Kaffeesieder mit ihrem kleinen Kochapparat kamen herbei und erquickten uns mit starkem schwarzen Kaffee, und bald lagen wir alle behaglich in den Zelten auf den Teppichen und ruhten von den Strapazen des Marsches aus. Es ist immer ein gewisses Gefühl der Befriedigung, wenn ein Abschnitt des Vorhabens, und wenn auch einer der unbedeutendern, ohne alle Unglücksfälle und Unannehmlichkeiten zurückgelegt ist. Wir hatten 10 Tage zu der Reise von Tanger nach Fâs gebraucht, waren dabei aber sehr langsam gereist und mit grosser Bequemlichkeit; wer es forciren will, kann in sechs Tagen die Strecke zurücklegen. Ernstliche Schwierigkeiten hatte ich mit den Bewohnern unterwegs nie gehabt, obgleich wir

nicht immer den üblichen Weg genommen hatten, sondern öfters durch abgelegenere Theile des Landes gereist waren. Ich hatte den Charakter der Marokkaner schon etwas kennen gelernt und wusste mich danach zu richten, sodass ich voll der besten Hoffnungen für meine Unternehmung war und der Zukunft freudig entgegenschaute. Dazu kam ein vortreffliches körperliches Wohlbefinden infolge des beständigen Aufenthalts in freier Luft in einem Lande, das mit Ausnahme einiger wenigen Plätze eins der besten Klimate der Erde hat.

Ich schickte meinen Machazini mit den Empfehlungsbriefen an den Premierminister; dieser war krank, hatte aber das Schreiben gelesen und den Oberrichter der Stadt beauftragt, mir ein Haus anzuweisen. Gegen Abend kam ein Machazini des letztern und forderte mich auf, die Zelte abbrechen zu lassen und in die Stadt zu ziehen; es stände ein Haus zur Verfügung. Mir war es nicht ganz recht, aber meine Dolmetscher drangen darauf, da wir sonst für die Nacht erst hätten Wächter engagiren müssen. Bald war wieder alles aufgeladen und wir zogen durch das grosse Westthor in die Residenz Sr. scherifischen Majestät ein. Neugierig schauten die Thorwächter und die immer dort herumlungernden Araber den Rumi an, und grinsend machten die Negersklaven ihre schlechten Witze und komischen Bemerkungen über den ihnen ungewohnten Anblick.

Hinter diesem Aussenthor folgt eine Reihe kleiner Butiken und offenen Werkstätten, deren Insassen gleichfalls neugierig die fremde Cavalcade anstarrten. Dann überschreitet man ein weites, wüstes Terrain, ungepflastert und uneben, bald felsig, bald sumpfig, mit alten Mauerresten, eingestürzten Häusern, Misthaufen, gefallenem Vieh und schmuzigem, dazwischen herumschleichendem Strassengesindel. Durch ein zweites Thor, welches durch eine mächtige, das eigentliche Fâs umschliessende Mauer führt, gelangt man

in die alte, stark bevölkerte Stadt, in deren engen Gassen ein dichtes Gewühl von Menschen das Vorwärtskommen erschwert. Der Weg führte stark abwärts, denn Fâs liegt tief in dem engen Thale des Wad Fâs; dann gelangten wir in ein Chaos von Bazars, Gassen und Gässchen, oft so eng, dass wir mit unsern schwerbepackten Tragthieren die Strasse in ihrer ganzen Breite absperrten und den Verkehr hemmten. Meine Leute aber, die in bester Laune waren, schrien sich bald heisser mit ihrem monotonen Balak, Balak, womit zur Vorsicht und zum Ausweichen aufgefordert wird. Endlich gelangten wir in eine Gasse, die so eng war, dass die auf beiden Seiten bepackten Maulthiere nicht durchkommen konnten, sondern ihnen das Gepäck abgenommen werden musste. Diese Gasse war absolut finster, sodass man keine Hand vor dem Auge sehen konnte, ungepflastert, mit Löchern und Buckeln versehen, sodass eins der Thiere stürzte und allgemeine Verwirrung anrichtete. Endlich ging es absolut nicht weiter, es war eine Sackgasse; unser Führer schloss eins der elenden Häuser auf, wir kamen in einen kleinen viereckigen Hof, der noch vor kurzem als Stall gedient hatte und voller Pferdemist war. Eine wackelige Treppe führte auf einen Corridor, auf welchen einige dunkle Räume ausmündeten, und in dieser Höhle sollte ich, der ich mit den besten Empfehlungen des Sultans versehen war, wohnen! Unsere ursprüngliche Heiterkeit über das Ganze verwandelte sich sehr bald in hellen Zorn. In Begleitung Hadsch Ali's begab ich mich direct zum Oberrichter, der uns das Haus angewiesen hatte, und erklärte ihm, dass ich ihm für seine Bemühungen danke, aber doch sofort die Stadt verlassen müsse, um in meinen Zelten ausserhalb der Thore von Fâs zu wohnen. Der Oberrichter, ein Neger, wie die Mehrzahl der höhern Staatsbeamten in Marokko, entschuldigte sich, aber in der Schnelligkeit sei kein anderes Haus zu finden gewesen, und morgen würde er alles zu

meiner Zufriedenheit arrangiren. Von hier gingen wir noch zum Kaid der Stadt, störten denselben in seiner Andacht, die er in einer benachbarten Moschee abhielt, und beklagten uns auch bei ihm bitter über die uns zugefügte Behandlung. Er war auch von dunkler Hautfarbe, aber doch nicht von reinem Negertypus wie der Kadi; sein Benehmen war sehr liebenswürdig und sympathisch, aber für diesen Abend konnte auch er nichts mehr thun, morgen aber solle ich ein anderes Haus bekommen. Er bat uns noch dringend, davon abzustehen, die Stadt noch diesen Abend zu verlassen. Unterdess war es schon sehr spät geworden, es hätte grosse Umstände gemacht, die Thiere noch einmal zu beladen und in der Nacht durch die engen Gassen und Gässchen zu ziehen, und so blieb uns nichts übrig, als diese Nacht in dem alten hässlichen Hause zuzubringen, ohne ein ordentliches Abendessen, und immer in der Gefahr, dass uns das ganz baufällige Gebäude über dem Kopf zusammenbricht. Ich hätte besser gethan, ausserhalb der Stadt zu bleiben; den erwähnten Beamten kam ich etwas unverhofft und sie hatten vielleicht wirklich für den Moment kein passendes Haus disponibel; andererseits wussten sie noch nicht recht, was sie aus mir machen sollten, und versuchten, wie weit sie bei mir gehen könnten. Ohne energischen Widerspruch hätte man mir gewiss keine andere Wohnung gegeben. So verbrachten wir den Sylvesterabend des Jahres 1879 in Fâs!

Als wir am nächsten Morgen, dem ersten Tage des neuen Jahres, erwachten, sahen wir erst deutlicher, in was für ein jämmerliches Gebäude man uns einquartiert hatte. Sofort ging ich mit meinem Dolmetsch und dem Machazini wieder zu den Beamten des Sultans und erklärte, die Stadt augenblicklich zu verlassen, wenn ich nicht ein anständiges Quartier erhielte. Es wurde alles versprochen, aber doch mussten wir bis Nachmittag 4 Uhr aushalten, ehe wir in die neue

Wohnung übersiedeln konnten. Die Hauptschwierigkeiten hatte uns der Oberrichter gemacht, der nur Ausflüchte hatte, während der Kaid, ein gefälliger und liebenswürdiger Mann, unsere Angelegenheit der nächsten Umgebung des Sultans meldete, worauf dann der Oberrichter angewiesen wurde, uns den Schlüssel für ein schöneres Haus auszuliefern. Dasselbe ist hoch gelegen, nicht inmitten der tiefern und weniger gesunden innern Stadt, in der Nähe der Sultanpaläste. Es ist nicht besonders elegant, aber gross und luftig, mit weiten Räumen und einem schönen, gepflasterten Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen sich befindet. Freilich war das Haus ohne alles Meublement, aber wir führten Teppiche, Polster, Feldsessel u. s. w. genug mit uns, und bis zum Abend waren wir vollständig eingerichtet. Die Muna erhielten wir natürlich hier nicht, da sich Gelegenheit bietet, auf den Marktplätzen und in den Butiken alle erdenklichen Lebensmittel zu billigen Preisen zu kaufen; ich muss aber einen Koch engagiren, denn meine Leute sind nicht im Stande, ein ordentliches Essen herzustellen. Von seiten des Kaids wurden uns zwei Machazini zugesichert, von denen einer beständig das Haus bewachen soll, der andere aber mich auf meinen Ausgängen zu begleiten hat.

Im allgemeinen kann ich nicht sagen, dass ich von seiten der officiellen Persönlichkeiten eine freundliche Aufnahme fand; es dauerte einige Tage, bis die mir zugesicherten Machazini kamen, und ich musste wiederholt darum schreiben; in echt orientalischer Weise verschleppte man die Angelegenheit, indem man immer Ausflüchte fand. Der Premierminister war krank oder stellte sich wenigstens so, und ich habe ihn nicht sprechen können, infolge dessen erhielt ich auch nicht eine Audienz beim Sultan, woran mir übrigens weniger lag. Man wusste eigentlich nicht recht, was ich wollte, und wie man sich mir gegenüber verhalten sollte. Das Haus, in welchem wir jetzt untergebracht waren, zeigte

einen Uebelstand, an den wir vorher kaum gedacht hatten, es war entsetzlich kalt. Wir waren mitten im Winter, und unsere Wohnung war derartig gelegen, dass wir den ganzen Tag die Sonne nicht zu Gesicht bekamen; früh morgens hatten wir gewöhnlich nur 5—6° C., und im Laufe des Tages stieg das Thermometer bis auf 8—10° C.; das ist aber dort eine sehr niedrige Temperatur, die in den grossen nie durchwärmten Zimmern, bei dem Mangel an Oefen und der üblichen leichten Kleidung ausserordentlich unbehaglich ist. Die Folge davon war, dass wir sämmtlich schon in den ersten Tagen unsers Aufenthalts in Fâs tüchtig verschnupft waren.

Dazu kam, dass man meinen Begleiter und Dolmetsch, Hadsch Ali, der sich überall seiner Verwandtschaft mit dem Emir Abd-el-Kader brüstete, sehr mistrauisch ansah. Abd-el-Kader und sein Anhang waren mit der marokkanischen Regierung nicht immer in bester Freundschaft gewesen, und man fürchtete von meinem Begleiter, dass er sich in Intriguen irgendwelcher Art einlassen möchte. Ebenso war bekannt geworden, dass er von der französischen Regierung aus Algerien ausgewiesen sei, und man fürchtete, dass ihn möglicherweise die Franzosen von Marokko reclamiren könnten; nichts aber fürchtet man hierzulande mehr als irgendeine Complication mit einer europäischen Macht. In der That erschien auch eines Tages ein wohlhabender arabischer Kaufmann, Sidi Omar, bei uns, der als spanischer Consularagent functionirt, und warnte meinen Dolmetsch. Er habe gehört, die marokkanische Regierung sei entschlossen, Hadsch Ali gefangen zu nehmen, nach Tanger zurückzubringen und ihn dann den algerianischen Behörden auszuliefern. Es wäre mir dies sehr unangenehm gewesen, und mein Dolmetsch selbst war sehr ängstlich; ich beruhigte ihn damit, dass er jetzt in meinen Diensten stünde, von mir bezahlt und in Gegenwart des deutschen Vertreters in Tanger

engagirt worden sei, und deshalb unmöglich ohne weiteres abgefasst werden könne. Jedenfalls trug das alles nicht dazu bei, mir bei den Behörden Ansehen zu verschaffen, und man fand meine Anwesenheit in Fâs offenbar unbequem.

Hadsch Ali hat hier viele Freunde und Verwandte und wir erhielten häufig Besuch. Da wir nun dem Landesgebrauch huldigen und jedem Besucher Kaffee oder Thee vorsetzen mussten, so war es nöthig, den ganzen Tag über warmes Wasser im Kessel zu haben, um es schnell siedend zu machen. Ich hatte zur Besorgung der ganzen Küchenangelegenheit ein jüdisches Ehepaar engagirt, dem ich ein Zimmer im Hause einräumte, in welchem sie wohnten; er besorgte die Einkäufe, sie das Zubereiten der Speisen, die gar nicht schlecht waren.

Möglichst häufig ging ich aus, um aus dem kalten Hause herauszukommen; der Unterschied der Temperatur war wirklich auffallend, und während wir in unsern Wohnräumen vor Kälte zitterten, hatten wir im Freien eine äusserst behagliche Temperatur von 18—20° C. Hadsch Ali hatte einen jungen Neffen in Fâs, der fast täglich unser Gast war und allein mit seiner Mutter lebte. Der Vater war lange auf Geschäftsreisen abwesend und sie hatten nur Einen Diener. Dieser war gleichzeitig Pachter eines nicht weit von unserm Hause gelegenen Gartens, in dem viele Orangen-, Feigen- und andere Bäume wuchsen. In diesen Garten zogen wir uns dann zurück, wenn es im Hause nicht mehr zum Aushalten war, oder wenn wir zu müde waren, in den Bazaren und engen Gassen herumzulaufen. Letzteres war zwar sehr interessant, aber auch peinlich wegen der Volksmenge, die immer um uns herum war. Stets begleiteten mich meine beiden Machazini, um mich vor Zudringlichkeiten und Insulten zu schützen. Von hier lebenden Europäern habe ich nur zwei gesehen, einen englischen Offizier,

der als Instructeur in der Artillerie angestellt war, und einen spanischen Arzt; wenigstens gab sich dieser alte eisgraue, aber geckenhaft in Sammt gekleidete und mit alten, oft gewaschenen Glacéhandschuhen versehene Mann dafür aus. Er war eine von den abenteuerlichen Existenzen, die sich oft genug in mohammedanischen Ländern finden; ich traf ihn eines Tages bei dem früher erwähnten arabischen Kaufmann, der als spanischer Consularagent gilt. Das Benehmen dieses frechen Polterers, der durch Schreien und Drohen erzwingen wollte, dass ihm der Sultan ein Haus geben und wozu ihm Sidi Omar behülflich sein sollte, stach merkwürdig ab von der ruhigen Würde des überaus feinen, in jeder Beziehung taktvollen Arabers, der ein vornehmes, durch ein etwas leidendes Aussehen noch gehobenes Benehmen zur Schau trug.

Am Tage nach meiner Ankunft kam noch ein Europäer nach Fâs, ein Verwandter des Dragomans bei der französischen Botschaft in Tanger; derselbe soll unterwegs stark bestohlen worden sein und brachte durch seine Ersatzansprüche die Regierungskreise gleichfalls in Verlegenheit. Das dürfte zu meiner Zeit die gesammte europäische Colonie in Fâs gewesen sein.

Im allgemeinen sieht man es sehr ungern, wenn Christen in die Hauptstadt kommen; man kann dieselben natürlich nicht vertreiben, sucht ihnen aber den Aufenthalt so ungemüthlich wie möglich zu machen. Es ist dies übrigens seitens der marokkanischen Regierung ein sehr schlaues Verfahren, denn es werden dadurch viel leichter die zahlreichen unvermeidlichen Conflicte vermieden, wie sie in andern mohammedanischen Ländern vorkommen und die ja immer zum Nachtheil der Eingeborenen enden müssen.

VIERTES KAPITEL.

FÂS, DIE RESIDENZ DES SULTANS MULEY HASSAN.

Lage der Stadt. — Der Fluss. — Wasserleitung. — Klima. — Name und Gründung. — Befestigungen. — Thore. — Eintheilung der Stadt. — Bevölkerung. — Kleidung. — Häuser. — Frauen. — Judenquartier. — Stellung der Juden. — Verbrennung eines Juden. — Handel und Industrie. — Moscheen und Schulen. — Inschrift. — Maurische Fayence. — Fundâq und Bazare. — Einkäufe. — Bastion. — Frühstück. — Si Sliman. — Ausflug in die Salzminen. — Einkauf der Pferde. — Der Wochenmarkt. — Der Besuch der Gräber. — Abreise.

Fâs liegt auf einer Hochebene zwischen den nördlichen Ausläufern des Atlasgebirges und einem weniger hohen, vorherrschend aus Kreidemergeln bestehenden Gebirgszug, der, parallel den Rîfgebirgen streichend, die weite, fruchtbare, el Gharb genannte Ebene im Osten begrenzt. Die Höhe dieses aus Conglomerat zusammengesetzten Plateaus beträgt etwas mehr als 200 m über dem Meere. Dasselbe wird durch eine Anzahl mehr oder weniger tiefer Flussthäler durchzogen; eins derselben, das sich besonders tief eingewühlt hat, ist der Wad el Fâs, der nur wenige Meilen südwestlich der Stadt entspringt, auf einer kleinen Bodenschwellung, genannt Ras el ma (Kopf des Wassers), von wo eine ganze Zahl kleiner Gewässer nördlich, nordöstlich und östlich zum Sebu abfliessen. In dem tiefen wenig breiten Einschnitt liegt die Altstadt von Fâs, deren Häuser rechts und links an beiden Gehängen des Flussthales terrassen-

förmig ansteigen. Es müsste demnach der Wad el Fâs mitten durch die Stadt fliessen. Das ist aber nicht der Fall, im Gegentheil sieht man in der ganzen Stadt nirgends etwas von diesem Wasserlauf. Derselbe wird nämlich noch vor dem Eintritt in die Stadt in verschiedene Kanäle getheilt, die sich wiederum in Tausende von feinen Wasseradern durch die Häuser ziehen. Alle Häuser und Gärten sind mit dieser natürlichen Wasserleitung versehen. Es gibt wol wenige Städte, die eine so wohlorganisirte Wasserversorgung haben wie Fâs, aber leider wissen die Bewohner dieselbe durchaus nicht zu schätzen und zu verwerthen; denn die Stadt ist im allgemeinen schmuzig. Sehr treffend sagt Ludwig Pietsch, der die deutsche Gesandtschaft im Jahre 1878 nach Fâs begleitete, indem er den Aufenthalt in dem schönen inmitten von Gärten gelegenen Hause schildert, das der Sultan den Deutschen während ihres Besuches in Fâs zur Verfügung stellte: „Was ihm einen so wesentlichen Reiz und Vorzug gibt, die Fülle lebendigen Wassers, bildet zugleich den der ganzen Stadt Fâs selbst, den sie vor so vielen andern Hauptstädten der Welt, mit Ausnahme von Rom (und gegenwärtig Wien) voraus hat. Wie in der ewigen Siebenhügelstadt, rinnt und rauscht auch hier überall das belebende Element in verschwenderischer Fülle. Aber diese herrliche Gabe ist einer Bevölkerung geschenkt, die sie sehr wenig nach ihrem vollen Werth zu würdigen weiss, die sie viel mehr zu verderben, zu vergiften und um ihre wohlthätigen Wirkungen zu bringen, als im rechten Sinne zu benutzen versteht. Die Stadt der üppigsten Wasserfülle ist unter allen mir bekannten Städten auch die des fürchterlichsten Schmuzes, der verabscheuungswürdigsten Luft, Erde und Wasser verpestenden Unreinlichkeit. Die Natur hat sie mit Segnungen überschüttet: ein glückliches Klima, ein freigebiger Boden, unvergleichliche landschaftliche Schönheit, an welcher jene Wasserfülle einen sehr

wesentlichen Antheil hat. Aber die Bewohner sorgen dafür, dass diese Geschenke so gut wie fruchtlos bleiben."

Nachdem das Wasser alle Häuser und Gärten durchlaufen, vereinigen sich die zahllosen Rinnsale im Osten der Stadt wieder zu einem Flusse, der nicht weit davon in den Sebu, den Hauptstrom Marokkos, mündet. Es wird wenige Beispiele geben, wo ein ganzer Fluss in dieser Weise als Wasserleitung und Wasserversorgung für eine fast 100000 Einwohner zählende Stadt benutzt wird.

Der Ort zerfällt in zwei durch eine tiefe Einschnürung getrennte Theile: Fâs-el-Djedid, Neu-Fâs, welches hoch auf dem Plateau gelegen ist und in welchem die ausgedehnten Baulichkeiten des Sultans sich befinden, und das tiefer gelegene Fâs-el-bali, die Altstadt. Das Klima von Fâs ist, wie überhaupt in dem bei weitem grössten Theile von Marokko, ein gesundes, keine zu grossen Extreme aufweisendes. Wenn in der überaus dicht bevölkerten Altstadt Krankheiten vorkommen, so liegt das an der Nachlässigkeit der Bevölkerung und dem dichten Beisammenwohnen derselben. Es gedeihen die Getreidearten der nördlichen Zone ebenso gut wie die Mandeln, Orangen, Granaten, Feigen und Datteln des Südens, und es ist erstaunlich, wie bei der primitiven Art und Weise der Bearbeitung so reiche Ernten gewonnen werden. Die höher gelegenen Theile von Fâs sind reich an schönen, üppigen Gärten und ausserhalb der Stadt finden sich zahlreiche ausgedehnte Oliven- und Orangenhaine. Der Araber hat einen gewissen Sinn für Gartenanlagen, aber meistens sind dieselben vernachlässigt, wie überhaupt alles in Marokko. Ueberall sieht man die Spuren des Verfalls, und die gegenwärtige Generation wäre wol unfähig, ein so sinnreiches Kanalisationssystem zu bauen, wie es Fâs seit uralter Zeit besitzt. Wenn irgendein Volk, so sind es die Araber, die von einer grossen, ruhmvollen Vergangenheit zehren; nicht im Stande, etwas Neues zu

erfinden, und zu verblendet, um die Culturfortschritte des Abendlandes zu acceptiren, wissen sie nicht einmal die Ueberbleibsel einer relativ hohen Entwickelungsperiode zu conserviren.

Seinen Höhepunkt erreichte Fâs während des Mittelalters, als es ein Centralpunkt des geistigen Lebens war und Gelehrtenschulen und Bibliotheken sich dort fanden; damals mag es auch gegen 400000 Einwohner gehabt haben. Die Stadt soll schon im Jahre 808 gegründet worden sein durch Edris ben Edris, den Sohn eines Abkömmlings des Propheten, Muley Edris, der aus seiner Heimat vertrieben worden war. Fâs bedeutet „Beil“, und der arabische geographische Schriftsteller Ibn Batuta erzählt, man habe bei den ersten Fundirungsarbeiten in einer Höhlung ein Beil gefunden und danach die neue Stadt genannt. Die Araber haben es stets verstanden, ihre Städte da anzulegen, wo sowol in commerzieller wie strategischer Beziehung die Verhältnisse die günstigsten waren. Von Fâs führen drei gute Strassen an wichtige Punkte: eine an das Mittelmeer, eine an den Atlantischen Ocean und eine dritte über bequeme Passhöhen des Atlasgebirges hinab in die reichbevölkerte Oasengruppe Tafilalet; aber auch nach Osten zu, nach der algerianischen Grenze gibt es einen Verkehr durch das gebirgige Terrain. Nimmt man dazu die geschickte Benutzung des Flusses und die für frühere Zeiten enorm starke künstliche Befestigung des Ortes, so begreift man, dass diese Stadt, in deren Mauern gelehrte und kriegstüchtige Sultane ihre Residenz aufschlugen, bald zu einem mächtigen Mittelpunkt für die maghrebinische Welt werden musste.

Fâs ist von einer doppelten sehr hohen Mauer umgeben; die mit Zinnen versehene Aussenmauer ist mehr als 30 Fuss hoch, die innere etwas weniger; in gewissen Zwischenräumen sind festere thurmartige Vorsprünge. Sowol im Norden wie im Süden der Stadt befindet sich je eine aus festen

Mauersteinen errichtete Bastion, die ehemals mit Kanonen armirt waren. Die Mauern der Stadt, wie auch die Häuser, sind entweder aus flachen, gebrannten Ziegeln gebaut oder aus einem Gemenge von Kalk, Kies und Lehm, das, stark und lange gestampft, eine sehr feste Masse bildet. Alle diese Befestigungen sind natürlich völlig unzulänglich, wenn es sich um einen Krieg mit einer europäischen Macht handelt; auch zeigen sie überall Sprünge und Risse und Zeichen des Verfalls und man hält es nicht der Mühe werth, dieselben zu repariren.

Die mächtigen Thore, welche von verschiedenen Seiten in die Stadt führen, werden des Nachts geschlossen und bewacht. Es gibt in Fâs sieben Thore; einem jungen arabischen Studenten, einem Neffen meines Begleiters Hadsch Ali, verdanke ich die Namen derselben:

1) Bab-el-Fetuh[1], von wo man nach Taza, Ujdâ und Tlemsen geht.

2) Bab-Sidi-Fadschidah, von wo man nach Lehyayïn und Ulad-el-Hadsch sowie zu den Bergkabylen geht.

3) Bab-el-Habis[2], von wo man nach Ksâr und Tanger geht.

4) Bab-el-Mahruk[3], von wo man nach Miknâs geht.

5) Bab-bu-Dschelud, von wo man nach Maula Jacub und Zahrun geht.

6) Bab-el-Hadid[4], von wo man zu den Berbern geht. } Atlasgebirge.

7) Bab-el-Dschedid[5], von wo man nach Safr und Samra geht. } Atlasgebirge.

Die Stadt Fâs besteht aus drei grossen Quartieren, von denen jedes in sechs Districte zerfällt; jeder District hat einen Vorsteher, der die Verwaltung desselben zu besorgen

[1] Thor des ersten Sieges. (?) [2] Thor des Gefängnisses. [3] Verbranntes Thor. [4] Thor des Eisens. [5] Neuthor.

hat. Derselbe besitzt die Schlüssel zu den dem Sultan gehörigen Gebäuden seines Bezirkes und hat vor allem auch die Aufsicht über die Wasservertheilung in die Häuser und Gärten, die er je nach Bedürfniss und dem jeweiligen Wasserstand sperren und öffnen kann. Die grossen Quartiere heissen: El-Andaluss, el-Kamtyin und el-A'âduyin (die Feinde): ersteres ist, wie der Name sagt, von den aus Spanien vertriebenen Arabern gegründet und bevölkert worden.

Die 18 Districte und deren Vorsteher (im Jahre 1880) sind folgende[1]:

	District		Vorsteher
1)	el-mokalkilin (die Stotterer),	Vorsteher	el Hadsch Muhammed Bennis.
2)	Ras-el-Dschenenat (Kopf der Gärten)	..	el-Meskudi.
3)	Laayun	..	el-Sidi-Muhamed-el-Bagdadi.
4)	Eschzam	..	Ben Hedua.
5)	Lekuass	..	Faddul-el-Bur.
6)	el-Adu	..	el-Assad.
7)	Darb-el-Scheich (Weg des Scheich) / Darb-el-Mischmisch (Weg der Aprikosen)	..	Omar Makluf.
8)	el-Keddan	..	Smud.
9)	Leblid und Darb-el-Tauïl .	..	Ben Kiran.
10)	Fundaq-el-yahud (Juden) .	..	el Zizi.
11)	El-Sajat (Goldschmiedekunst) und Eskir . . .	..	Hadsch Muhamed

[1] Auf dem mir von meinem arabischen Studenten gelieferten Verzeichniss der Districte steht als Ueberschrift: „Namen der Quartiere, welche sich finden in der Stadt unsers Herrn Maulana Edris"; und als Unterschrift stand: „Gott weiss es, Gott weiss es, Gott weiss es."

12) Ain-el-Chail (Pferdebrunnen) und Darbel-Remman (Weg der Granatbäume) . .	Vorsteher Ahmed Diban.
13) el-Charbilyin (Schuhmacher)	„ Muhamed Betar.
14) Guernis	„ el-Lâbi.
15) Essuaket ben Safi und Darb-el-ma (Wasserweg) Abderrahman 16) El Qasba (die Citadelle) zwischen Fâs-el-Dschedid (Neu-Fâs) und 17) Fâs-el-bali (Altfâs) beim Bâb Buschlud	„ Omar-el-Hauass.

Ferner der Suk-el-Khamis (Donnerstagsmarkt), verwaltet von Hadsch-el-ghaliel-Ârfauï.

Die Vorsteher der Bezirke sind direct dem Kaid von Fâs verantwortlich; auch ist es ihre Aufgabe, die Steuern in dem betreffenden Bezirk einzunehmen und an die Regierung abzuführen. Vermuthlich haben dieselben auch ein Verzeichniss der in ihrem Bezirk ansässigen Bewohner und daraus liesse sich dann annähernd die Zahl der Einwohner der Stadt bestimmen. Wenn ein solches Verzeichniss existirt, so dürfte es aber nur die Namen der selbständigen Familienväter enthalten, ohne die Zahl der Weiber, Kinder und Sklaven mit aufzuführen.

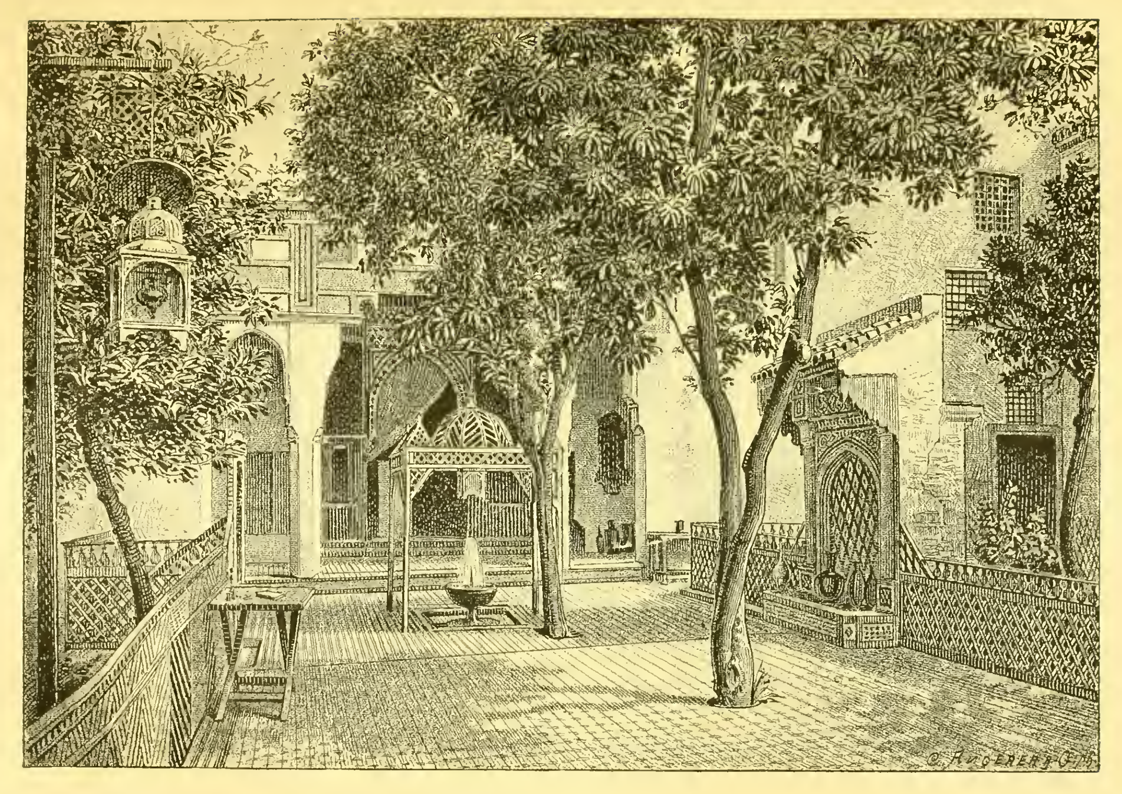
Die Zahl der dort ansässigen mohammedanischen Bevölkerung dürfte doch gegen 100000 betragen. Der Kern der Bevölkerung, was wir den Mittelstand nennen, also die Kaufleute und Handwerker, besteht aus Mauren, ein Gemisch der Araber, besonders der aus Spanien vertriebenen, mit den ursprünglichen berberischen Bewohnern des Landes. Sie zeichnen sich durch eine weisse Hautfarbe und schöne vornehme Gesichtszüge aus, sind sehr geschickte Handelsleute, ruhig und würdevoll in ihrem Benehmen und bilden den

friedliebenden, steuerzahlenden Bürger. Die untern Volksschichten, die Arbeiter, Lastträger, Kleinhändler sind zum grossen Theil freigelassene Negersklaven, auch Mischlinge zwischen Negern und Arabern, und die höchsten Kreise, die Beamten bis zum Sultan hinauf, sind gleichfalls vorherrschend Leute von dunkler Hautfarbe. Einzelne Gouverneure sind direct Neger, die durch eine Laune des Sultans zu dieser Stellung gekommen und infolge dessen vollständig abhängige Creaturen sind.

Es muss jedem Europäer, der nach Marokko kommt, auffallen, welch ruhige distinguirte Würde die Mauren in ihrem Benehmen zur Schau tragen. Die überaus schönen charaktervollen Köpfe, bekleidet mit dem mächtigen schneeweissen Turban, haben entschieden etwas Sympathisches. Die Kleidung ist eine sehr gefällige: über dem aus rothem oder braunem Tuch gefertigten Kaftan wissen sie mit ausserordentlicher Geschicklichkeit den feinen Hayak zu drapiren, ein grosses Stück einer Toga ähnlichen, leichten und feinen Zeuges, ungebleichtes Gewebe, das über den ganzen Körper, selbst den Kopf geworfen wird; es ist etwas unbequem zum Tragen, da es die freie und schnelle Bewegung hindert, aber der Maure hält jede hastige, schnelle Bewegung für unschicklich und unschön, und bewegt sich stets mit einer ruhigen Grandezza. Auf Reisen trägt man in der Regel dieses feine Kleidungsstück nicht, sondern den aus feinem blauen Tuch bestehenden weiten Mantel, Burnus, der mit einer Kapuze versehen ist. Die bis an die Knöchel reichenden Beinkleider sind gleichfalls von Tuch; Strümpfe tragen die Mauren (ausser in Tanger und einigen andern Küstenstädten) nicht, sondern nur gelbe Pantoffeln. Die ärmere Bevölkerung ist natürlich viel einfacher bekleidet; sie begnügt sich mit Hemd und Hosen von Leinwand und darüber eine Dschellaba aus ungebleichter Baumwolle oder aus einem dunklern, gestreiften und festern Stoff;

dazu ein einfacher weisser Turban. Die Mauren haben die Sitte, den Kopf völlig glatt zu rasiren, der Bart wird lang getragen, aber der Schnurrbart gestutzt. Freitags wird gewöhnlich gebadet und die Procedur des Haarscherens am Körper vorgenommen. Es ist merkwürdig, dass Leute, deren Kleidung bei der Vorliebe für weiss immer so sauber und anständig aussieht, keinen Sinn haben für die Reinhaltung der Stadt; dass es ihnen gleichgültig ist, ob dicht neben ihrem schön eingerichteten Hause ein Misthaufen mit verwesenden Thierleichen liegt, den sie täglich sehen und riechen müssen. Alle Sorgfalt concentrirt sich auf das Innere des Hauses; dort sucht sich jeder so schön einzurichten, als es seine Mittel erlauben, was aber ausserhalb desselben ist, kümmert ihn nicht. Die Bedeckung des Fussbodens und eines Theiles der Wände mit kleinen schachbretartig geordneten Fliesen gibt dem Hause an und für sich etwas Sauberes; die schönen Teppiche, die reichgestickten Polster und die bunten Sammtstreifen mit eingestickten Goldverzierungen, die an den Wänden angebracht werden, geben den Wohnzimmern ein sehr elegantes Aussehen. Insbesondere werden die Frauengemächer in den Häusern der wohlhabenden Araber mit grossem Luxus ausgestattet.

In keinem mohammedanischen Staate sind die Frauen so vollständig vom Verkehr mit der Aussenwelt abgeschlossen wie in Marokko. Sobald sie das Haus verlassen und die Strasse betreten haben, gleichen sie eher einer schwerfällig dahinwandelnden gesichtslosen Puppe als einem menschlichen Wesen. Das Gesicht wird mit einem weissen Tuch umwickelt, sodass nur die Augen frei sind; der ganze Körper aber wird in ein grosses, betttuchartiges Stück Zeug gehüllt, sodass man von einem solchen Wesen nur ein Auge und die rothen Pantoffeln erblickt, alles andere ist dicht bedeckt. Nur die ärmere Landbevölkerung sowie die Neger-



PATIO EINES HAUSES IN FÂS.

I. S. 134.



sklavinnen sind weniger eingemummt. Selten beobachtet man, dass ein Mann mit einer Frau auf der Strasse spricht, es gilt das nicht für passend; der Europäer, der nach Marokko kommt, muss sich hüten, die ihm in den Strassen begegnenden Frauen anzusehen, er thut im Gegentheil gut, sich abzuwenden oder denselben aus dem Wege zu gehen. Im Anfang hatte ich die begreifliche Neugier, etwas von dem so verschleierten Gesicht zu sehen, wurde aber bald von einigen arabischen Freunden auf das Unschickliche meines Benehmens aufmerksam gemacht. Es entspricht dies ganz der untergeordneten Stellung der Frauen; so wie sie im Hause nicht gleichzeitig mit ihrem Mann essen dürfen, sondern mit den Kindern und Dienstboten für sich speisen, so hält es auch der Mann für unwürdig, mit einer Frau auf öffentlicher Strasse zu verkehren.

Im allgemeinen sind die Frauen der Städtebewohner von Marokko nicht besonders schön. Ich verdanke es nur dem Umstande, Sidi Hadsch Ali als Dolmetsch und Begleiter mit mir genommen zu haben, dass ich öfters marokkanische Frauen in ihrem reichen, aber schwerfälligen Hauscostüm gesehen habe. Ich habe mit demselben nicht nur viele Besuche in Fâs und andern Orten bei Mauren gemacht, sondern die Frauen kamen selbst in unser Haus, um sich von Hadsch Ali, der es verstanden hatte, sich als Scherif einen gewissen Nimbus zu verschaffen, Amulete schreiben zu lassen; auch musste ich vielfach als Arzt fungiren. Ich fand die Mehrzahl der Frauen klein und sehr corpulent infolge ihres faulen Lebens; bei grosser Jugend ist eine gewisse Schönheit, besonders der dunkeln glänzenden Augen, nicht zu leugnen, aber diese orientalische Schönheit hat für Nordländer etwas Fremdes, Unverständliches; sie vermag wol für den Moment anzuziehen, aber nicht zu fesseln. Sobald die sehr jung verheiratheten Frauen ein oder ein paar Kinder haben, verblühen sie schnell und müssen jüngern

Platz machen. Die Kleidung der marokkanischen Frauen der bessern Klasse ist ziemlich reich; sie tragen als Oberkleid einen Kaftan von Tuch mit sehr weiten Aermeln, der vorn theilweise offen, das reichgestickte Hemd durchblicken lässt; Beinkleider von Tuch und an den Füssen kleine rothe, oft reich mit Gold und Silberdraht gestickte Pantoffeln. Um die Hüfte wird ein fussbreiter gleichfalls gestickter Gürtel getragen; diese Gürtel, oft sehr alt und von reicher Arbeit, repräsentiren manchmal einen hohen Werth. Es ist dies derjenige Theil der Toilette, auf den die Frauen den grössten Werth legen, und mit nichts kann ein Mann einer Frau eine grössere Freude machen als mit einem gold- und silberdurchwirkten seidenen Gürtel. Das schwarze Haar, in kurze Zöpfe geflochten, wird meistens von einem seidenen Tuche bedeckt. Schmuck und zwar vorherrschend originell, aber grob gearbeiteter Silber- oder Korallenschmuck wird viel getragen und überall angebracht: um den Hals, am Handgelenk, am Kaftan, in den Ohren, den Haaren. Färbung des Gesichts, der Augenbrauen, Lippen, Zähne, ferner der Fingernägel, Bemalung des Armes und Fusses u. s. w. ist allgemein; die marokkanischen Frauen haben ein ausserordentlich complicirtes System von Toilettegeheimnissen.

Die Frauen sind ausserordentlich ungebildet, selten kann eine derselben lesen oder schreiben; auch betheiligen sie sich im allgemeinen wenig an den religiösen Uebungen. Da die marokkanischen Handelsleute häufig lange und grosse Reisen unternehmen, so kommt es, dass die meisten derselben in verschiedenen Städten einen Haushalt mit Frau und Kindern haben. Die lange Abwesenheit des Mannes trägt dann natürlich nicht dazu bei, dass die gelangweilten Frauen die eheliche Treue besonders hoch achten; häufig genug gerathen sie sogar in Noth, wenn der auf Reisen befindliche Ehemann nicht zu rechter Zeit die zugesicherte monatliche Unterstützung schickt, sodass dann viele der-

selben auf andern Erwerb angewiesen sind. In Fâs ernähren sich übrigens viele derartige Frauen durch Sticken in Seide, Gold und Silber.

Traurig ist meistens das Los der alten Weiber; die mohammedanische Ehe lässt sich sehr leicht trennen und es kommt sehr häufig vor, dass Männer ältere Frauen mit einer



Fig. 6. Junge marokkanische Jüdin.

minimalen Abfertigungssumme einfach fortschicken oder ihnen im besten Falle eine äusserst geringe Subvention geben, sodass sie sich kaum erhalten können. In den bessern Kreisen kommt das wol nicht oft vor; dort lebt einfach die depossedirte Frau im Hause ruhig weiter und verträgt sich meist ganz gut mit ihren Nachfolgerinnen; ja es geschieht

gar nicht so selten, dass eine Frau, welche merkt, dass ihre Zeit um ist, selbst für ihren Mann ein passendes junges Mädchen aussucht und ihm zur Ehe empfiehlt. Die Ehen werden in der Regel vor dem Qadi, dem Richter des betreffenden Ortes, geschlossen.

Hübsch sind meistens die Kinder, aber auch sie bekommt man, wenigstens aus den bessern Kreisen, nicht häufig zu sehen; wer bei einigen Arabern eingeführt ist, dem werden wol auch die Kinder von den Dienstboten oder Sklavinnen vorgeführt, die Frauen aber bekommt man in der Regel nicht zu sehen. Ich hatte in Fâs vielfach Bekanntschaften von Arabern gemacht, zum Theil ganz vorurtheilsfreie Leute, in deren Hause ich ein- und ausging. Aber so oft ich beim Hausthor anpochte, musste ich einige Zeit warten, bis man die weiblichen Bewohner des Hauses in ein entferntes Zimmer gewiesen hatte. Bei den Leuten des Mittelstandes, den wohlhabenden Kaufleuten, wurde ich gewöhnlich in die Prachtzimmer geführt, wo sich die Frauen aufzuhalten pflegen, dort also, was man gewöhnlich Harem nennt, aber die Frauen selbst wurden vorher herausgetrieben.

Unter den Frauen in Fâs und auch in Marrakesch fand ich eine Unsitte verbreitet, die ich nicht erwartet hätte, nämlich das Trinken von geistigen Getränken. Die Juden fabriciren einen Anisette-Branntwein, der fast ausschliesslich von den maurischen Frauen gekauft wird. Während die Männer in dieser Hinsicht vollständig Puritaner sind, trinken die Frauen in grossen Quantitäten den Branntwein. Die Frauen, die in unser Haus kamen, um Hadsch Ali zu besuchen, verlangten gewöhnlich von mir ein Glas Wein oder Cognac, und ich war erstaunt zu sehen, wie viel dieselben vertragen können. Der absolute Mangel einer den Geist anregenden Beschäftigung, selbst nur einer Unterhaltung, lässt die Unglücklichen in ihrer Langeweile auf dieses Genussmittel verfallen. Süssigkeiten lieben sie natürlich auch

sehr, und die Marokkaner verstehen derartige Sachen in grosser Mannichfaltigkeit darzustellen.

Für ihre Kinder haben die Weiber eine grosse Zärtlichkeit, wenigstens solange erstere klein sind; als Säugling pflegen sie dieselben, in ihr weites Umschlagetuch gehüllt, auf dem Rücken zu tragen. Sehr verbreitet ist die Sitte, die Kinder lange Zeit zu säugen, und man sieht vier- und fünfjährige Buben und Mädchen sich in dieser Weise ernähren. Sind die Knaben erwachsen, so emancipiren sie sich sehr schnell von der mütterlichen Zucht und gewöhnen sich bald ein für den Fremden peinliches und beleidigendes Benehmen gegenüber Frauen, selbst der eigenen Mutter, an. Die Knaben werden eben von Jugend auf dazu erzogen, sich für etwas Besseres zu halten als die Mädchen. Die Verachtung der Frau ist derjenige Grundcharakter der Mohammedaner, der es unmöglich macht, dass diese Leute sich in unsere Culturanschauungen finden können. Der Quran erlaubt bekanntlich vier Frauen; mehr zu halten ist aber nicht verboten. Indess ist das Ganze eine Geldfrage, und es gibt viele Leute, die sich mit einer Frau begnügen müssen.

Fâs hat eine grosse Mellah, d. h. ein Judenquartier, das, an die Stadtmauer angrenzend, von den übrigen Theilen der Stadt durch Thore absperrbar ist. Es gibt wol kein Land der Erde, wo die Juden so der allgemeinen Verachtung preisgegeben sind wie in Marokko. Das auserwählte Volk Jehovah's hat hier das Elend der Heimatlosigkeit in seiner ganzen Bitterkeit zu ertragen. In ihr enges, schmuziges, übervölkertes Quartier eingepfercht, führen sie trotz aller Bedrückungen ein glückliches, geordnetes Familienleben, das überaus vortheilhaft absticht gegenüber der Vielweiberwirthschaft der Mohammedaner. Der grösste Theil des Handels in Marokko liegt in ihren Händen, besonders der Export und Import, und ein grosser Theil der Jhudi ist wohlhabend. Ausgesaugt von den Grossen, den Macht-

habern, verachtet von dem gewöhnlichen Volk, führen die Juden einen permanenten Kampf ums Dasein. Wol ist ihre persönliche Sicherheit genügend garantirt; schon aus dem Grunde, weil sie den Mohammedanern eine unversiegbare Quelle bilden, aus der die stets geldbedürftigen Gouverneure nach Belieben schöpfen können, müssen sie sich doch eine Menge der grössten Demüthigungen gefallen lassen. Sie erscheinen ausserhalb der Mellah stets in dürftigster, schmuziger Kleidung, um nicht den Schein des Reichthums zu zeigen und dadurch die Habsucht zu erwecken; scheu und gebückt schleichen die Juden längs der Häuser hin, ängstlich die Strassen vermeidend, in denen sich eine Moschee befindet. Ausserhalb ihres Quartiers dürfen dieselben, Männer wie Weiber, nur barfuss erscheinen, und es macht einen merkwürdigen Eindruck, alte, echt biblische Gestalten mit schönem Kopf, oder Frauen, deren Männer ein Vermögen von Hunderttausenden haben, die Pantoffeln unter der Dschellaba verborgen, sich ängstlich durch die maurischen Bazare drängen zu sehen. Und doch sind die Jhudi für die Araber unentbehrlich und ohne sie würde der ganze Handel und Wandel stagniren; aber auch die Juden würden ungern, trotz aller Demüthigungen und täglich sich wiederholenden Insulten, ein Land verlassen, in welchem ihr unbegrenzter Schachertrieb und eine angeborene Gewinnsucht nach jeder Richtung hin befriedigt wird.

Ganz im Gegensatz zu dem scheuen ängstlichen Auftreten in den Strassen von Fâs steht ihr Benehmen in der Mellah. Dort haben sie ein Selbstbewusstsein, wie es eben der reichliche Besitz von Geld und Gut mit sich bringt; hier kleiden sie sich in schöne Gewänder und besonders die Frauen haben ausserordentlich werthvolle, reich mit Gold gestickte Kleider, alte Erbstücke, die seit Jahrhunderten in derselben Familie sich befinden, sowie Massen von plump gearbeitetem Gold- und Silberschmuck. Hier in

diesen engen, übelriechenden Gassen, in denen man über die Schmuzhaufen stolpert, wo nie ein freundlicher Sonnenstrahl die Unrathhaufen beleuchtet, sind Massen von Gütern aufgespeichert und den ganzen Tag herrscht ein lautes Schachern und Handeln. „Man findet hier zu jeder Zeit gewiss Gestank und Thätigkeit“, diese Worte des Mephistopheles passen wol nirgends besser als auf eine jüdische Mellah einer marokkanischen Stadt. Und inmitten dieser verpesteten Luft befinden sie sich wohl, geniessen ein vollkommenes Familienglück und vermehren sich wie der Sand am Meere. Welche Menge von Kindern in der Mellah von Fâs sich herumtummelt! Und welche Fülle von Schönheit unter dem Schmuz und der Vernachlässigung! Wenn am Freitag Abend eine allgemeine Reinigung stattgefunden hat, sieht man die prächtig gekleideten Frauen und Mädchen vor den Thüren sitzen, während die Männer im Versammlungshaus zu ihrem Jehovah beten. Neugierig und freundlich schauen sie mit den grossen dunkeln, feucht verklärten Augen den nordischen Fremdling an; verständnissinnig sagen sie sich einander zu, dass der Rumi aus einem Lande komme, wo die Juden nicht barfuss zu gehen brauchen, wo sie im Gegentheil die schönsten Paläste, die theuersten Pferde und Wagen besitzen und wo sie mit einem in Marokko unbekannten Institut, der Presse, die ganze öffentliche Meinung dirigiren. Die jüdischen Frauen haben das Gesicht nicht verschleiert wie die Maurinnen; das Haupt ist aber auch mit einem seidenen Tuch bedeckt, um die Perrüke zu verhüllen, die sie von ihrer Verheirathung an tragen müssen. Ein Unterschied zwischen arm und reich existirt natürlich bei marokkanischen Juden ebenfalls wie überall, aber der Gemeinsinn und die allgemeine Wohlthätigkeit ist gross und nie wird man einen Juden völlig zu Grunde gehen lassen; die gedrückte Stellung, in der sie leben, macht das Band der Gemeinsamkeit fester, und bei der Genügsamkeit und den

geringen Bedürfnissen derselben findet jeder sein Auskommen. Neben ihrem regelmässigen Handel treiben die marokkanischen Juden auch sehr umfangreiche Wuchergeschäfte, und das trägt eben dazu bei, den Hass der ärmern arabischen Bevölkerung zu vergrössern. Die letztere lebt sehr dürftig, und wenn sie in der Noth zum Jhudi geht, so benutzt derselbe die traurige Lage meist in der unverantwortlichsten Weise. Auch Pfandleihanstalten sind häufig und werden dieselben besonders von arabischen Frauen frequentirt, die ihren Schmuck versetzen.

Bezeichnend für die Stellung der Juden in Marokko ist wol eine Affaire, die sich während meiner Anwesenheit in Fâs zutrug. Am 16. Januar 1880 früh morgens kamen eine Anzahl maurischer Freunde zu mir, um das Allerneueste zu melden: in Fâs sei den Abend vorher ein Jude lebendig verbrannt worden. Der Vorgang wurde mir in folgender Weise geschildert. In der Mellah hätte an diesem Tage ein Jude irgendeine Affaire mit einem maurischen Weibe gehabt, einen Streit, oder eine Liebesaffaire, kurz irgendetwas, was sich nach dortigen Ansichten ein Jude gegenüber einer Gläubigen nicht erlauben darf. Diese Frau habe sich darüber bei einem ihrer Verwandten, der, wenn ich mich nicht irre, sogar einer Scheriffamilie angehört haben soll, beklagt, und dieser setzte den Juden zur Rede; es kam zu einem heftigen Streit und letzterer erschoss den Mohammedaner. Darüber natürlich allgemeine Aufregung. Der Jude wurde sofort gefesselt und gefangen gesetzt; ein Verwandter von ihm soll sich in allzu lebhafter Weise für ihn bei den Behörden verwendet und auf die Protection irgendeines europäischen Staates, ich glaube Frankreichs berufen haben; aber auch er wurde verhaftet. Die Nachricht von der Ermordung eines Mohammedaners im Judenquartier verbreitete sich blitzschnell in der Stadt, und die Aufregung der Bevölkerung war eine sehr grosse, sodass

die Angelegenheit noch denselben Abend dem Sultan unterbreitet wurde. Es wurde mir nun eine jener orientalischen Spitzfindigkeiten erzählt, die man immer bereit hat, wenn es darauf ankommt, hochstehende Personen von dem Verdacht irgendeiner Brutalität zu befreien. Der Sultan soll nämlich gesagt haben, als ihm die Angelegenheit gemeldet wurde: „Der Jude sollte verbrannt werden.“ Die Umgebung des Regenten aber verkündete der aufgeregten Volksmenge, der Sultan habe gesagt: „Der Jude soll verbrannt werden.“ Thatsache ist nun, dass noch in derselben Nacht einer der beiden gefangenen Juden einem schauerlichen Auto de Fé zum Opfer fiel und verbrannt wurde. Man erzählte mir, wie die Betheiligung des Volkes, natürlich in erster Linie der untern Schichten, eine ganz ausserordentliche gewesen sei und wie die ärmsten Leute ihre letzten paar Stücke Flûs (Kupfergeld) hergegeben haben, um etwas Holz oder Oel zu kaufen und so das Ihrige zur Verbrennung eines verhassten Juden beizutragen! Es gibt für den strengen Gläubigen Marokkos nichts Verächtlicheres als das Wort Jhudi, eine Verachtung, die in allen Kreisen der Bevölkerung hervortritt, sodass sich der ärmste Lastträger oder Negersklave für unendlich höher stehend hält als einen Israeliten. Was aus dem andern Juden geworden ist, weiss ich nicht, jedenfalls war aber wieder einmal Veranlassung gegeben, den Geldbeutel einiger jüdischen Familien erheblich zu erleichtern, und gewiss haben die die Angelegenheit führenden Beamten, vom untersten Machazini angefangen bis zum allmächtigen Minister, die Gelegenheit benutzt, sich tüchtig bezahlen zu lassen.

Die Machazini besonders, eine Art Lehnssoldaten, die Gensdarmerie- und Polizeidienste zu verrichten haben, verstehen es meisterhaft, die Juden, wenn auch nur mit kleinen Beträgen, auszunutzen; der Jude sucht sich stets mit diesen Leuten so gut wie möglich zu stellen, und nirgends zeigt

es sich deutlicher, dass *des petits cadeaux entretiennent l'amitié!*

Die Alliance israélite hat sich zwar auch der marokkanischen Juden besonders angenommen; aber die Wirkung zeigt sich nur in den Küstenstädten des Reiches, wo eine Reihe von Beschränkungen und demüthigenden Einrichtungen im Laufe der Zeit aufgehoben und abgeschafft worden ist. In den Städten und Ortschaften des Innern von Marokko wird wol noch längere Zeit die politische und sociale Stellung der Juden dieselbe bleiben wie bisher.

Fâs ist die wichtigste Handels- und Industriestadt des Reiches, und die Massen von fremden Waaren und einheimischen Industrieerzeugnissen, die hier jährlich umgesetzt werden, repräsentiren ein sehr bedeutendes Kapital. Freilich sind es auch hier die hispanischen Juden, die die bedeutendern Geschäfte machen, besonders auch den Import der europäischen Artikel in ihren Händen haben, während die Araber den Kleinhandel besorgen, oder auch den Karavanenverkehr mit dem Süden bis nach Timbuktu hinab vermitteln. Besonders lebhaft ist der Verkehr zwischen Fâs und der jenseit des Atlasgebirges liegenden Oasengruppe Tafilalet, dem Stammsitz der jetzt in Marokko herrschenden Dynastie der Filali. Es führt von Fâs aus eine bequeme, vielbenutzte Route in jene dichtbevölkerte Landschaft, von wo jährlich grosse Mengen Datteln exportirt werden, die sich ihrer Güte wegen eines besondern Rufes erfreuen. Auch die Entwickelung gewisser Industriezweige ist in Fâs eine nicht unbedeutende, und man findet hier in Webereien und Stickereien, Arbeiten in Steingut, Leder, Metall, Stroh und den verschiedensten Stoffen noch sehr viel Originelles. Säbelklingen und Dolche sind mit einer kunstvollen Ciselirung versehen, die Gewehre und Pistolen werden mit geschmackvollen Silberbeschlägen verziert, die Lederarbeiten, besonders das Reitzeug, Sättel u. s. w.

zeigen originelle Formen und bunte Farben. Eine sehr eigenthümliche und schöne Arbeit sind die grossen Theebreter aus glänzend polirtem Messing mit eingeritzten Arabesken, Sinnsprüchen und andern Verzierungen, worunter besonders das sogenannte Siegel Salomonis häufig angewendet wird. Bei den Steingutarbeiten herrschen blaue Farben vor; die gewöhnlichen Gefässe, Wasserkrüge u. s. w., aus porösem lichtgelbem Thon, sind von einer ausserordentlich zierlichen und eleganten Form. Der Schmuck für Frauen, vorherrschend Silber, aber auch Gold und besonders Korallen, ist originell, aber plump.

Unter den Bauwerken von Fâs sind die Moscheen sowie die Bazare und Fundâqs hervorzuheben. Nach den Mittheilungen des früher erwähnten maurischen Studenten besitzt Fâs 130 Moscheen, von denen 10 verlassen sind, während in den übrigen gelehrt wird. Es sind also hiermit gleichzeitig Schulen und nicht blos Bethäuser gemeint. Der Unterricht beschränkt sich in den meisten dieser kirchlichen Schulen auf Lesen und Schreiben und Auswendiglernen von Quransprüchen; an einigen wenigen höhern Anstalten werden noch andere Wissenschaften getrieben, Jurisprudenz, Geschichte, Astrologie, Medicin, Alchymie, Poesie; alle diese Fächer stehen aber auf einer Stufe, wie sie bei uns das Mittelalter hatte. Von der Entwickelung und dem Zustand unserer modernen Wissenschaft haben die Araber absolut keine Idee. Berühmt ist besonders die grosse Moschee in Fâs mit ihren zahlreichen Säulen; sie soll so viel Säulen haben, als es Tage im Jahre gibt. Das Betreten der Moscheen durch einen Ungläubigen ist in Marokko auf das strengste verboten. Selbst in Tanger, wo doch fast die Hälfte der Bewohner Nichtmohammedaner sind, darf es niemand riskiren, einen solchen geheiligten Ort zu betreten, viel weniger natürlich in den Städten des Innern, wo die Bevölkerung noch viel strenger ist. Ich wurde, ehe ich

nach Marokko reiste, darauf aufmerksam gemacht, dass in einer Moschee in Fâs eine Inschrift sich befände, die für das Alter der Stadt von Bedeutung sei. Durch meinen jungen Freund in Fâs erhielt ich denn auch eine Copie dieser Inschrift, welche sich auf einer eingemauerten silbernen Tafel in der grossen Moschee befindet. Die Uebersetzung des mir von diesem jungen Studenten gebrachten Zettels lautet:

1) Ehre sei dem einzigen Gott! Es gibt nur Einen Gott und Mohammed ist sein Prophet.
2) Ehre unserm moslemimischen Volk, welches von der allmächtigen Vorsehung einen unbegrenzten Wohnraum erhalten hat.
3) Wenn Gott will, so vertreibt er von euch Bewohnern des Hauses die bösen Geister und wird euch reinigen. Dieses ganze Gebäude[1] am Tage Donnerstag des Jahres 306, am ersten des Monats Rabi des Propheten.
4) Ehre sei dem einzigen Gott. Nichts ist ewig als sein Reich.

Danach wäre also diese Moschee im Jahre 928 gegründet.

Diese vier Zeilen sollen auf der Tafel stehen; ausserdem soll aber noch an jeder Seite derselben ein Vers stehen. Leider hat mir der junge Edris diese vier Randzeilen nicht gebracht.

Es ist sehr zu bedauern, dass die Marokkaner so mistrauisch sind, wenn man sich über verschiedene Details ihres Landes oder ihrer Religion erkundigen will. Ich bin überzeugt, der junge Student hatte Mühe, die offenbar nicht leicht erreichbare Tafel mit der Inschrift zu besichtigen und die Verse abzuschreiben. Er hat das, wie er mir sagte, gethan, als er allein in der Moschee war; wahrscheinlich hat

[1] Nämlich die Moschee; zu ergänzen ist „wurde gebaut“.

er dann nicht wieder Gelegenheit gehabt, die noch fehlenden vier Zeilen, die schwieriger zu lesen waren, zu copiren.

Vergeblich war es, dass ich nach Resten alter maurischer Fayencen suchte, jener eigenthümlichen metallisch glänzenden Gefässe und Schüsseln, wie sie als werthvolle Seltenheiten in den Museen aufbewahrt werden. Das Wenige, was die aus Spanien vertriebenen Araber mit nach Marokko gebracht haben, ist von den verschiedenen Gesandtschaften europäischer Staaten, die Marokko seit Beginn dieses Jahrhunderts in rascher Aufeinanderfolge zu sehen Gelegenheit hatte, entführt worden; und wenn sich von dieser schönen, alten und originellen Arbeit noch etwas finden sollte, so könnte es nur in Andalusien sein. Freilich findet der Tourist bei den Antiquitätenhändlern in Granada Mengen „alter maurischer Fayence“, die aber in Paris und London ihre Heimat haben.

Die Handwerker und Fabrikanten sind in Fâs in Quartiere getheilt. In einem solchen Quartier befinden sich ein oder mehrere grosse Fundâqs, d. i. grosse ärarische Gebäude mit Magazinen, Werkstätten, Ställen, Wohnungen u. s. w. der betreffenden Zunft sowie auch die Bazare, enge Gassen mit zahllosen kleinen Butiken. Es gibt demnach Quartiere und Fundâqs der Lederarbeiter, der Tischler, der Goldschmiede, der Waffenfabrikanten u. s. w. Der Hauptbazar befindet sich inmitten der Stadt, ein grosses Gebäude, in verschiedene Höfe getheilt mit zahllosen kleinen Läden. Hier herrscht immer ein lebhaftes Treiben; da jeder Kaufmann seinen bestimmten Platz hat, so wird hier alles verhandelt, und der Bazar vertritt die Kaffeehäuser in andern Städten, wo man sich Rendezvous gibt. Uebrigens sind in jedem Bazar in Fâs einige „fliegende Kaffeehäuser“, d. h. Leute mit einem kleinen transportabeln Herd, auf welchem sie einen starken schwarzen Kaffee bereiten und in sehr kleinen Tassen verkaufen. Ich habe oft genug in dem Laden

eines befreundeten Arabers stundenlang gesessen und bei einer Tasse Mokka dem Leben und Treiben im Bazar zugeschaut.

Der Aufenthalt in Fâs wurde mir in dem kalten Hause etwas verleidet, und so oft es möglich war, verliess ich dasselbe, um in der Stadt oder deren Umgebung herumzugehen. Das wurde aber dadurch sehr lästig, dass immer ein Soldat mit mir ging, sodass ich mir wie ein Gefangener vorkam. Ich hatte ein jüdisches Ehepaar engagirt zur Besorgung der Küche, sodass wir zuletzt besser daran waren als in den ersten Tagen unsers Aufenthalts. Mein Machazini aus Tanger sowie der jüdische Pferdeverleiher von dort gingen bald wieder zurück, nachdem letzterer noch zu seiner grossen Befriedigung Rückfrachten erhalten hatte. Ich konnte Briefe und Sammlungen zurückschicken und musste dann daran denken, wie ich von Fâs aus weiter kommen kann. Ich ersuchte beim Premierminister um Audienz, derselbe war aber krank, und so konnte ich auch nicht dem Sultan vorgestellt werden, was mich viel weniger schmerzte als meine Begleiter. Wiederholt sah ich den Uebungen der Soldaten zu auf dem grossen Platz ausserhalb der Stadt; wer das Einexerciren europäischer Regimenter gewöhnt ist, kann bei diesem Anblick kaum ernst bleiben. Wie bei uns erregten aber diese Uebungen das lebhafteste Interesse der weiblichen Bevölkerung aus den untern Klassen, und eine Menge Frauen hockten halbe Tage lang im Freien und lugten aus ihren grossen Kopftüchern auf das grellroth gekleidete Militär. Am 3. Januar kam ein Kurier von Tanger mit einem Pack Briefe und Zeitungen für mich, eine hochwillkommene Gabe. In den Bazaren kaufte ich die verschiedensten Artikel, von denen ich annehmen konnte, dass ich sie späterhin als Geschenke verwerthen kann und die ich hier besser und billiger bekam als irgendwo anders in Marokko. Besonders waren es



ANSICHT VON FÂS, RESIDENZ DES SULTANS MULEY HASSAN VON MAROKKO



Hayaks (die grossen togaartigen Tücher für Männer), ferner kleine Seidentücher, rothe Kapuzen (sogenannte Fez oder Tarbusch), Räucherholz, Rosenöl in kleinen zugesiegelten Glasfläschchen u. s. w.

Einen sehr hübschen Ueberblick über die Stadt hat man von der südlich gelegenen Bastion, einem ehemals armirten Thurm, einem Lieblingspunkt der Spaziergänger in Fâs, soweit dort überhaupt spazieren gegangen wird. Promenaden und öffentliche Anlagen gibt es in keiner marokkanischen Stadt; der Marokkaner kennt überhaupt das Promeniren nicht. Wenn er nicht zu Hause ist, geht er in die Bazare oder Fundâqs, um sich mit seinen Freunden zu unterhalten. Mitglieder der fanatischen Sekte der Es-Senusi laufen auch hier herum, und man thut gut, diesen mit einer gewissen Ostentation zerlumpt und schmuzig einhergehenden Bettlern aus dem Wege zu gehen. Besuche erhielten wir vielfach und auch wir verkehrten viel in den Häusern der Mauren und haben sehr oft dem Essen beigewohnt. Besonders glänzend war ein Frühstück bei den Verwandten eines grossen Scherifs, der zwar selbst nicht daran theilnahm, dafür aber einen Empfehlungsbrief an einen ziemlich unabhängigen Herrscher eines kleinen Districts im Wad Nun, Sidi Hescham genannt, schickte, dessen Gebiet wir bei unserer Weiterreise durchziehen mussten. Das Frühstück dauerte von früh 8 Uhr bis nachmittags 1½ Uhr! Als Einleitung wurden Unmassen von Thee mit allerhand Backwerk genossen, dann kamen in langen Zwischenpausen alle die in Oel schwimmenden Gerichte, Kuskussu, Hammelfleisch, Hühner u. s. w. Und dazu pures Wasser! Zum Schluss wieder Thee und Früchte. Das Interessanteste dabei war aber ein Musikerquartett, die mit einer geradezu beängstigenden Ausdauer auf ihren Instrumenten herumstrichen und dazu sangen, angeblich Liebeslieder. Die marokkanische Musik ist sehr monoton, und mit vielem Recht haben die

Reisenden dieselbe als abscheulich bezeichnet; ich fand aber heute doch manchen Ansatz zu einer hübschen Melodie; vielleicht habe ich mich schon mehr daran gewöhnt als früher. Dieses glänzende Frühstück mit Musikbegleitung, welches uns eine wohlhabende und angesehene Familie gab, hatte den ganzen Stadttheil in Aufregung gebracht. Auf



Fig. 7. Marokkanischer Musiker.

allen Dächern standen die dichtverhüllten Frauen und lauschten den Tönen. Unser Wirth hatte die Pracht-, d. h. Frauengemächer zum Speisen benutzt, und infolge dessen seine Weiber in entferntere Räume verwiesen, von wo sie sehnsüchtig durch die kleinen Oeffnungen in den Thüren hervorlugten. Nach dem Essen durften die Kinder kommen, von einer schwarzen Sklavin geführt. Besonders erinnere

ich mich an ein kleines hübsches Mädchen von 4—5 Jahren, offenbar das Lieblingskind des Vaters, das anlässlich des Festes mit Gold- und Silberschmuck überladen war; um den Hals hatte es ein grosses Collier von rothen Perlen und der Kopf war buchstäblich bedeckt mit allerhand feinen goldenen Filigranarbeiten. Am Abend hatten wir dann die ganze Gesellschaft bei uns und der grüne chinesische Thee floss in Strömen; ohne den geht eben kein Besuch ab.

Einen interessanten Besuch erhielten wir am 15. Januar. Es war der Grossscherif von Algier Sidi Sliman. Derselbe hat bekanntlich einen hervorragenden Antheil genommen an der Insurrection der Algerianer unter Abd-el-Kader gegen die Franzosen. Als dann letzterer sich den Franzosen ergab und schliesslich sogar eine Pension annahm, ging Sidi Sliman mit seinem Anhange nach Marokko, wo ihnen der Sultan in der Nähe von Marrakesch Land anwies. Sidi Sliman selbst hält sich in der Regel in der Nähe des Sultans auf. Es ist ein hoher, schöner, ältlicher Herr, der gehört hatte, dass ein Verwandter seines frühern Collegen hier sei. Offenbar wollte er Neuigkeiten aus Algier haben und fragen, ob es nicht bald Zeit sei, wieder loszuschlagen; denn er ist ein unversöhnlicher Feind der Franzosen und hat sich, soviel ich weiss, auch 1881 wieder an den Aufständen an der algerisch-marokkanischen Grenze betheiligt.

Am 9. Januar unternahm ich eine Tour in die nördlich, oder besser schwach nordwestlich von Fâs gelegenen Steinsalzlager. Obgleich das Ganze nur ein Spazierritt in eine ganz sichere Gegend ist, so waren die Vorbereitungen dazu infolge der Schwerfälligkeit der Behörden doch ziemlich complicirt. Ich hatte schon einige Tage vorher den Wunsch geäussert, diese Gegend zu besichtigen, und wurde genöthigt, erst die Erlaubniss des Amil und der andern Beamten einzuholen. Natürlich wurde dieselbe gegeben, aber ich musste mir gefallen lassen, dass mir zwei Machazini mitgegeben

wurden, die aus jenem Landestheile stammten und die für meine Sicherheit verantwortlich gemacht wurden. Ich sah wieder recht deutlich, dass der Europäer im Innern Marokkos eigentlich nur ein Gefangener ist, der keinen Schritt thun darf ohne das Vorwissen und die Erlaubniss der Behörden. Die marokkanische Regierung geht dabei von dem von ihrem Standpunkt aus übrigens sehr richtigen Grundsatz aus, dass sie sich verpflichtet fühlt, eine gewisse Garantie für den reisenden Fremdling zu übernehmen. Weiss man doch aus Erfahrung, dass, wenn irgendeinem Christen in Marokko etwas geschieht, sofort die Vertreter des betreffenden europäischen Staates grossen Lärm schlagen und dass die Affaire noch im günstigsten Falle mit Geldentschädigungen zu regeln ist. Um aber allen diplomatischen Verwickelungen zu entgehen, wird das Bewachungssystem des Rumi mit äusserster Consequenz durchgeführt, und deshalb sind Unfälle der Reisenden in Marokko verhältnissmässig viel seltener als in andern mohammedanischen Staaten. Diesem streng durchgeführten Absperrungssystem der Marokkaner gegen die Europäer und der mindestens lästigen Ueberwachung der letztern verdankt Marokko mit seine Selbständigkeit. So wurden mir denn zu dem kleinen Ausflug zwei Gensdarmen zugetheilt, ohne dass ich dieselben verlangt hatte, die ich aber ausserdem noch tüchtig bezahlen musste.

Wir ritten, nachdem wir die die Stadt umgebenden Olivengärten hinter uns hatten, durch eine öde hügelige Gegend und erreichten einen kleinen Bach, der aus dem Salzgebirge entspringt und dessen ausgetrocknetes Bett mit einer Kruste weissen Salzes bedeckt war; auch die ganze weitere Umgebung war mit einem weissen Ueberzug bedeckt, sodass sie den Anblick einer Schneelandschaft gewährte. Die umliegenden Berge und Hügel bestehen aus: 1) weissem kalkigen Sandstein; 2) rothem Schieferletten mit Gips

und Steinsalzschnüren; 3) aus Conglomerat und zwar: a) einem gröbern Conglomerat mit Blöcken von krystallinischen Schiefern, und b) einem feinern, dessen einzelne Bestandtheile in Thon gebettet waren und das ganz an das „Haselgebirge“ in den österreichischen Steinsalzlagern erinnerte. Wir verfolgten den Salzbach ungefähr eine halbe Stunde in nordöstlicher Richtung aufwärts und trafen hier das in ziemlicher Mächtigkeit anstehende Steinsalz, welches einen Stock in dem rothen Schieferletten bildet. In dem erwähnten Sandstein finden sich Versteinerungen, Pecten, Spondylus und andere Bivalven, die darauf hindeuten, dass dieses Steinsalzlager der mittlern Abtheilung der Tertiärformation angehört. Von mineralischen Ausscheidungen fanden sich besonders häufig Krystalle von Salz, Gyps, Calcit und Pyrit.

Westlich von diesem Punkt, nur einige Stunden entfernt, befinden sich warme Schwefelquellen, die einem Heiligen, Muley Jakub, geweiht sind, wonach überhaupt die ganze Gegend, auch die Salzregion, genannt wird. Die Quellen werden vielfach von Kranken besucht und sollen besonders Krebskrankheiten dort geheilt werden. (?) Da die Umgebung der warmen Quellen aber heilig gehalten wird, so gestattete man mir nicht, dahin zu gehen; das war denn auch der Grund, warum man mir die Soldaten aufgedrängt hatte, die verhindern sollten, dass ich mich an einen Punkt begebe, wo ich als Christ den Insulten der fanatischen Bevölkerung ausgesetzt war.

Nachdem ich alles, was überhaupt zu sehen war, berücksichtigt hatte, rasteten wir gegen Mittag in einem kleinen Wiesenthal nicht weit von einem Duar, und hatte ich hier wieder einmal Gelegenheit zu beobachten, wie die arme Landbevölkerung von den Lehnssoldaten des Sultans ausgebeutet wird. Ich hatte für uns alle von Fâs reichlich Provision zu einem Frühstück mitgenommen, und meine

beiden Machazini sprachen den Speisen auch tüchtig zu. Nachdem sie sich gesättigt hatten, erklärten sie, jetzt müsse die Bevölkerung des benachbarten Ortes noch die „Muna" bringen; denn es sei nun einmal Gebrauch, dass da, wo ein mit Empfehlungen des Sultans versehener Reisender sich aufhalte, die Bewohner auch für ihn sorgen müssten. Meine beiden Soldaten gingen also ins Dorf, wo sie aber nur ein paar Frauen und Kinder fanden, da die übrigen Leute mit Feldarbeit beschäftigt waren. Die Weiber mussten nun fort und den Ortsvorstand vom Felde holen, und dieser wurde gezwungen, den Soldaten eine Muna auszufolgen, und die letztern kamen mit Hühnern, Eiern, Brot, Honig u. s. w. beladen zu uns zurück, während die Dorfbewohner, welche neugierig herzuliefen, uns mit nichts weniger als freundlichen Blicken ansahen. Es nützt dem Europäer auch gar nichts, wenn er auf die Muna verzichten will; die Machazini pressen das Volk aus, und ich konnte nur dadurch die Landleute etwas versöhnen, dass ich einiges Geld für die Armen des Ortes zurückliess. Meine Soldaten aber freuten sich des gelungenen Streiches und nahmen die Nahrungsmittel als gute Beute mit nach Fâs, da ich natürlich darauf verzichtet hatte. Da nun derartige und gewöhnlich noch viel crassere Vorfälle sehr häufig sind, so erklärt sich der Hass der Landbevölkerung Marokkos gegen die Machazini des Sultans und gegen die unter ihrem Schutze reisenden Ungläubigen.

Ich musste endlich daran denken, weiter zu kommen. Schon wiederholt hatte ich mich umgethan, um Pferde oder Maulthiere für die Reise nach Marrakesch zu miethen, fand aber die Preise zu hoch; 20 Duros (100 Frs.) für das Miethen eines Pferdes schien mir doch zu viel, und so entschloss ich mich, Pferde zu kaufen. Der grosse Wochenmarkt in Fâs ausserhalb der Stadt wird jeden Donnerstag abgehalten, und am 15. Januar ging ich mit Hadsch Ali frühzeitig hinaus auf den Pferdehandel. Der Markt war

ausserordentlich belebt und eine Masse Volks aus der Umgebung anwesend. Kamele, Pferde, Maulthiere, Esel, Rinder, Schafe und Ziegen waren in grossen Mengen vorhanden; jede Gattung hatte ihren bestimmten Platz, wie auch auf dem Getreide- und Waarenmarkt die einzelnen Artikel streng getrennt waren. Auch eine Anzahl männlicher und weiblicher Negersklaven sowie Kinder waren zum Verkauf ausgeboten. Der Handel dauerte sehr lange, und bis Nachmittag musste ich in glühender Hitze auf dem trockenen staubigen Terrain aushalten. Ich musste suchen, möglichst billig zu kaufen, und andererseits auch trachten, brauchbare Thiere zu bekommen, die die Reise auszuhalten im Stande sind. Schliesslich erstand ich ein Reitpferd für Hadsch Ali, ein hübsches kleines Maulthier für mich, und noch zwei Pferde, ein Maulthier und einen Esel für das Gepäck. Man kann ein ziemlich gutes Reitpferd für 25—30 Duros haben, freilich keine edle Berberrasse, aber immerhin erträglich; gute Maulthiere sind etwas theuerer. Auf dem Pferdemarkt herrschte eine strenge Ordnung. In einem Zelt sassen zwei Marktcommissare und eine Art Thierarzt. Ersterer nahm einen kleinen Procentsatz des Kaufschillings im Namen der Regierung ein, letzterer untersuchte die verkauften Thiere und erklärte erst dann den Verkauf für gültig, wenn das Thier keine auffallenden Fehler hatte.

Ein maurischer Lederwaarenhändler, der uns oft besuchte und allerhand Gefälligkeiten erwiesen hatte, übernahm nun die Herstellung der Zügel, Sättel, Steigbügel u. s. w., und am folgenden Tage unternahmen wir mit unsern Pferden einen Spazierritt in die Umgebung. Es war Freitag, also Festtag, und die Männer hielten sich einen grossen Theil des Tages in den Moscheen auf; die Frauen aber geniessen an diesem Tage eine gewisse Freiheit und benutzen dieselbe zu Spaziergängen auf den ausserhalb der Stadt gelegenen Friedhof. Als wir an jene Stelle kamen, waren wir er-

staunt, Hunderte von Frauen im Grase lagernd zu sehen, das Gesicht fast ganz enthüllt, und nur als wir näher kamen, wurde schnell das grosse Tuch darübergezogen. Auch wir rasteten in der Nähe, um so mehr, als wir sahen, dass sich hier fliegende Kaffeehäuser etablirt hatten und dass noch andere Männer in der Nähe sich aufhielten. Es waren dies meist jüngere, unverheirathete Leute, die hier Gelegenheit suchten, Bekanntschaften zu machen, und wir sahen mit Erstaunen, dass an diesem Tage die strenge Etikette etwas gemildert war und Männer und Frauen sich recht gut miteinander amusirten. So manche kleine Intrigue mag da eingefädelt werden, deren Fortsetzung dann später in der Stadt folgt.

Zurückgekehrt in unser Quartier, liess ich alle Vorbereitungen treffen, um am nächsten Tage Fâs verlassen zu können.

FÜNFTES KAPITEL.

MIKNÂSA, ZARHUNGEBIRGE UND RUINEN VON VOLUBILIS.

Abreise von Fâs. — Ras-el-ma. — Schluchten. — Brücken. — Anblick der Stadt. — Hübsches Gartenhaus. — Der Amil. — Miknâsa. — Mellah. — Industrie und Handel. — Gartencultur. — Fanatismus. — Gesandtschaftsreisen. — Zaujas. — Essenusi. — Sultanspaläste. — Vorrathshäuser. — Schatzkammer. — Herrliches Klima. — Qasr Faraun (Volubilis). — Zarhungebirge.

Am 17. Januar 1880 verliess ich die Residenz des Sultans von Marokko und wandte mich westlich, um Miknâsa, das „marokkanische Versailles", zu besuchen. Obgleich ich in den letzten Tagen wiederholt bei den Behörden in Fâs um Zutheilung einiger Machazini für meine Reise ersucht hatte, waren dieselben doch nicht erschienen, und so reiste ich, ganz gegen den landesüblichen Brauch, ohne eine solche Escorte ab. Eine Anzahl maurischer Freunde, mit denen wir in Fâs viel verkehrt hatten, liessen es sich nicht nehmen, uns einige Stunden weit zu begleiten, ja der junge Edrisi, der Neffe meines Dolmetsch, sowie Ibn Dschenun benutzten diese Gelegenheit, um in Gesellschaft nach Miknâsa zu reisen, wo sie irgendein Geschäft zu machen hofften. Meine jüdischen Diener, die in Fâs die Wirthschaft besorgt hatten, gerührt durch die gute Bezahlung, und vor allem von der anständigen Behandlung, die sie in unserm Hause erhalten hatten, nahmen einen feierlichen Abschied und wünschten den Segen ihres Gottes für mein Unternehmen.

Wir verliessen die Residenz durch das Bab-el-Mahruk, das westlichste Thor, durch das wir auch beim Eintritt in

die Stadt gekommen waren. Nach Westen und Südwesten zu dehnt sich die ungeheuere Ebene von Fâs aus, von deren Fruchtbarkeit so viel gemeldet worden ist. Es ist dies aber durchaus nicht der Fall. Dieses Plateau besteht aus einem festgekitteten groben Conglomerat, das an vielen Stellen noch mit Platten eines, geologisch gesprochen, sehr jungen Kalksteins bedeckt ist, der sogar an vielen Stellen aus der dünnen Humusdecke hervorragt. Nach Nordwesten zu führt die breite vielbegangene Strasse, die über Qasr-el-Kebir nach Tanger geht, in schwach südwestlicher Richtung aber führen zahllose von den Tragthieren ausgetretene Pfade in der Richtung nach Miknâs. Auch dieser Weg ist viel besucht und man begegnet vielfach reisenden Händlern, Beamten, Machazinis und Karavanen mit Waaren.

Der Weg führte anfangs im Thal des Wad Fâs, dann erstiegen wir eine mehrere Meter hohe Terrasse, die aus dem erwähnten Kalkstein besteht, der eine eigenthümliche schüsselartige, oder besser concentrisch-schalige Absonderung im grossen zeigt. Diese eigenthümlichen flachen kreisrunden Vertiefungen, oft von mehrern Metern Durchmesser, fanden wir auf der ganzen Strecke bis Miknâs. Die Gegend ist völlig baumlos; Palmittogestrüpp und Disteln bedecken diese viele Quadratmeilen enthaltende Fläche, die zum Anbau von Getreide wenig geeignet ist.

Das Wetter war herrlich. Ein wolkenloser klarer Himmel dehnte sich über die unendliche Ebene aus und liess in der klaren reinen Luft alle Gegenstände auf weite Entfernungen deutlich erkennen. Wir alle hatten das angenehme Gefühl, einem engen düstern Gefängniss entkommen zu sein, und in froher und behaglicher Stimmung ritten wir langsam unserm nächsten Ziele zu. Die Entfernung zwischen Fâs und Miknâs beträgt zwar nur einige vierzig Kilometer, wir zogen es aber doch vor, diese kurze Strecke auf zwei Tagereisen zu vertheilen.

Es war fast 10 Uhr geworden, ehe wir Fâs verlassen konnten, und bereits um $2\frac{1}{2}$ Uhr hielten wir und schlugen die Zelte auf. Wir hatten unterwegs einen kleinen, dem Wad-el-Fâs zugehörigen Fluss, den Wad-el-Adschen, passirt, über welchen eine guterhaltene steinerne Brücke führt. Unsere Nachtquartiere befanden sich am Wad-el-Ndscha, der nach Norden zu direct in den Sebu geht. Auch hier befindet sich eine sehr schöne Brücke über den Fluss; dicht dabei steht eine einzelne Dattelpalme, auffallend in dieser absolut baumlosen Gegend, und hier werden gewöhnlich von den Reisenden die Zelte aufgeschlagen. Ich habe immer gefunden, dass eine einzelne Palme einen wunderbar schönen Anblick gewährt, während mir die Palmen da, wo sie in Menge auftraten, viel weniger gefallen haben. Nur eine Stunde südlich von unserm Nachtquartier ist eine Ras-el-ma (Kopf des Wassers) genannte Gegend, eine schwache Bodenerhebung, das Quellgebiet des Wad-el-Fâs und des Wad-el-Ndscha sowie einiger kleinern Bäche, die in jene beiden münden. Der Wad-el-Fâs fliesst von hier aus direct östlich und geht, nachdem er die Stadt Fâs mit Wasser versorgt, in den Sebu, während der Wad-el-Ndscha in nördlicher Richtung direct diesem Hauptstrome zufliesst.

In der Nähe unsers Bivuaks befindet sich ein Duar (Zeltdorf), dessen Bewohner der Kabyle el-Udeia angehören. Die Leute waren nicht sehr freundlich. Offenbar werden dieselben von den Beamten des Sultans, die häufig diesen Weg zurücklegen, zu oft zur Lieferung der Muna herangezogen und ausgeplündert, sodass sie jede fremde Karavane mistrauisch ansehen. Da ich keine Machazini mit mir hatte, war von einer Lieferung der Muna hier keine Rede; ich beanspruchte dieselbe natürlich auch nicht, sondern wollte nur für gutes Geld Gerste für die Pferde. Aber man behauptete, es gäbe überhaupt nichts im Dorfe, und ich musste erst stundenlang in der Nachbarschaft

herumschicken, bis sich Stroh und Gerste für die Pferde fand.

So angenehm warm der Tag gewesen war, so kühl wurde es während der Nacht; wir froren in unsern Zelten, und als wir früh morgens gegen 6 Uhr aufstanden, hatten wir zu unserm Erstaunen 2° Kälte; der Fluss und das Wasser in den Gefässen war mit einer dünnen Eisschicht bedeckt und die Felder umher glänzten in frischem weissen Reif!

Gegen $7^1/_2$ Uhr brachen wir auf, zitternd vor Kälte; aber je höher die Sonne stieg, um so milder wurde die Temperatur, und zwar war der Wechsel so schnell, dass wir gegen 11 Uhr schon 20° C. im Schatten hatten! Nach Uebersetzung des Flusses (wir wie alle Araber vermieden sorgfältig die wohlgebaute Brücke, ritten vielmehr nach Landessitte durch den Fluss!) gelangten wir wieder auf das endlose Plateau, dessen Einförmigkeit auf dem heutigen Marsche durch mehrere sehr tiefe, äusserst pittoreske Schluchten unterbrochen wurde, in deren Tiefen die Giessbäche rauschend dem Sebu zuströmen. Man wird durch diese tiefen, plötzlich erscheinenden Einrisse um so mehr überrascht, als man meint, auf einer unermesslichen Tiefebene zu reisen; aber das Plateau ist mehr als 400 m über dem Spiegel des Mittelmeeres gelegen, und überrascht steht der Reisende vor den bis 150 m tiefen, fast senkrecht hinabfallenden Einschnitten. Sehr gut lassen sich hier die geologischen Verhältnisse erkennen. Unter den früher erwähnten schüsselartig abgesonderten Kalkplatten liegen horizontal Sand und Mergel, deren Versteinerungen auf jungtertiäres Alter hinweisen; zwischen beiden stellenweise noch die weitverbreitete Conglomeratschicht. Darunter aber folgen in steil aufgerichteten Schichten die Sand- und Kalksteine, mit quarzitischen Einlagerungen der im nördlichen Marokko so weit verbreiteten eocänen Nummulitenschichten,

die, von Südwesten nach Nordosten streichend, unter einem scharfen Winkel nach Norden einfallen.

Eine hübsche Schilderung dieser tiefen reizenden Schluchten gibt der Chronist der deutschen Gesandtschaftsreise, L. Pietsch; er sagt darüber: „Die Schluchten überraschen durch ihre echt romantische landschaftliche Schönheit, deren Wirkung man um so stärker empfindet, als sie jedesmal so plötzlich mitten in der Oede der baumlosen monotonen Fläche sich aufthut. Die hohen abwärts rauschenden und schäumenden Wasserfälle, das üppige Laub der Feigenbäume, durch welches Weinstöcke ihre armstarken Reben winden, das ganze Thal mit dem feinen würzigen Duft der Traubenblüte durchhauchend, die hohen flüsternden Schilfhecken und Oleandergebüsche am Rande des lustigen Gewässers — diese von den steilen Schluchtwänden eingehegte reizende Verborgenheit in der Tiefe übt einen innig erquickenden Zauber. Und wie angenehm steigert sich noch der Reiz, wenn man, die Ruhestunden benutzend, in die kühle klare Flut selbst hinabsteigt und, auf einem Felsblock liegend, von ihren weissen Armen sich schmeichelnd umfangen und die oben eingesogene Glut darin kühlen lässt. Die neugierigen Schildkröten beeinträchtigen dieses Vergnügen nicht im mindesten. Wie gern sie auch den Hals lang machen, ihn weit aus der Schale und den Kopf aus dem Wasser hervorstrecken, um sich den Gast, der in ihr nasses Bett tauchen will, zu betrachten, so fahren sie doch im nächsten Moment mit unwiderstehlich komischen Bewegungen, mit einem ähnlichen Ausdruck höchsten Schreckens, wie ihn die alten maurischen Weiber beim Anblick eines Europäers zeigen, und mit einer Schwimmgelenkigkeit, die man ihrem plumpen Wesen kaum zutrauen sollte, in die tiefste Tiefe hernieder, sobald man einen Schritt gegen sie thut.“

Mich erinnerten diese tiefen Einschnitte mit den steilen

Böschungen sehr lebhaft an eine ähnliche Erscheinung im Dnjestrthale Ostgaliziens. Auch hier wird das podolische Plateau von mehr als hundert Fuss tiefen engen Schluchten durchschnitten, an deren steilen Rändern die verschiedenen geologischen Bildungen prächtig zu studiren sind und in deren Grunde der Dnjestr raschen Laufes nach Osten fliesst.

Die Richtung, die wir am 18. Januar einschlugen, war eine westliche, mit schwacher Neigung nach Süden. Nach Passirung einiger von Ras-el-ma kommender kleiner Bäche erreichten wir eine Meschra-er-remal genannte Gegend, auffallend durch die Menge feinen Sandes, der hier den Boden bedeckt. Gegen 11½ Uhr kamen wir zur ersten Schlucht, Wad-em-meheduma genannt; eine grosse, aber theilweise verfallene Brücke ist über das Wasser gespannt; jenseit desselben sind die Ruinen einer alten Befestigung und eine einsame Dattelpalme. Hier rasteten wir in dem Schatten der alten Mauerreste; vor uns in nördlicher Richtung erhoben sich die mit dunkeln Olivenwäldern bedeckten Abhänge des heiligen Zarhungebirges.

Gegen 2 Uhr ging es weiter, immer über das Plateau, das nach Norden schwach ansteigt; wir passirten die Schlucht des Judenflusses, kamen dann an einen andern Einschnitt, in dessen Nähe eine früher sehr hübsch eingefasste Quelle sich befindet, Ain tutu, wonach die ganze Gegend genannt ist, und erreichten schliesslich den letzten dieser Einrisse in das Plateau, Wad-el-Uslin, jenseit dessen steilen Ufern die Aussenmauern von Miknâs bereits sichtbar waren.

Der ganze Weg von Fâs nach Miknâs zeigt, dass derselbe früher in gutem Zustande gehalten wurde, als noch die Sultane häufiger in Miknâs Residenz hielten. Zahlreiche Brücken und Reste von Befestigungen beweisen, dass man für die Sicherheit und Bequemlichkeit von hohen Reisenden gesorgt, aber schon seit langer Zeit ist alles in Verfall be-

griffen. Trotzdem die Strecke ziemlich stark von Reisenden besucht wird, so ist doch die Sicherheit auf derselben nicht sehr gross. Die umwohnenden Kabylen, besonders nach Süden zu, sind vorherrschend Berber, die häufig genug die Strasse durch Räubereien unsicher machen. Wenn der jetzige Sultan nach Marrakesch reist, was gewöhnlich jedes Jahr einmal geschieht, so braucht er stets starke Truppenmassen als Escorte, und es ist oft genug vorgekommen, dass diese letztere von berberischen Räuberbanden angegriffen worden ist. Diese Unsicherheit ist wol auch mit ein Grund, dass dieses ausgedehnte Plateau so wenig bevölkert ist. Wenn auch die Ackerbauer einige Schwierigkeiten wegen des Bodens haben würden, so wäre doch reichlich Platz für grosse Heerden von Schafen und Ziegen; aber auf der ganzen Reise ist uns nichts Derartiges vorgekommen.

Jenseit der letzten Schluchten erreichten wir bald die ungemein ausgedehnten und mit grossen Mauern umgebenen Oliven- und Getreidegärten, die sich rund um die ganze Stadt erstrecken. Noch einmal steigen wir in eine Vertiefung des Terrains hinab und stehen dann bald vor den gewaltigen Thoren der Stadt, die auf einem flachen Hügel amphitheatralisch ansteigt. Wie bei allen Städten der Araber, ist auch hier der erste Anblick von aussen ein gefälliger und grossartiger, hier in Miknâs wird der erste Eindruck noch erhoben durch die überaus reiche Vegetation der Gegend, die zahlreichen schönen Gärten, die gutgehaltenen Felder und Wiesen. Die Natur hat hier in diesem herrlichen Klima ihre Gaben aufs reichste verschwendet, leider an Menschen, die all die Herrlichkeit nicht zu schätzen wissen.

Wir durchzogen einen Theil der grossen in der Richtung von Südost nach Nordwest ausgedehnten Stadt und hielten gegen 6 Uhr auf einem freien Platz inmitten der-

selben vor einem grossen, prachtvoll verzierten Thor, welches in die Höfe einer Moschee führt. Hadsch Ali machte sofort dem Gouverneur oder Amil (das Wort Pascha ist in Marokko nicht gebräuchlich) einen Besuch und zeigte ihm den mir vom Sultan ausgestellten Brief. Der Amil war sehr höflich und beauftragte sofort seine Machazini, mir ein Haus herzurichten. Nachdem ich aber unterdess schon hatte die Zelte aufschlagen und alles für das Nachtlager herrichten lassen, zog ich es vor, die erste Nacht auf dem Platze zu verbringen und erst morgen in das Haus überzusiedeln. Der Amil war auch damit einverstanden und schickte mir ausser einem reichlichen Abendessen auch vier Mann als Wache für die Nacht.

Am nächsten Morgen wollte ich in das mir zur Verfügung gestellte Haus übersiedeln, fand aber, dass dasselbe zwar sehr schön, aber viel zu weitläufig sei und dass die grossen leeren Gemächer viel zu kalt waren. Ich erinnerte mich nur zu lebhaft an die kalten Tage in Fâs. Infolge meiner Reclamationen überliess mir der Gouverneur ein kleines, zwar theilweise etwas verfallenes, aber reizend inmitten eines üppigen Gartens gelegenes Haus, das ich mit Vergnügen acceptirte, wo wir uns sehr bald wohnlich einrichteten und uns überaus behaglich fühlten. In den untern Räumen wurden die Diener einquartiert und die Küche eingerichtet, während ich mit den Interpreten die Zimmer im obern Stock bezog; von der Veranda, die nach Norden zu lag, hatten wir eine wunderbare Aussicht auf das dicht vor uns liegende Zarhungebirge, von wo die verschiedenen kleinen Ortschaften mit ihren glänzenden schneeweissen Häusern freundlich aus dem tiefdunkeln Grün der ausgedehnten Olivenwaldungen hervorleuchteten.

Gegen Mittag wurde ich nebst den Interpreten Hadsch Ali und Abdullah (Benitez) zum Amil geladen. Derselbe, ein Neger, wie die Mehrzahl der höhern Beamten in Ma-

rokko, war erst seit ganz kurzer Zeit auf diesem Posten und hatte offenbar noch nie einen Europäer bei sich gesehen. Ein Mann von mittlern Jahren mit ausgeprägtem Negertypus, sehr dunkler Gesichtsfarbe, wovon der gewaltige schneeweisse Turban grell abstach, und in einen feinen Hayak gehüllt, war er sehr liebenswürdig in seinem Benehmen und zeigte sich über alles Neue, was er sah und hörte, sehr erstaunt. Politische Neuigkeiten aus dem Abendlande erregten natürlich auch sein Interesse und wir konnten ihm nicht genug erzählen, sodass wir schliesslich auch noch die Mahlzeit bei ihm einnahmen. Er empfing uns in seinem Arbeitszimmer, es war dies ein grosser mit Teppichen belegter Raum, in der Mitte ein viereckiges Wasserbassin; in einer Ecke sass der Amil mit seinem Chalifen, Schreiber oder Stellvertreter, der die officiellen Schriftstücke empfängt, liest und beantwortet, auch das Siegel des Gouverneurs führt. Der letztere wie überhaupt die Mehrzahl der höhern Beamten sind des Schreibens und Lesens nicht kundig, halten diese Künste auch für unnöthig, da ja der Chalif das alles besorgt. Als wir eintraten, fanden gerade Verhandlungen mit verschiedenen Scheichs aus der Umgebung statt; auch während unserer Unterhaltung mit dem Amil wurden verschiedene Geschäfte besorgt. Ein strammer Machazini trat ein und führte einen Gefangenen vor, ein jämmerlich aussehendes, herabgekommenes Subject, das demüthig an der Thür stehen blieb und sich offenbar sehr unbehaglich fühlte in dem eleganten Raum und unter der vornehmen Gesellschaft. Schweigend und stumpfsinnig hörte er das Urtheil des Gouverneurs an, das dieser auf den Bericht des Machazini hin abgab; Prügel und Gefängniss ist bei nichtpolitischen gemeinen Verbrechen die übliche Strafe.

Die wenigen Tage, die ich für den Aufenthalt in Miknâs opfern konnte, benutzte ich nun zu Ausflügen in die schöne

Umgebung, zum Besichtigen der Stadt und zu Informationen der verschiedensten Art.

Was zunächst den Namen dieser alten und in der mohammedanischen Welt berühmten Stadt betrifft, so ist Miknâs (oder Miknâsa) die modern-arabische Form für das bereits im 10. Jahrhundert gegründete Miknâsat. Ein Zweig der Berberkabyle Zenatah, Namens Meknâsah, soll um diese Zeit zuerst hier eine Stadt errichtet haben. Auf unsern modernen Karten findet sich gewöhnlich die hispanisirte Form Mequinez (oder auch Mekines). Wie alle marokkanischen Städte besteht auch Miknâs aus drei Abtheilungen: der Qasbah (Citadelle) mit den Wohngebäuden für officielle Persönlichkeiten; der Bürgerstadt mit den Bazaren, und der Mellah, dem Judenquartier. Die Stadt, welche gegenwärtig höchstens 25000 Einwohner zählt, ist mit ungeheuerer Raumverschwendung gebaut und bedeckt im Vergleich zu der Zahl der Bewohner eine ganz unverhältnissmässig grosse Fläche. Im Gegensatz zu Fâs sind hier die Strassen breit, es gibt viele grosse Plätze, welche Luft und Licht gewähren, und selbst die Mellah besteht aus einer breiten, freilich nicht sehr reinlich gehaltenen langen Strasse, die sich längs der Stadtmauer hinzieht und die derartig eingerichtet ist, dass nur zwei Thore in dieses Quartier führen, die des Nachts geschlossen werden. Miknâs ist oft von marokkanischen Sultanen zeitweilig oder auch permanent zur Residenz erhoben worden; daher rühren denn auch die zahlreichen Reste von grossen Gebäudecomplexen und verfallenen Gärten, die durch Mauern, die freilich auch, wie alles in Marokko, im Zerfall begriffen sind, eingeschlossen wurden. Angefangene, nur halb vollendete Häuser und solche, die langsam aber sicher zusammenstürzen, sieht man allenthalben.

Wie in allen marokkanischen Städten bilden auch in Miknâs die Juden einen sehr beträchtlichen Theil der Be-

völkerung, aber ihre Lage scheint eine weniger gedrückte zu sein. Zwar dürfen sie auch hier ausserhalb der Mellah nur barfuss erscheinen, haben ihren eigenthümlichen Schnitt des Hauptbaares und vermeiden gleichfalls, durch Anlegen besserer Kleidungsstücke den Schein der Wohlhabenheit zu erzeugen, aber der Verkehr zwischen Mohammedanern und Juden ist ein lebhafterer und ungezwungenerer und man hört weniger von Brutalitäten, denen die letztern ausgesetzt sind. Aber schon der Umstand, dass sie in einer breiten luftigen Strasse wohnen und nicht wie in Fâs und andern Orten in die elendesten stinkenden Pesthöhlen und finstern Schmuzlöcher eingepfercht sind, lässt ihre Existenz in Miknâs bei weitem erträglicher erscheinen. Wenn die marokkanischen Juden nur eine Spur von Sinn für Ordnung und Reinlichkeit hätten, so würde ihre Mellah einen recht freundlichen Eindruck gewähren. In ihren Händen ruht der gesammte Kleinhandel und das Kleingewerbe. Butike reiht sich an Butike, oft genügt auch eine aufgespannte Matte, um eine Werkstatt zu etabliren, wo sie dann den ganzen Tag mit grosser Emsigkeit hocken und sich selten von ihrer Arbeit stören lassen. Schuhmacher und Schneider, Schmiede, Schreiner, Sattler, Gold- und Silberarbeiter, Seidensticker u. s. w. sind fast auschliesslich hispanische Juden.

Bei den jüdischen Gold- und Silberarbeitern findet man häufig sehr originell gearbeiteten alten Schmuck, der aus der Blütezeit von Miknâs, als der Hof daselbst residirte und eine Menge reicher und vornehmer Herren dort wohnten, herrührt. Da die Juden auch dort Versatzgeschäfte führen, so ist so manche schöne Waffe und eine Menge Frauenschmuck in deren Hände gekommen und dort geblieben. Es gelang mir z. B. einen sehr alten der dort üblichen kleinen krummen Dolche zu erwerben, dessen beide Scheidenflächen mit Silber belegt sind und überaus feine Ara-

beskenarbeit zeigen. Derartige Prachtstücke verfertigt man heutzutage gar nicht mehr. Ebenso findet man bei diesen Leuten eine Menge Frauenschmuck; die maurischen Frauen kommen sehr oft in die Lage, ihre Kostbarkeiten versetzen zu müssen, wenn die von ihren auf Reisen befindlichen Männern zugesicherte Unterstützung ausbleibt.

Das Leben und Treiben in den maurischen Bazaren ist bei weitem ruhiger als in Fâs; Miknâs ist eigentlich keine Geschäfts- und Handelsstadt, und daher ist der ganze Eindruck dieses Ortes ein etwas öder. In den meisten Butiken werden nur Nahrungsmittel verkauft; von maurischer Industrie ist nur Töpferarbeit und die Herstellung kleiner bunter Fliesen, zum Ausschmücken der Wohnräume, sowie die bekannten bunten Lederarbeiten erwähnenswerth. Dagegen scheint recht bedeutend der Handel mit Früchten, Gemüsen und Oel zu sein. Miknâs ist eine wahre Gartenstadt; nirgends in Marokko habe ich eine solche Gartencultur gesehen wie dort. Verschiedene Arten von Rüben, Carfiol, Bohnen, Erdäpfel, Krautsorten, Tomaten, Granatäpfel, Weintrauben, Feigen, Mandeln, Datteln, Orangen, süsse Limonen und vieles andere gedeiht in vorzüglicher Qualität und in ungeheuern Massen, sodass die Hauptstadt Fâs von hier aus mit Gartenproducten versorgt wird. Die Gärten sind wohlgepflegt und besondere Sorgfalt wird auf das Berieselungssystem verwendet. Die Araber sind oder waren ja Meister in der Anlage und Benutzung von Wasserleitungen, und so wird auch Miknâs mit Hülfe eines grossen, ausserhalb der Stadt angelegten Wasserreservoirs mit fliessendem Wasser versorgt.

Der Hauptreichthum aber der Bewohner besteht in den ausgedehnten Wäldern von Olivenbäumen. Dicht vor den Thoren der Stadt beginnen dieselben und setzen sich nach Norden zu fort bis an das langgestreckte Zarhungebirge. Aber auch dessen Abhänge nach Süden zu bilden einen

einzigen ungeheuern Olivenwald, einen wahren Oelberg; viele der wohlhabendern Bewohner von Miknâs haben auf diesem Gebirge Besitzungen mit Olivengärten.

Wein wird verhältnissmässig nur wenig gebaut, obgleich das Klima trefflich dazu wäre. Da die Marokkaner sehr streng in der Enthaltung geistiger Getränke sind, so werden die Trauben nur als Rosinen verwendet; dagegen brauen die Juden hin und wieder ein eigenthümliches Getränk, das mit unserm Wein nur sehr geringe Aehnlichkeit hat.

Die Bevölkerung von Miknâs gilt als sehr fanatisch und der Ort ist lange Zeit unberührt geblieben von ungläubigen Reisenden. Erst in dem letzten Jahrzehnt ist er mehrfach besucht worden, seitdem die Gesandtschaftsreisen an den Hof des Sultans so überhandgenommen haben. Es vergeht jetzt kaum ein Jahr, in welchem nicht der Vertreter irgendeines europäischen Staates mit grossem Gefolge und gewaltigem Pomp von Tanger nach Fâs und von da über Miknâs auf einem andern Wege wieder zurückzieht. Kostbare, meist unnütze Geschenke werden dem schwarzen Beherrscher Marokkos seitens der europäischen Grossmächte dargebracht, und erstaunt und stolzerfüllt gleichzeitig sieht das marokkanische Volk, wie die Fürsten des civilisirten Europa sich gegenseitig zu überbieten suchen, um die Gnade Sr. scherifischen Majestät nicht zu verscherzen. Es ist dies ein geradezu unwürdiges Benehmen! Freilich handelt es sich meistens darum, irgendeinen in commerzieller Richtung günstigen Vertrag abzuschliessen, aber das ginge viel einfacher und vor allem wirksamer, wenn der betreffende Staat ein Kanonenboot nach Tanger oder Mogador schickte. So vermögen die Grossen des Reichs wirklich dem Sultan und dem gemeinen Volk einzureden, dass Marokko noch immer eins der mächtigsten Reiche der Welt sei. Wenn man dabei noch sieht, in welcher Weise die europäischen Gesandten empfangen werden, wie der schwarze Sultan,

nachdem die letztern im schweren Uniformfrack und entblössten Hauptes stundenlang im Freien der glühenden Sonne ausgesetzt waren, die Vertreter der Civilisation nie anders als zu Pferde anhört, und nach einigen nichtssagenden Worten das Ross wendet und die Fremdlinge stehen lässt, so kann man wol nicht genug ein solches Benehmen europäischer Grossmächte gegenüber einem Barbaren, der mühsam lesen und schreiben kann, bedauern. Ist man doch so weit gegangen, den Ausspruch des Sultans oder eines seiner Sklaven, dass, ebenso wie die europäischen Herrscher fremde Gesandte auf dem Throne sitzend empfangen, er, der Sultan, dies zu Pferde sitzend thun könne, denn das Pferd sei sein Thron — statt einfach für insolent zu erklären, noch höchst geistreich zu finden!

Durch die Gesandtschaftsreisen also hat sich die Bevölkerung von Miknâs etwas an Europäer gewöhnt, obgleich man immer noch sehr vorsichtig sein und durchaus vermeiden muss, ohne Machazini die Strasse zu betreten. Denn Miknâs und besonders die Ortschaften in dem nahe gelegenen Zarhungebirge gelten für heilig. Einmal befindet sich am Westabhange des genannten Gebirges das grösste Heiligthum der Marokkaner, das Grab ihres bedeutendsten Regenten, Muley Idris Akbar's, des Grossen, und dann ist Miknâs der Hauptsitz einiger äusserst fanatischen Sekten, besonders auch des Ordens von Es-Senusi, von welch letzterer Sekte in Marokko genug Mitglieder herumlaufen. In keiner marokkanischen Stadt sind die Umzüge der verschiedenen Zaujas an den grossen Festtagen der Mohammedaner, besonders am Geburtstage Mohammed's, so wild und ausgelassen wie hier. An solchen Tagen wird die Mellah, das Judenquartier, verschlossen gehalten, und sollte ein Christ zufällig in der Stadt sein, so wird man ihn gewiss nicht aus dem Hause lassen und ihn scharf bewachen. Die wüthende Menge, der niedrigsten Klasse angehörig, besonders

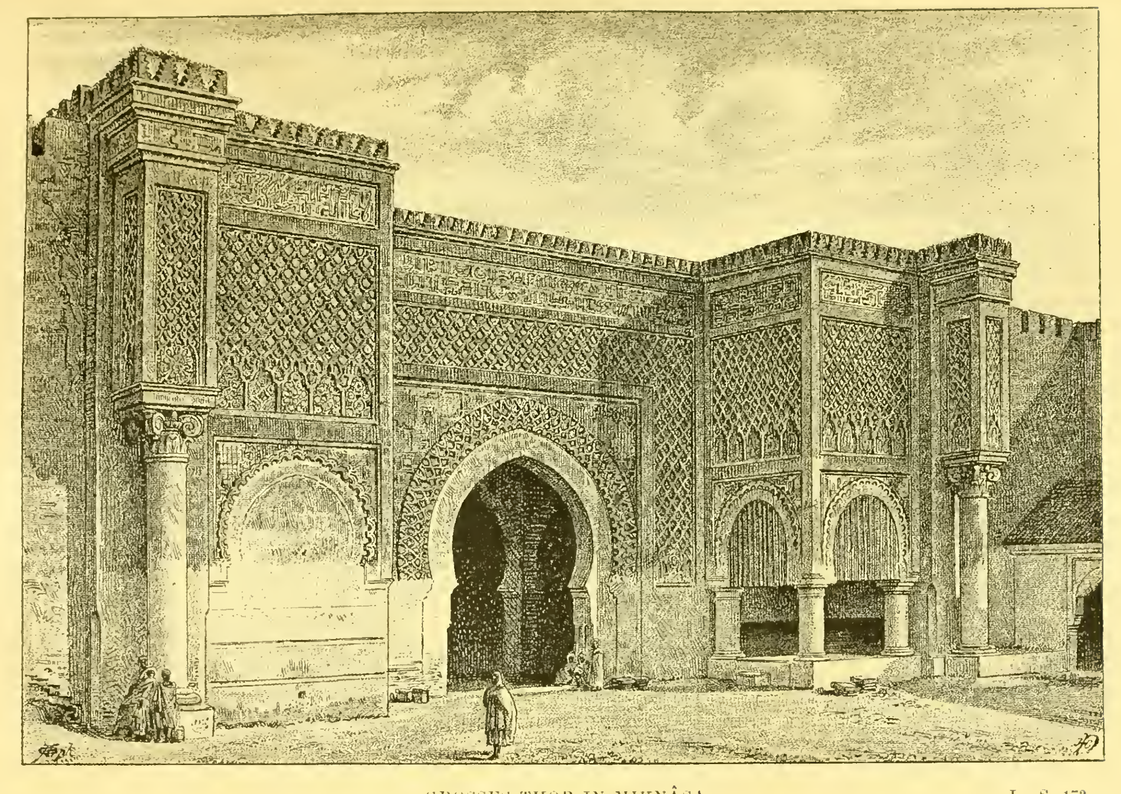
die Negersklaven sowie die Weiber sind wie toll; sie zerreissen die ihnen in den Weg kommenden Thiere, Hunde, Schafe, Ziegen und fressen das Fleisch roh auf; ja es soll schon vorgekommen sein, dass in Miknâs auf diese Weise Menschen zum Opfer gefallen sind — und das alles zur Ehre Allah's und des Propheten. Nirgends zeigt sich die Bestialität des Menschen so wie an diesen mohammedanischen Festtagen in Miknás.



Fig. 8. Araber der Sekte Es-Senusi.

Was die oben erwähnte Sekte des Es-Senusi betrifft, so ist dieselbe über ganz Nordafrika verbreitet und besitzt Zaujas von Aegypten bis nach Marokko und tief in das Innere Afrikas hinein. Si-Senusi, der Vater des jetzigen Oberhaupts der Sekte, Mohammed es-Senusi, begann seine Thätigkeit in den funfziger Jahren dieses Jahrhunderts. Als er sah, dass die ägyptische Regierung, unter dem Ein-

fluss der europäischen Vertreter, sein Beginnen mistrauisch betrachtete, floh er nach Barka und gründete in Gebel-el-Akdar bei Benghasi die erste Zauja. Aber auch hier fühlte er sich nicht sicher genug; er zog tief in die Wüste und gründete in der Oase Dscherbub die Centralzauja, von wo aus nun eine lebhafte Agitation begann. Er wollte den etwas degenerirten Islam reformiren und den alten strengen Quranglauben wiederherstellen. Zu dem Zweck schickte er seine Anhänger in ganz Nordafrika umher und liess überall Zaujas errichten. Nach dem bereits 1860 erfolgten Tode Si-Senusi's übernahm dessen Sohn, das gegenwärtige Oberhaupt, die Leitung und setzte mit neuen Kräften das Werk seines Vaters, um den sich nach und nach ein gewaltiger Nimbus verbreitet hatte, fort, sodass der Orden überall in der mohammedanischen Welt Afrikas den grössten Einfluss besitzt. Die stramme Disciplin, die bedeutenden Geldsummen und die Rücksichtslosigkeit der Mittel zur Erreichung des vorgeschriebenen Zwecks lassen diesen Es-Senusi-Orden zu einer der gefährlichsten Brüderschaften werden, in der die europäische Civilisation wol ihren heftigsten Gegner in Nordafrika sehen muss. Während meiner Reise durch Marokko begegnete ich mehrfach Mitgliedern dieses Bundes, zerlumpte Gestalten, mit stierem, wildem Gesichtsausdruck, deren Erscheinen allein genügt, um Schrecken zu verbreiten. Sie treiben sich bettelnd im Lande herum, und wehe dem, der ihr Begehren nicht erfüllt. Ich erinnere mich, wie einmal einer dieser blöd-fanatischen Strolche mit einer Lanze auf mich zukam und stürmisch Geld verlangte. Er war mit dem Geschenk nicht zufrieden, fiel dem Pferde in die Zügel, drohte mir mit seiner Lanze und konnte nur mühsam von meiner Begleitung beiseite geschafft werden. Wer es nun wagen sollte, in begreiflichem Unmuth über diese Zudringlichkeit, gegen einen solchen Bettler gewaltsam vorzugehen, thäte sehr übel daran, und



GROSSES THOR IN MIKNÂSA.

I. S. 173.



nicht einmal die Behörden des Landes könnten in einem solchen Falle den Fremdling vor der Wuth des leichterregbaren Volkes retten.

Am Morgen des 20. Januar schickte mir der Gouverneur vier gesattelte Maulthiere und einige Machazini, um mir Gelegenheit zu geben, mich in der nächsten Umgebung der Stadt umzusehen. Meine beiden Dolmetscher und einer der marokkanischen Diener, Ibn Dschelul, begleiteten mich.

Ausserhalb der eigentlichen Stadt beginnt eine Stadt für sich, das geradezu riesige Residenzquartier, wohin man durch einige prachtvolle, von Zinnenthürmen über starken kurzen Säulen flankirte Thore gelangt. Diese architektonischen Wunderbauten mit prachtvollen Majolikafliesen und einer reizend verschlungenen Decoration bezeugen, wie hoch entwickelt hier der Kunstsinn war, und andererseits auch, wie stumpfsinnig und gleichgültig die heutige Bevölkerung ist, indem man diese Prachtbauten verfallen lässt, ja die untern Partien schon weiss überkalkt hat. Es ist schwer, die sogenannte Residenz zu beschreiben. Ein Complex von ungeheuern öden Flächen, durch Mauern voneinander getrennt, über die hier und da die Thürme von Moscheen oder die Dächer von Wohnhäusern hervorragen, in einer Ausdehnung, dass man Stunden braucht, um das Ganze zu umreiten, so stellt sich dieses Quartier auf den ersten Blick dar. Reitet man mehr in demselben herum, so findet man in dieser so trostlosen, scheinbar öden Fläche verfallene Paläste inmitten reizender üppiger Gärten versteckt, grössere Lustgärten, Wildparke mit Straussenzucht, Antilopen u. s. w., grosse Marställe mit prachtvollen Pferden, ganze Dörfer mit den Wohnhäusern der Sklaven, feste Thürme, die als Schatzhäuser dienten, Aquäducte und endlich ein enorm ausgedehntes und äusserst complicirtes System von unterirdischen ausgemauerten Gängen, die als Vorrathsmagazine für die dem Sultan gehörigen Massen von Getreide dienen.

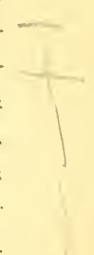
Es ist unmöglich, dass diesem ganzen Complex von riesigen Plätzen und hohen Mauern mit den grossen hufeisenförmigen Thoren irgendein Plan zu Grunde liege. Es haben offenbar im Laufe der Jahrhunderte die verschiedenen Sultane in launenhafter Weise angebaut; der nächstfolgende Herrscher liess das erste Bauwerk stehen und errichtete ein neues, das vielleicht nur halb fertig wurde, und so entstand jenes Residenzquartier, das fast eine Quadratmeile umfasst. So weit das Auge reicht, heben sich immer wieder die hohen gelben Mauern vom Horizont ab; stellenweise dienen dieselben jetzt wenigstens als Gartenmauern für Olivenpflanzungen. Ganz in weiter Ferne erblickt man mächtige Ruinen; man erzählt in Miknâs, es seien die Reste einer ganz enormen Mauer, die ein mächtiger Sultan einst habe bis nach Marrakesch, der ehemaligen Residenz, führen wollen, so hoch und fest, dass kein Feind dieselbe zerstören, und so breit, dass bequem und sicher Karavanen zwischen Miknâs und Marrakesch hätten auf derselben verkehren können! An einer Stelle ist der Boden bedeckt mit prachtvollen Säulen und Capitälen von Marmor, die der grausame Sultan Muley Ismael hat aus Italien kommen lassen, um sie zum Bau eines Palastes zu verwenden. Jetzt liegen sie in dem Lehmboden, mit Schmuz bedeckt, vielfach zerbrochen, und kein Mensch kümmert sich darum. Nirgends aber tritt uns der Verfall in so crasser Gestalt entgegen wie auf dieser classischen Trümmerstätte, wo einst übermächtige Sultane eine kurze Blütezeit der Kunst und Wissenschaft hervorzuzaubern wussten, die aber gleichzeitig mit ihnen wieder zu Grunde ging.



Der gegenwärtige Sultan Muley Hassan residirt nie in Miknâs, er berührt nur die Stadt auf seinem jährlichen Zuge von Fâs nach Marrakesch. Aber noch sind die Hauptgestüte desselben in Miknâs, in denen die sogenannten edeln Berberrosse rein gezüchtet werden; in der Regel bekommt

der Gesandte eines europäischen Staats, der dem Sultan seine Aufwartung macht, ein solches Pferd zum Geschenk. Die grossen unterirdischen Getreidemagazine scheinen heutzutage auch nicht mehr benutzt zu werden, denn ich fand die meisten leer und die Decke von oben vielfach eingebrochen; sie müssen eine ganz bedeutende Ausdehnung haben, denn man reitet lange auf dem hohlklingenden Boden herum. Als im Jahre 1878 die furchtbare Hungersnoth in Marokko herrschte, wobei viele Tausende von Menschen effectiv verhungert sind, soll man den Sultan vergebens angefleht haben, die Magazine zu öffnen und das Getreide zu vertheilen. Als schliesslich die Noth derart war, dass er dazu gezwungen wurde, fand sich, dass ein grosser Theil der Tausende von Centnern fassenden Getreidemengen verfault war!

Der jetzige Sultan scheint auch deshalb nicht besonders gern nach Miknâs zu gehen, da sich dort, und besonders in den Ortschaften des nahe gelegenen Zarhungebirges, noch zahlreiche einflussreiche Personen finden, die heftige Gegner der Dynastie der Filali sind und als Anhänger der alten verehrten Herrscher aus dem Hause der Idriden, einer angesehenen Scheriffamilie, dem jetzigen Sultan sogar das Recht bestreiten wollen, sich Scherif, d. i. Abkömmling des Propheten, zu nennen. Gerade aber nur dadurch, dass Muley Hassan auch als grosser Scherif angesehen wird, der sogar höher in Achtung steht als der Chalif in Stambul, vermag derselbe auch die weltliche Macht über das ausgedehnte und aus so vielen Elementen zusammengesetzte marokkanische Reich zu behaupten.



Vielfach bekannt ist die Sage von dem ungeheuern Geldschatz, der in Miknâs hinter festen Thüren und Thoren vergraben liege. Es dürfte kaum einem Reisenden gelingen, darüber vollständig die Wahrheit zu erfahren. Zunächst ist Eins wol gewiss, dass im Laufe der Zeit die Sultane

ungeheuere Mengen von Baargeld aufgehäuft haben müssen, da sie doch stets jährlich Geld eingenommen und ganz unbedeutende Summen ausgegeben haben. Das ist heute noch so in Marokko. Der Sultan allein (denn einen Staatsschatz gibt es nicht) nimmt jährlich gewiss mehrere Millionen ein, wovon nur die Ausgaben für seinen Hofhalt und eine Anzahl Pensionen für Günstlinge, Verwandte und theologische Schulen und Stiftungen bestritten werden. Die Ausgaben für Beamtengehalte sind fast gleich Null, da die Beamten auf die Aussaugung ihrer Provinzen angewiesen sind, und die kleine reguläre Macht kostet sehr wenig. Für das Land aber, für Strassen, Brücken, Spitäler, Gefängnisse u. s. w. wird einfach gar nichts ausgegeben. Die infolge des Kriegs mit Spanien contrahirte Staatsschuld ist fast ganz abgetragen durch die Zölle, von denen seit jener Zeit Spanien die Hälfte für sich behält. Es muss also jedes Jahr eine gewisse Summe baaren Geldes zu den seit langer Zeit vorhandenen Schätzen hinzukommen. Diese letztern nun sollen seit den ältesten Zeiten in Miknâs in Verwahrung liegen und hat sich um dieselben ein ganzer Mythus gebildet. Hinter dreifachen eisernen Thüren gelange man, nachdem das von hohen und dicken Mauern umgebene Schatzhaus erreicht ist, in einen dunkeln Gang, an dessen Ende ein Saal sich befinde, von wo aus man durch eine Fallthür in die unterirdische Schatzkammer gelange. Das Haus selbst wird von 300 Negersklaven bewacht, die nie lebend dasselbe verlassen dürfen, ein lebendiges Grab, und nur einmal im Jahre käme der Sultan oder einer seiner Getreuen, um neues Geld zu dem alten Haufen zu werfen. Dem Sultan und seinen Günstlingen liegt natürlich daran, den Schatz mit möglichstem Zauber zu umgeben, und die Bevölkerung ist sehr empfänglich für etwas Derartiges. Späterhin soll nun der Schatz an mehrern Orten aufbewahrt worden sein, sodass jetzt ein Theil in Miknâs, ein anderer

in Fâs, der grösste Theil aber in der südlich des Atlasgebirges gelegenen Oase Tafilalet, dem Stammlande der Filali, verborgen sei. Es scheint mir das Wahrscheinlichste, dass das wenn auch nicht so ganz enorme, aber doch immerhin bedeutende Vermögen des Sultans in Tafilalet in Sicherheit gebracht ist. Kommen doch immer mehr Europäer nach Marokko, und im Fall einer kriegerischen Verwickelung ist ja eine Besetzung von Fâs und Miknâs nicht absolut ausgeschlossen. Jeder aber, der Miknâs besucht, wird zweifellos mit all den Fabeln tractirt, die sich an den Schatz des Sultans und die 300 eingemauerten Schwarzen im Laufe der Zeit gebildet haben. Die sogenannte „schwarze Garde“, ein Theil der regulären Armee des Sultans, die fast ausschliesslich aus Negern bestand und die sich durch ihre wilde Tapferkeit und Grausamkeit auszeichnete, hatte ihren Sitz in Miknâs.

Der Aufenthalt in Miknâs gehört mit zu den angenehmsten Erinnerungen an Marokko, und nicht wenig trug dazu bei die reizende Lage meiner Wohnung inmitten eines üppigen Gartens von Orangen, Jasmin und Rosen.

Wenn wir an den milden Abenden und Nächten auf der Terrasse des Hauses lagen, und die klagenden Töne einer einsamen Nachtigall aus dem blüten- und blumenreichen Garten heraufklangen, wenn dann maurische Freunde ihre Erzählungen begannen von der frühern Pracht und Grösse der Stadt, von grausamen Sultanen, die das Volk bedrückt, und von mächtigen Herrschern, die der Schrecken der Christenheit waren, wenn sie auf ihren primitiven Instrumenten in monotonen Weisen, aber feurigen Worten die Schönheit der Mädchen und Frauen von Miknâsa besangen — und Miknâsa ist in Marokko berühmt in dieser Richtung — dann glaubten wir uns in ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht“ versetzt. Ich vergass vollständig, dass ich mich an einem Orte befand, der mit Recht seiner christen-

feindlichen Bevölkerung wegen berüchtigt ist; ich sah nur die Schönheit der Natur, das Originelle der Umgebung, und halb betäubt von den Düften der Jasmin- und Orangenblüten gab ich mich nur dem Genusse des Augenblicks hin, ohne jener fanatischen Bettler von der Sekte der Es-Senusi zu gedenken, deren wildes Geheul manchmal in schauerlichen Tönen von den milden Abendwinden zu uns herübergetragen wurde.

Am 22. Januar 1880 verliessen wir das mir so lieb gewordene Miknâs. Unser Reiseziel war Marrakesch, die grosse ehemalige Sultansresidenz, die südwestlich von hier aus gelegen ist. Der directe Weg aber führt durch sehr unsichere Gebiete; rebellische Berberkabylen bewohnen die Vorberge des Atlas und unternehmen häufig Streifzüge nach Norden, sodass selten jemand diesen geraden Weg einschlägt. Selbst der Sultan wählt die längere Route über Rabat. Wir mussten also in rein westlicher Richtung ziehend erst den Atlantischen Ocean zu erreichen suchen; da ich aber vorher die nicht weit von Miknâs gelegenen römischen Ruinen besuchen wollte, so mussten wir zunächst einen nördlichen Curs einschlagen.

Der Weg führte durch ein hügeliges Vorland, in dessen Thälern kleine Bäche das wohlbebaute Land befruchteten. Dem Südabhange des Gebel Zarhun entspringend vereinigen sich diese kleinen Wasserläufe — Wad Bur, Wad Seschara, Wad Zarhun und Wad Gimgima — mit dem grössern Wad Rdum, der, nordwestlich fliessend, späterhin sich mit dem Sebu, dem Hauptstrome Marokkos, vereinigt. Wir bemerkten unterwegs an einer Stelle eine Masse herumliegender wohlbehauener Quadersteine, die aber nie verwendet worden zu sein scheinen. Allerhand Mythen knüpfen sich an diese Reste, und die Marokkaner sagen von ihnen, der Teufel habe sie dahin gebracht. Vielleicht war hier ein

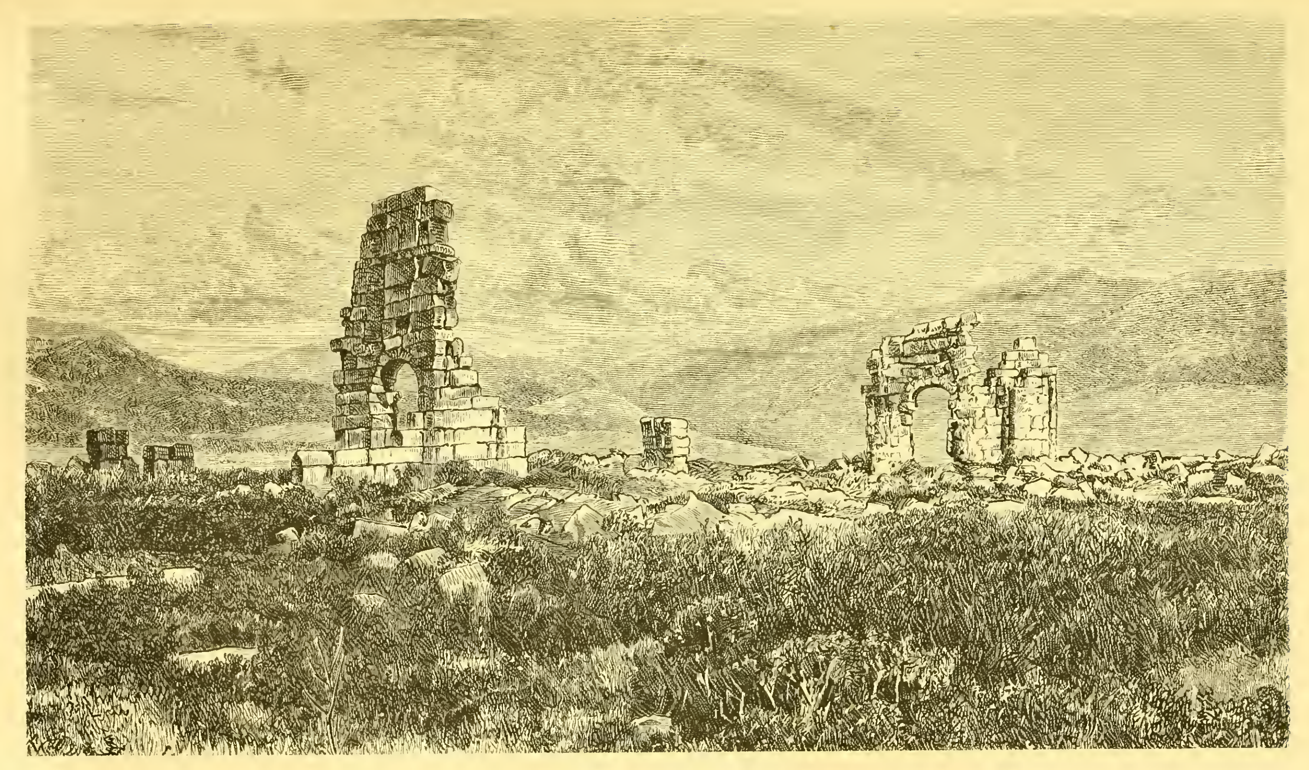
Arbeitsplatz aus der Zeit, als die Römer hier festen Fuss gefasst hatten.

Wir hielten in einem der Längsthäler in der Nähe eines kleinen Dorfes, von wo aus wir nur noch eine kurze Strecke zu den Qasr-el-Faraun (Burg des Pharao) genannten Ruinenfelde hatten. In höchstens einer halben Stunde Entfernung erblickten wir die pittoresk im Gebirge gelegenen weissen Häuser und Kuppeln von Heiligengräbern der Zauja Muley Idris Akbar, wo dieser bedeutendste Herrscher Marokkos und grosse Heilige begraben liegt. Noch nie hat ein Ungläubiger diesen Ort betreten; selbst Rohlfs, der doch sehr geschickt seine Maske als Moslemim spielte, durfte nicht dahin. Mit Hülfe des mir vom Sultan ausgestellten Briefes wäre es endlich möglich gewesen, auch dieses Städtchen zu besuchen, aber ich wollte nicht absichtlich in brüsker Weise den Fanatismus der Leute provociren und dadurch dem Gouverneur von Miknâsa, der mich so liebenswürdig bewirthet hatte, Verlegenheiten bereiten. Ausserdem gehört politisch das Zarhungebirge mit seinen Ortschaften noch zum Bezirk des Gouverneurs von Fâs, sodass ich allenthalben nur Scherereien gehabt haben würde. Die Landbevölkerung in der Umgebung von Miknâsa gehört zur Kabyle Dschirwan, aber es finden sich unter denselben auch zahlreiche Berber, Scheluh.

Die Ruinen befinden sich auf dem flachen Rücken eines Hügels, der dicht mit Gräsern, Disteln und allerhand Unkraut bewachsen ist, sodass die meisten Reste ganz überwuchert sind. Zuerst gelangt man an eine grosse, gegen 30 Fuss hohe Mauer, woran sich rechtwinkelig ein Stück niedriges Mauerwerk anfügt. In diesem letztern öffnet sich nach Westen zu ein grosser Rundbogen, von dem aber nur ein kleiner Theil erhalten ist. Alles ist aus grossen Quadersteinen zusammengesetzt, die allem Anschein nach ohne Mörtel aneinandergefügt sind.

Weiterhin stösst man auf eine zweite Ruine, die mit den gegen 40 Schritt entfernten Bauresten ein architektonisches Ganzes gebildet haben dürfte. Der Chronist der im Jahre 1878 ausgesendeten deutschen Gesandtschaftsreise, deren Mitglieder auch diesen Punkt besucht haben, berichtet hierüber mit folgenden Worten: „Es ergibt sich deutlich, dass diese beiden zu einem gemeinsamen architektonischen Ganzen gehören. Es wurde mir zweifellos, dass es die Gestalt einer dreischiffigen Basilika gehabt haben muss, deren Längsachse von Süd nach Nord gerichtet war. Das Mittelschiff öffnete sich nach dem Eingang und Ausgang hin mit einem rundbogigen Thor von 15 Schritt Breite. An den innern Wandseiten dieser Thore traten korinthische Halbsäulen heraus. Ein 4 Schritt breiter Wandpfeiler trennte dieses Mittelportal von den ebenfalls je 4 Schritt breiten kleinern Rundbogenthoren des östlichen und westlichen Seitenschiffs. Eine starke Mauer mit kräftig ausladendem Gesims schloss den Bau an der östlichen und westlichen Langseite ab. Im Innern waren die Seitenschiffe von dem Mittelschiff wie es scheint durch Reihen uncannelirter korinthischer Säulen gesondert. Vor dem nördlichen und dem südlichen Ausgange befand sich noch je eine Vorhalle von 7 Schritt Tiefe.

„Was von diesem stattlichen, wenn auch in den Verhältnissen wie in der Ausführung bereits ziemlich plumpen und rohen Bauwerk aus der römischen Decadence aufrecht steht, ist ein Stück der südlichen Vorhallenmauer, das südliche wie das nördliche Bogenportal des westlichen Seitenschiffs, ferner einige Quaderlagen von den Mauerpfeilern der entsprechenden Süd- und Nordportale des östlichen Seitenschiffs und der grossen Mittelthore mit den kurzen Stümpfen und Basen der Halbsäulen. Jene beiden nach oben sitzenden Rundbogen sind durch das allmähliche seitliche Ausweichen der Mauerpfeiler und den Druck der noch darüber-



RUINEN VON VOLUBILIS.

I. S. 180.



liegenden Quadern fast zur Form von Korbhenkelbogen herabgedrückt. Die langen Aussenwände sind, sei es durch Erdbeben oder durch die allgemeine Lösung aller Fugen des ganzen Baues, nach aussen hin zusammengestürzt. Die Trümmer des westlichen wurden verstreut und vertragen; die des östlichen liegen meist, Quader für Quader, bis zum Gebälk noch so beisammen, dass ihr einstiger Zusammenhang nur geknickt, aber kaum stellenweise durch Lücken unterbrochen erscheint. In dem von Disteln überwucherten Trümmerfelde zwischen dem Nord- und Südende der Halle und aussen ringsumher liegen zwischen den oblongen Blöcken Fragmente von Säulenschäften und korinthische Capitäle, deren Acanthusblätter aber nur in der allgemeinen Form aus dem Rohen gemeisselt sind." Unter dem Boden sollen sich ausgedehnte Keller befinden, und es wird sogar erzählt, dass man früher dort grosse Gold- und Silberschätze gefunden habe.

Wie erwähnt, nennen die Araber die ihnen unverständlichen Bauwerke „Qasr-el-Faraun" (Burg des Pharao), ein Name, der übrigens auch in andern arabischen Ländern für Bauwerke von grossen Dimensionen und unbekannter Herkunft gegeben wird. Unter Pharao verstehen die Araber noch immer einen übermächtigen Fürsten, der so grossartige Bauwerke aufführen lässt, dass Menschenhände dazu allein nicht genügen, sondern die Hülfe überirdischer Wesen in Anspruch genommen werden muss. Auf der Arabischen Halbinsel finden wir gleichfalls den Namen Qasr Faraun. So nämlich bezeichnen die Bewohner des Wad Musa einige in der Nähe der alten Stadt Petra gelegene Mauerwerke und schreiben deren Ursprung einem ägyptischen König zu. Petra war die alte Hauptstadt der Nabatäer im Peträischen Arabien; mit Kazneh-el-Faraun bezeichnen die jetzigen Bewohner einen angeblichen grossen Schatz, der sich in einer Urne finden soll, welche

den Gipfel der verzierten Façade eines Felsentempels krönt; dieser grosse Schatz soll auch von einem Pharao herrühren; man sieht an der gegen 100 Fuss vom Boden erhabenen Krone Spuren von Flintenkugeln, da die jetzt dort lebenden Araber dieselbe durch Schüsse zu zertrümmern suchten.

Die geringen bisher bekannten Reste in unserm marokkanischen Qasr Faraun lassen nicht erkennen, was dieselben vorstellen; wir wissen nicht, ob es ein Tempel war, oder ein Gerichtsgebäude, oder was immer. Wenn einmal Fachleute den Platz gründlich untersuchen und all die Massen von Unkraut wegschaffen lassen wollten, so würden sich wahrscheinlich Anhaltspunkte finden. Dazu ist aber eine specielle Erlaubniss des Sultans nöthig und auch ein genügender militärischer Schutz, um vor der leicht erregbaren Volksmenge in den benachbarten heiligen Städten gesichert zu sein. Dagegen findet man in der Nähe noch einzelne mit Inschriften versehene Steine, aus denen mit Sicherheit hervorgeht, dass das Ganze zur Zeit des Kaisers Domitian zu dem römischen Municipium Volubilis gehört hat. Dieser Ort ist längst bekannt aus dem Antoninischen Itinerarium, aber man glaubte lange Zeit hindurch, Volubilis habe sich an der Stelle des heutigen Fâs befunden. Jetzt weiss man, dass es zwei kleine Tagereisen davon gelegen war.

Man hat mehrere meist oblonge Steine von verschiedener Grösse mit Inschriften gefunden; freilich sind die meisten Steine zerbrochen und die Inschriften zum grossen Theil verwischt. Den Archäologen sind gewiss schon längst die wenigen Inschriften, die bisher gefunden worden, bekannt; bei einer genauern Untersuchung des Orts wird man übrigens gewiss noch mehr Derartiges finden. Dass auch hier Grabstätten waren, geht wol aus folgender fragmentarischen Notiz hervor, von der ich nicht weiss, ob sie schon bisher bekannt war. Auf einem zerbrochenen Stein fanden sich folgende Worte:

M FABIO LIIICI
ROGATO ANXVII
VRBS CRISTVS
PATER
FILIO PIISSIMO POS

Wenn die Bevölkerung Marokkos weniger fanatisch und mistrauisch wäre, liessen sich in diesem Lande gewiss noch manche archäologisch wichtige Beobachtungen machen. Die Römerherrschaft ist tief ins Land hineingegangen; aber es muss auch berücksichtigt werden, dass die Mauren jedes nicht von ihnen errichtete Bauwerk als von den Rumi herrührend bezeichnen. So fand ich mitten im Atlasgebirge alte Mauern, die Qasr-er-Rumi genannt wurden, ja selbst einige hoch auf einem Berge bei Fum-el-Hossan, am Nordrand der Sahara gelegene Ruinen wurden von der Bevölkerung den Römern zugeschrieben. Im nördlichen Marokko wird wol manches Bauwerk, das portugiesischen Ursprungs ist, fälschlich als römisch bezeichnet.

In einem im Jahre 1814 erschienenen Buche von Jackson: „Account of the Empire of Marocco“, findet sich übrigens noch folgende merkwürdige Stelle: „Der Vater des Sultans Sliman baute einen prächtigen Palast an den Ufern des Flusses von Tafilalet; die Säulen bestehen aus Marmor und viele von ihnen wurden über den Atlas geschafft, nachdem man sie von dem Ruinenfeld Qasr Faraun bei dem Grabmal des Muley Idris Zerone aufgelesen hatte.“ Auch erzählen die Araber, dass früher grosse Schätze hier aufgefunden worden sind. Die Schatzgräberei ist in Marokko sehr beliebt und gern beschäftigt sich die Phantasie der Bevölkerung mit fabelhaften Schätzen, die stellenweise verborgen sein sollen. Es liegt diesem Glauben sicherlich die Thatsache zu Grunde, dass es vielfach Sitte gewesen war, die auf irgendeine Weise erworbenen Reichthümer zu verbergen, um dieselben vor der Habgier der allmächtigen Sultane und deren Vertreter zu sichern.

SECHSTES KAPITEL.

REISE NACH SELÂ UND RABAT.

Die Kabyle Eschrarda. — El Gharbia. — Bittgesänge. — Wad Rdum. — Beni Hessêm. — Korkeichenwald el Mamora. — Noth und Unzufriedenheit. — Die Scheluh. — Selâ. — Ein Mekka-Bettler. — Sandbarre. — Schlechte Häfen. — Piraten. — Name von Selâ. — Rabat. — Teppichfabrikation. — Handel und Industrie. — Schlechter Hafen. — Zwei Abenteurer. — Französische Instructoren. — Schöne Umgebung von Rabat. — Alte Ruinen. — Der Thurm des Hassan. — Wochenmärkte in Rabat.

Am Morgen des 23. Januar 1880 verliessen wir die heiligen Stätten am Zarhungebirge. Unsere Freunde aus Fâs blieben zurück und nahmen einen rührenden Abschied, indem sie den Segen Allah's für unser ferneres Unternehmen herabflehten. Wir wandten uns nordwestlich und hatten bereits gegen Mittag die westlichsten Ausläufer des Zarhungebirges hinter uns. Dieselben bestehen aus mächtigen Ablagerungen eines der Tertiärformation angehörigen Sandes, der stellenweise zu Bänken dichten Sandsteins erhärtet ist. Wir passirten einige Zeltdörfer (Duars) ohne uns aufzuhalten; die Bevölkerung war zum grossen Theile abwesend, theils mit Ackern beschäftigt, theils bei den Heerden von Schafen, Ziegen und Rindern. Eine schmale Pforte führt zwischen den hohen und steilen Sandsteinwänden hinaus in die ungeheuere Ebene, die el Gharb genannte Landschaft, die sich in westlicher Richtung bis an den Atlantischen Ocean aus-

dehnt und weit nach Süden reicht. Die enge Schlucht, welche aus dem Gebirge führt, heisst Bab-el-Dschuka. Nach einer Stunde erreichten wir die Qasbah Sidi Kasem mit einer Moschee; der Amil des Districts hält sich aber in der Regel nicht hier auf, sondern eine halbe Stunde weiter westlich, wo mitten in der Ebene eine Anzahl Duars errichtet sind. Nicht weit hiervon ist die Niederlassung Sidi Said und dicht dabei wohnte Kaid Hamid-es-Serara, wo wir hielten und die Zelte errichteten. Es ist dies ein Zweig der grossen Kabyle Eschrarda. Die Bevölkerung war nicht besonders freundlich, da sich erst kurz vorher hier sehr unangenehme Scenen ereignet hatten, in denen ein Mitglied der französischen Legation in Tanger eine Rolle spielte. Demselben soll hier die Summe von 120000 Francs gestohlen worden sein, und der Amil der Gegend war nun mit der Hereinbringung des Geldes beschäftigt, sodass die Bevölkerung im höchsten Grade erbittert war. Man behauptete nämlich, es sei gar nicht wahr, dass dem betreffenden Herrn diese Summe abhanden gekommen sei; da aber Europäer, besonders Mitglieder von Gesandtschaften, in Marokko stets recht erhalten gegenüber den Eingeborenen, so ordnete der Sultan an, dass die Kabyle diese Summe ersetzen solle. Der Amil ging nun mit grosser Strenge vor, und die an und für sich arme Bevölkerung musste durch Verkauf von Thieren und Getreide die Gelder herbeischaffen. Da nun baares Geld fast ausschliesslich in den Händen der Juden ist, so mussten, wie immer, auch jetzt diese in Anspruch genommen werden. Natürlich tragen solche Fälle nicht dazu bei, den Fremdling in Marokko beliebt zu machen, und jeder Reisende wird mistrauisch angesehen, da man fürchtet, durch ihn in unangenehme Lagen zu kommen. Die schwache Regierung des Landes aber sucht alle Complicationen mit europäischen Mächten, besonders mit England, Spanien oder Frankreich, zu vermeiden, und gibt lieber ihren eigenen

Unterthanen unrecht, um nur Ruhe zu haben. Eine halbe Stunde nördlich von unserm Lagerplatz befindet sich ein Zauja, ein heiliger Ort, wie sie in Marokko ausserordentlich häufig sind; es ist das Grabmal des Sidi Muhamed ben Hamid. Aeusserlich werden diese Plätze immer gut gehalten und das kleine mit einer Kuppel versehene Gebäude war glänzend weiss angestrichen, sodass es weithin sichtbar war.

Die Gegend ist nicht sehr sicher, da die in den nach Südwesten zu liegenden Bergen lebenden Berber häufig Einfälle in die fruchtbare Ebene machen, um Pferde zu stehlen. Ackerbau, Pferde- und Viehzucht stehen in dieser Landschaft in höchster Blüte, und el Gharbia versorgt ganz Marokko mit Getreide. Der völlig steinlose Boden ist mit einer äusserst fruchtbaren Ackerkrume bedeckt und wird von zahlreichen kleinen Bächen durchzogen, die dem Sebu, dem Hauptstrom Marokkos, angehören. In der Nähe unsers Lagerplatzes hatten wir den Wad Rdum, der am Südgehänge des Zarhungebirges entspringt, erst westlich, dann nördlich fliesst und nach einer neuerlichen Wendung des Laufes nach Westen sich wenige Meilen oberhalb der Mündung des Sebu mit diesem vereinigt. Hier in diesem el Gharb liegt der Keim der marokkanischen Macht; wenn die Ernte gut ausfällt, so befindet sich das Land wohl, die Steuern gehen ein, die Bevölkerung hat Vorräthe und Geld, und infolge dessen gehen auch Handel und Gewerbe in die Höhe. Umgekehrt, wenn in einem Jahre der Regen ausbleibt und infolge dessen Misernte eintritt, leidet der ganze Staat unter Hungersnoth. So war es im Jahre 1878 gewesen, und viele Tausende von Menschen sind damals umgekommen. Wir hatten seit gestern bedeckten Himmel, und als wir durch die einzelnen Duars zogen, waren wir erstaunt über die lebhafte Bewegung unter der Bevölkerung. Frauen und Kinder zogen in langen Processionen tanzend und singend umher, die Männer besuchten

die Zaujas oder ihre Gebetplätze, um den Segen des Himmels, nämlich Regen, zu erflehen. Der Erfolg war auch augenscheinlich. Gegen Abend brach ein heftiges Gewitter los und die Freude und der Jubel waren allgemein. Die ganze Nacht dauerten die Tänze und Gesänge, Gewehrsalven krachten zur Feier dieses freudigen Ereignisses und überall sah man frohe Gesichter. Es ist erstaunlich, wie bei der höchst primitiven Bearbeitungsmethode der Boden so ausserordentlich ergiebig ist, nur Wasser muss genügend da sein.

Der Tag war ziemlich heiss gewesen, nachmittags gegen 3 Uhr hatten wir 25° C. im Schatten, und infolge der Abkühlung verbrachten wir einen herrlichen Abend in unsern Zelten. Der Ortsvorsteher schickte eine reichliche Muna und nicht weniger als acht bewaffnete Männer zur Wache, die sich in einem grossen Kreis um unser Zeltlager postirten. Die Unsicherheit der Gegend verlangte diese Vorsicht, und der Bevölkerung des Duars selbst war nicht recht zu trauen. Da nun der Vorsteher stets verantwortlich ist für das, was einem Reisenden, der mit Empfehlungen des Sultans kommt, geschieht, so schickte derselbe eine ausgiebige Wache, um allen spätern Verlegenheiten enthoben zu sein.

Diese ackerbauende Landbevölkerung Marokkos ist in vielfacher Beziehung von den Städtebewohnern, den sogenannten Mauren, die keine reinen Araber mehr sind, verschieden. Die kräftigern Bauern sehen auch mit Verachtung auf die verweichlichten Bewohner der grossen Städte herab; sie können sich nicht an das Wohnen in geschlossenen Häusern gewöhnen, sondern ziehen ihre offenen Zelte vor. Dieselben sind niedrig, breit und bestehen aus einem dicken, dunkelbraunen Stoff, der aus Kamelwolle hergestellt wird. In den einzelnen Duars finden sich auch keine Juden; nur in der Qasbah des Amils eines jeden Districts halten sich einige Familien auf.

Am folgenden Morgen, als wir die Zelte abbrachen, war

noch recht bedeckter Himmel und Regen voraussichtlich zu erwarten. Wir wandten uns zunächst westwärts und durcheilten den etwas angeschwollenen Wad Rdum; es war nicht so leicht, die schwerbepackten Lastthiere die steilen aufgeweichten Lehmufer hinab- und auf der andern Seite des Flusses wieder heraufzubringen. Gegen 11 Uhr hielten wir in der Ortschaft Sidi Gedar. Charakteristisch für die officielle Gastfreundschaft, der sich der europäische Reisende nicht entziehen kann, war hier Folgendes. Wir wurden vom Kaid aufgefordert, in seinem Orte zu bleiben und erst morgen weiter zu ziehen; er wollte uns eine Muna herrichten lassen, was aber erst gegen Abend möglich war. Da wir aber gern weiter wollten, so schlug ich das Anerbieten ab; der Kaid aber, da ihm so die Gelegenheit genommen war, uns zu bewirthen, gab uns als Zehrpfennig baares Geld (3 spanische Duros, circa 15 Francs) und wir mussten es annehmen!

Von hier aus bog sich der Weg nach Westen und betraten wir bald das Gebiet der grossen Kabyle Beni Hessêm, die sich bis an den Ocean erstreckt. Nach Ueberschreitung des kleinen Wad-el-Bet erreichten wir in südöstlicher Richtung weiter ziehend schon nach 3 Uhr das Dorf des Kaid Absalom Benkao, wo wir anfangs nicht mit besonders freundlichen Gesichtern empfangen wurden. Es ist ein sehr grosses Duar, d. h. ein grosses Quadrat, dessen Seiten die Zelte der Bewohner bilden; in der Mitte befindet sich ein etwas besseres Zelt mit Hecken umgeben, die Wohnung des Kaid, daneben ist ein altes Zelt für die Gefangenen, die in Ketten lagen. Hieran schliesst sich ein von einem tiefen Graben umzogenes Quarré, das als Lagerplatz für die durchziehenden Karavanen dient. Der Ort liegt an dem Hauptweg zwischen Fâs und Rabat und wird sehr viel von Reisenden als Nachtquartier benutzt. Daher sind denn der Kaid und die Bewohner sehr oft genöthigt, die Muna liefern zu müs-

sen. Mit uns zu gleicher Zeit zog eine stattliche Karavane ein, ein Vetter des Sultans mit einem grossen Gefolge; auch er liess sein Zelt an dem dafür bestimmten Platz aufschlagen. Während seine Sklaven mit dem Herrichten desselben beschäftigt waren, liessen er und sein Chalif die kleinen Gebetteppiche ausbreiten und sie hielten das Abendgebet ab; dann verschwanden sie im Zelt und liessen sich nicht mehr blicken. Einige Frauen, die sich unter der Karavane befanden, suchte man sorgfältig unsern Blicken zu entziehen.

Der tiefe Graben war zu dem Zweck gezogen, damit während der Nacht die Thiere nicht davonlaufen; das ist übrigens ohnehin schon schwer, da man eine lange eiserne Kette über den Boden zu ziehen und mit zwei Bolzen zu befestigen pflegt; die Pferde werden dann mit geschlossenen Vorderfüssen an diese Kette befestigt, während den Kamelen ein Vorderbein am Knie aufgebunden wird.

Trotz des bewölkten Himmels hatte es heute nicht geregnet und die Bevölkerung des Ortes schickte laute Bittgebete zum Himmel; Weiber und Kinder zogen gleichfalls betend und jammernd umher, denn das Gewitter von gestern hatte nur momentan genützt und der Boden war von den 25° Hitze wieder völlig ausgetrocknet. Die Gegenwart eines so hohen Gastes, wie ein Vetter des Sultans, der mit zahlreichen Machazini kam, liess wol den Versuch eines Diebstahls nicht aufkommen, sodass wir hier in völliger Sicherheit waren und schliesslich sogar von dem anfangs mürrischen Kaid die Muna für die Pferde und für uns erhielten.

Während der Nacht hatte es etwas geregnet, sodass wir am 25. Januar einen angenehmen frischen Morgen hatten. Der monotone Weg führte in westsüdwestlicher Richtung immer durch das Gebiet der Beni Hessêm, die unter nicht weniger als 16 Amilen stehen; so gross ist dieser Tribus.

Wir passirten eine Anzahl Duars und erhielten immer von einem Ort zum andern einige Machazini zur Escorte, da der Weg als unsicher gilt. Südlich von uns liegt der kolossale Korkeichenwald Mamora, ein schwach hügeliges Terrain, am Nordrande mit Teichen und Sümpfen, der ausschliesslich in den Händen der Scheluh (Berber) ist, die sich noch bis heute fast unabhängig vom Sultan erhalten haben. Fast jedes Jahr schickt derselbe eine kleine Truppenmacht dahin, um Steuern einzutreiben und Gefangene zu machen; dafür rächen sich dann die Scheluh an der ackerbauenden Arbeiterbevölkerung, die sie als Eindringlinge hassen und denen sie das Vieh stehlen, sodass hier fast ein permanenter Kriegszustand existirt.

Schon gegen 2 Uhr hielten wir in einem grossen Duar, da die schwerbepackten und ermüdeten Thiere nicht mehr weiter konnten. Hier hatten wir anfangs allerhand Verdruss. Der Kaid des Ortes, hiess es, halte Siesta, und die unhöflichen und störrischen Diener wollten uns nicht anmelden. Ich wollte Futter für die Thiere kaufen, erhielt aber keins, da man erst das Erscheinen des Kaids abwarten wollte, sodass meine Leute schon sehr zornig auf die Bewohner des Ortes wurden. Wie in allen Duars befand sich das dürftige Wohnhaus nebst einem Zelt des Kaids in der Mitte, während die übrigen Zelte die Aussenseiten bilden, sodass ein grosser weiter Raum entsteht. Man kann nicht genug vor dem Betreten eines solchen Zeltes warnen, da dieselben voll von Ungeziefer sind; ich hätte stets lieber das Nachtlager ausserhalb des Duars aufgeschlagen, aber die Vorsteher liessen so etwas nie zu, der Unsicherheit wegen und weil sie für mich verantwortlich waren.

Als endlich der Kaid erschien, den Brief des Sultans an die Stirn und Lippen geführt und dann gelesen hatte, änderte sich auch unsere Lage. Er liess die vollständige Muna herrichten, besuchte uns auch und erbat sich etwas Medicin.

Einen seiner störrischen Diener, über den wir uns beklagt hatten, liess er durchprügeln.

Die Leute vom Stamme Beni Hessêm galten übrigens lange Zeit für wilde Bursche, die sehr aufrührerisch gegen den Sultan waren und sogar dessen Karavanen wiederholt geplündert haben. Vor vier Jahren haben sie zwei reisende Spanier ermordet, wofür sie dann 10000 Duros Entschädigung haben zahlen müssen. Eine Zeit lang waren sie sogar mit den Scheluh im Bunde gegen den Sultan, sodass dieser endlich ein Radicalmittel anwandte, um sie zu züchtigen. Während es sonst üblich ist, dass eine Kabyle nur einen oder höchstens einige Amile hat, theilte er das grosse Gebiet der Beni Hessêm in 16 Districte, von denen jeder einen eigenen Gouverneur bekam, der direct dem Sultan verantwortlich ist. Wir hatten heute früh auf dem Marsche die Ruinen eines Hauses gesehen, etwas Seltenes in dieser Gegend. Es war dies die ehemalige Qasbah des Amils der Beni Hessêm; das Haus wurde zerstört und die erwähnte Neueintheilung des Tribus vorgenommen, sodass der Sultan die Leute ziemlich in der Gewalt hat. Uebrigens herrschte allgemeine Unzufriedenheit unter der Bevölkerung gegen den Sultan, wozu wol auch noch eine Art Hungersnoth beitrug, die während meines Aufenthalts herrschte. War im Jahre vorher Misernte gewesen oder hatte man ihnen alles Getreide weggenommen, kurz, die Mehrzahl der Bewohner lebte von wilden Eicheln, die sie aus dem grossen Korkeichenwald Mamora sammelten, zu Mehl stampften und zu einer Art Brot verarbeiteten; eine elende Nahrung!

Ein Dutzend Machazini, die zum Duar gehörten, führte nachmittags eine grosse Fantasia auf, jene bekannten marokkanischen Reiterkunststückchen mit Pulververschwendung und kriegerischem Geschrei. Die Scheluh hatten vor einigen Tagen ein Pferd gestohlen und es sollte eine Expedition in das betreffende Dorf unternommen werden, um Rache zu

üben. Die tapfern Machazini übten sich nur für den bevorstehenden Kampf und zeigten den erstaunten Kindern und Weibern, wie sie den Feind vernichten wollten; die Männer waren weniger von diesem Renommirreiten erbaut und verhielten sich sehr kühl und skeptisch.

Der Platz, auf dem wir lagerten, hiess Tasodi, in der Nähe ist ein kleines Flüsschen, Maschra-er-Remla (Passage des Sandes), und dicht dabei das Grabmal eines Heiligen. Schon vormittags hatten wir einen solchen heiligen Platz passirt, Namens Lalla Jedo, das seltene Beispiel einer heiligen Frau.

Während der Nacht begann ein furchtbarer Regen, sodass es am folgenden Morgen unmöglich war aufzubrechen. Der Lehmboden war völlig durchweicht, die Zeltleinwand so voll Wasser, dass sie das doppelte Gewicht hatte und die Pferde unmöglich im Stande gewesen wären, das Gepäck in dem morastigen Boden fortzubringen. Es blieb uns also nichts übrig, als dem Rath des Kaid zu folgen und noch einen Tag zu bleiben, um die Zelte trocknen zu lassen. Das Aneroid war in der Nacht um 5 Millimeter gefallen, von 760, was für die El Gharb-Ebene das Normale zu sein scheint, auf 755°, sodass wir wol mehr Regen erwarten konnten. Die armselige Bevölkerung war sehr erfreut, hatte sie doch nun Aussicht, ihren Weizen und Gerste gewinnen zu können.

Wir hatten fast den ganzen Tag den Kaid bei uns, der uns allerhand erzählte, besonders auch über die Scheluh klagte. Es ist aber durchaus falsch, die Scheluh nur als Diebe und Räuber zu betrachten. Sie sind innerhalb ihres Bezirks im höchsten Grade anständig, viel mehr als die Araber gastfreundlich gegen Reisende, vorausgesetzt, dass dieselben nicht mit Empfehlungen des Sultans kommen und Machazini mitbringen. Sie wollen nun einmal vom Sultan nichts wissen und plündern officielle Reisende, wenn die-

selben in ihre Hände fallen, regelmässig aus. Da ich nun mit Briefen des Sultans reiste und Machazinibedeckung hatte, so musste ich das Berbergebiet vermeiden und einen grossen Umweg machen, um nach Rabat zu kommen. Der directe und kürzeste Weg ist selbst dem Sultan verschlossen.

Am 27. Januar verliessen wir dieses Duar. Es hatte zwar wieder während der Nacht geregnet, aber früh morgens schien doch die Sonne, und nachdem die Zelte etwas getrocknet waren, ging es weiter. Wir passirten einige kleine Flüsse, dem Sebusystem angehörig, und kamen, in nordwestlicher Richtung weiter ziehend, gegen 11 Uhr zu dem grossen Duar Sidi Ayesch, dessen Kaid Bus-el-Ham uns sechs wohlbewaffnete Machazini als Escorte gab, da der Weg unsicher sei. Wir wandten uns südwärts und kamen in die nördlichen Abhänge der Mamora, jenes grossen von Scheluh bewohnten Korkeichenwaldes. Das Terrain wurde unebener, zahlreiche kleine trockene Einschnitte mussten passirt werden, und meine Soldaten untersuchten die Waldungen nach allen Seiten, um etwaige Strassenräuber zu verscheuchen. Die Machazini affectirten grossen Muth, ritten im ebenen Terrain Fantasia, verschossen viel Pulver und verkürzten sich so die Langeweile. Unterwegs begegneten wir einigen Europäern, die von Rabat aus nach Fâs reisen wollten; es war der amerikanische Consul in Casablanca (Darbeida), einer kleinen, aufstrebenden Küstenstadt, und der Sohn des amerikanischen Consuls in Tanger; es war offenbar eine Geschäftsreise, die diese Herren unternahmen.

Gegen 3 Uhr hielten wir in einem Duar am Wad-el-Fuarad; die ganze Gegend führt den Namen Genitra. Der Kaid Buasa-ben-Hassan empfing uns sehr freundlich; er blieb den ganzen Abend bei uns und erzählte eine Menge Details über marokkanische Justizverwaltung und über das Verhalten der Juden; wenn nur ein kleiner Theil davon

wahr ist, so begreift man den Hass und die Verachtung der Mohammedaner gegen diese hispanischen Juden, die es verstanden haben, sich trotz aller Bedrückungen unentbehrlich zu machen. Auch hier leben die Bewohner in grosser Armuth, von den in der Mamora wohnenden, übrigens wohlhabenden Scheluh haben sie viel zu leiden, und es ist eine ununterbrochene Fehde zwischen diesen beiden Völkern.

In der Nähe unsers Dorfes, aber schon im Scheluhgebiet, ist ein kleiner mit Korkeichen bewachsener Hügel, genannt Kutiel-el-Madan, in welchem Blei-, Kupfer- und Silbererze sein sollen; sogar ein alter Stollen soll sich dort befinden, aber jetzt ist alles verfallen; ich konnte leider der Berber wegen den Punkt nicht besuchen.

Der Regen hatte nachgelassen und am Morgen des 28. Januar war es sehr frisch, wir hatten nur 6° C.; ein überaus starker Thau hatte während der Nacht die Zelte durchfeuchtet und sehr schwer gemacht. Wir hatten heute die letzte Strecke zurückzulegen, um ans Meer zu kommen. Es war heiss; der Weg führte in einem schwachen Bogen in südwestlicher Richtung am Abhang der Mamorawälder; einmal mussten wir eine Partie des dichten Waldes durchschneiden, und meine Leute geriethen in die grösste Furcht und Aufregung, obgleich sich kein Mensch blicken liess. Ich war mit meinem Interpreten und den von Fâs aus mitgenommenen Dienern allein, die Machazini hatten uns verlassen, angeblich aus Furcht vor den Bewohnern eines vor uns liegenden Duars, mit denen sie einmal Streit gehabt hätten und die sie jetzt wahrscheinlich angreifen würden. So zogen wir ziemlich schweigsam und vorsichtig, stets Gewehre und Revolver in Bereitschaft, durch die Eichenwälder, bis wir endlich wieder die Ebene erreichten.

Wir kamen in ein Terrain voller Teiche und Sümpfe, mit einer zahlreichen Vogelwelt, ein gern von Jägern besuchter Ort, die hier an Reihern, Wildenten und andern

Wasser- und Sumpfvögeln eine ergiebige Jagd haben. Es ist ein Irrthum, wenn auf den Karten die ganze Mamora als ein grosses Sumpfgebiet bezeichnet wird; die Hauptmasse dieses Gebietes ist hügelig und mit Eichenwäldern bedeckt, nur am Nord- und Westrande in der Nähe des Meeres finden sich Teiche.

Gegen 4 Uhr nachmittags zogen wir in der uralten Stadt Selâ, welche von Rabat durch einen Fluss getrennt ist, ein. Wir schlugen die Zelte auf einer reizenden Wiese ausserhalb der Stadt auf, von wo wir über die Klippen hinweg einen herrlichen Blick auf das lange ersehnte, immer schöne Meer hatten. Ich schickte zum Gouverneur der Stadt, der uns ein Haus anbot, das ich aber erst am folgenden Tage zu beziehen beschloss. Es war ein so wunderschöner Abend am Ufer der leichtbewegten See, dass ich mich nicht entschliessen konnte, denselben hinter der Stadtmauer, eingesperrt und bewacht von mistrauischen Mauren, zuzubringen.

Der Gouverneur schickte übrigens, was in Städten sonst nicht üblich ist, eine reichliche Muna für Thiere und Menschen, und ausserdem vier Mann Wache, damit wir vor Diebereien geschützt seien. In jeder Weise befriedigt genossen wir den herrlichen Abend, dankbar dem freundlichen Geschick, dass wieder ein Theil, und wenn auch ein noch so kleiner, von dem Vorhaben ohne Unfall zurückgelegt war.

Am folgenden Morgen siedelten wir in die Stadt über; der Gouverneur überliess mir ein recht hübsches Häuschen, in dem wir uns bald wohnlich einrichteten. Der Amil, dem wir einen Besuch abstatteten, war ein wohlwollender alter Herr, dem es offenbar Vergnügen machte, einmal einen Rumi in seiner Stadt zu haben. Selâ ist nämlich ein heiliger Ort, in welchem kein Ungläubiger wohnen darf. In der That pflegen auch alle Fremden in dem gegenüberliegenden Rabat zu wohnen und sich nur tagsüber in Selâ aufzu-

halten. Ich wurde mit Hadsch Ali zu Tisch geladen, wozu sich auch ein zufällig anwesender Neger einfand, der zu dem Tempel in Mekka gehört und sich auf einer Bettelreise in Marokko befand. Derselbe war übrigens ein vornehmer Mann und wurde hochgeehrt. Er war ein grosser Schriftgelehrter und verwickelte sich sofort mit Hadsch Ali in einen lebhaften Gedankenaustausch über einige Quranstellen; auch der Amil war des Lesens und Schreibens kundig und betheiligte sich an dem religiösen Disput. Der heilige Neger aus Mekka hatte übrigens am Tage vor seiner Ankunft in Selâ Malheur gehabt: er war vom Pferd gestürzt und musste sich stark beschädigt haben, denn er hinkte gewaltig. Man sagt, dass diese herumziehenden Frommen ziemlich bedeutende Summen für den stets geldbedürftigen Schatz in Mekka zusammenbringen, und unser Tischgenosse schien mit dem Erfolg seiner Mission in Marokko sehr zufrieden. Auch wirken sie insofern für das Heiligthum in Mekka, als sie die Gläubigen zu Wallfahrten dahin auffordern; zwar ist es weit vom Maghreb, dem äussersten Westen, aus bis zu der Geburtsstätte des Propheten, aber die modernen Pilger verachten es nicht, sich der Dampfschiffe zu bedienen, um schneller und bequemer als nach monatelangen Fusswanderungen das ersehnte Ziel zu erreichen. Man findet jedoch in Marokko genug Leute, die den Titel Hadsch führen und ihre Andacht am Grabe ihres Propheten verrichtet haben.

Wir gönnten uns einige Tage Ruhe, und ich benutzte die Zeit zur Besichtigung der beiden Städte Selâ und Rabat. Wie erwähnt, sind beide Orte nur durch einen Fluss, Wadel-Buregreg, getrennt, der aus den nahegelegenen Mamorahügeln stammt und nach kurzem Lauf ins Meer mündet. Vor dieser Mündung hat sich eine grosse Sandbank angesetzt, sodass das Einlaufen der Schiffe sehr gefährlich ist. Es soll eine Zeit gegeben haben, zu welcher diese Barre

noch nicht existirte und ein grosser Schiffsverkehr daselbst bestand. Jetzt kommen im Monat nur zwei-, dreimal Dampfer an, und auch diese haben nicht einmal immer Gelegenheit, Waaren und Passagiere ans Land zu bringen. Die Schiffe liegen weit draussen auf offener Rhede, und selbst hier sind dieselben häufig genug gefährdet durch die plötzlich, selbst bei ruhigstem Wetter heranziehenden schweren atlantischen Wogen — *the big swelling from the west* — wobei die Schiffe leicht auf das sandige Ufer geschleudert werden können. Ausserdem ist dieses Ufer sehr starken Frühnebeln ausgesetzt, die gleichfalls eine grosse Gefahr für die Schiffe bilden, sodass wir hier eigentlich den denkbar schlechtesten Ankerplatz haben und es kein Wunder ist, wenn Rabat-Selâ immer mehr und mehr zurückgeht und die europäischen Kaufleute sich nach andern Orten, besonders nach Dar-el-Beida, wo ein etwas besserer Hafen ist, ziehen. Ueberhaupt ist die atlantische Küste Marokkos der Schiffahrt sehr ungünstig, und da die Regierung für Verbesserung von Häfen oder Anlegung solcher gar nichts thut, so kann der Verkehr nicht recht in die Höhe kommen.

Selâ war früher berüchtigt als das grösste Piratennest Marokkos, und man findet es heutzutage unverständlich, wie Jahrhunderte hindurch diese Strandräuber der Schrecken aller seefahrenden Nationen, der Engländer nicht ausgenommen, werden konnten.

Die Stadt Selâ liegt auf einem niedrigen felsigen Hügel und ist durch Mauern und Bastionen stark befestigt. Der Name Selâ ist hebräisch und bedeutet „Fels"; er findet sich sehr oft bei phönizischen Colonien, von deren Lage auf einer felsigen Höhe. Es müssen hier schon in sehr früher Zeit Niederlassungen gewesen sein, und in der That wäre der Ort sehr günstig, wenn man der Versandung der Buregreg-Mündung Einhalt gethan hätte. Schon Plinius erwähnt, dass in dieser Gegend der Hauptsitz der Purpur-

fabriken sei, und noch jetzt werden hier die prächtigsten farbenglühenden Teppiche gemacht, die in ganz Marokko verbreitet sind.

Selâ gehört nicht mit Rabat zusammen, sondern hat einen eigenen Amil; dadurch, dass es ein heiliger Ort ist und man alle Fremden ausschliesst, sodass hier sogar nur einige wenige Judenfamilien wohnen dürfen, hat der Platz nie die Bedeutung gehabt wie das gegenüberliegende industriereiche Rabat. Spanier und Portugiesen haben auf kurze Zeit die Stadt Selâ besessen, und dieser Einfluss ist sichtbar in der Anlage der Strassen und selbst dem Bau einzelner Häuser. Im Osten von Selâ sieht man noch die gewaltigen Bogen einer gross angelegten Wasserleitung, die den „Römern" zugeschrieben wird; jetzt ist alles in Verfall und nur für die Festungswerke sorgt man, in dem thörichten Glauben, dieselben könnten den Kanonaden feindlicher Schiffe widerstehen. Ein einziges der modernen Kanonenboote kann die ganze Stadt in Schutt und Trümmer legen. Selâ dürfte kaum mehr als 10000 Einwohner haben; Schulen und Moscheen gibt es mehrere, da hier mehr die „Wissenschaft" getrieben wird als der Handel. Es gibt eine Anzahl hübscher Gärten innerhalb und ausserhalb der Stadtmauern, in denen viele Arten von Gemüse gezogen werden, womit das volkreichere Rabat versorgt wird; auch die hier anlegenden Schiffe versehen sich gern mit frischen Provisionen.

In jeder Beziehung bedeutender als Selâ ist das am linken Ufer liegende Rabat. Die Lage desselben vom Meere aus gesehen ist äusserst pittoresk. Auf einem steil aus dem Meer hervorragenden Kalksteinfelsen erhebt sich die stark befestigte Qasbah (Citadelle), von wo aus feste und hohe Mauern um die ganze Stadt herumziehen, sodass auch die Landseite vollständig geschützt ist. Mächtige Bastionen mit grossen Kanonen schützen die Stadt vor dem Einlaufen

fremder Kriegsschiffe, und ebenso ist dieselbe gegen die Ueberfälle der wilden Berberhorden aus den Mamorawäldern genügend gedeckt. Eine grosse Doppelmauer ist zu dem Zweck errichtet, deren äusserste einen ungeheuern leeren Raum einschliesst, der dem oft viele Tausende von Soldaten zählenden Gefolge des Sultans als Aufenthaltsort dient. Bei seinen fast jedes Jahr unternommenen Reisen von Fâs nach Marrakesch bleibt der Sultan gern einige Zeit in Rabat, und die Bewohner leiden schrecklich unter den Kosten, die diese Besuche des mehr gefürchteten als geliebten Herrschers mit sich bringen. Derselbe besitzt zwei grosse Paläste in Rabat, die im Innern sehr schön ausgestattet sein und eine Menge Alterthümer und Erzeugnisse der marokkanischen Kunst und Industrie enthalten sollen. Rabat nahm früher einen ganz hervorragenden Rang im marokkanischen Reiche ein, und selbst heute ist es für die einheimische Industrie einer der wichtigsten Plätze. Vor allem ist hier erwähnenswerth die grossartige Fabrikation von prächtigen Teppichen, in sehr originellen Mustern und einer lebhaften und bunten, aber nicht schreienden Farbenzusammenstellung. Wolle und Farbe wird an Ort und Stelle fabricirt und die Teppiche selbst nicht in Fabriken, sondern von einzelnen Privaten verfertigt, deren Fertigkeit vom Vater auf den Sohn übergeht. Auf ältern Teppichen findet man häufig ganz wunderbare Farbentöne, besonders in den verschiedenen Abarten des Roth; leider nimmt neuerdings die Verwendung der billigern Anilinfarben in bedenklicher Weise überhand. Fast jeder der gegenwärtig hergestellten Teppiche färbt ab, wenn man mit der feuchten Hand über gewisse rothe Farben streicht. Die Teppiche gehen von hier aus nach allen Richtungen des Reiches; nach Europa werden marokkanische Teppiche selten gebracht, hier beherrschen die Arbeiten des eigentlichen Orients den Markt. Ausserdem erzeugt man in Rabat Stroh- und Binsenmatten

in geschmackvollen Mustern, allerhand Wollenstoffe zu den landesüblichen Kleidern, die verschiedensten Lederarbeiten sowie auch Thonwaaren; die letztern werden aber in Fâs besser und mannichfaltiger fabricirt. Alle diese Sachen sind ausschliesslich für das eigene Land bestimmt und nicht zum Export geeignet, sodass die Stadt für den Weltmarkt ganz bedeutungslos ist. Es sind zwar eine Anzahl europäischer Handelshäuser dort, die aber schon des schlechten Hafens wegen nicht besonders günstig situirt sind. Sie importiren die dem Araber nöthigen Artikel, die nicht im Lande selbst erzeugt werden, besonders Thee, Zucker, Kerzen, Tuche und allerhand Kurzwaaren; der Export ist gering und beschränkt sich fast nur auf Felle, Wolle, Knochen, Hülsenfrüchte.

Der Briefverkehr mit Europa via Tanger wird einen Theil des Jahres durch einen Landboten vermittelt, der natürlich nur selten kommt; während der Wintermonate kommt es oft genug vor, dass die regelmässig Rabat anlaufenden englischen und französischen Dampfer nicht im Stande sind, ein Boot auszusetzen, um die Post ans Land zu schaffen. Ebenso wenig vermögen die sonst ziemlich seetüchtigen arabischen Bootsleute ihre grossen oft zwanzig Ruder führenden Barkassen über die furchtbare Brandung zu bringen, sodass der Dampfer unverrichteter Dinge weiter fährt und etwaige Passagiere an dem Platz absetzt, an welchem er überhaupt nur landen kann.

Rabat hat mindestens 25000 Einwohner, wovon ungefähr ein Sechstel Juden sind; von Europäern dürften gegen 100 daselbst sein, davon der grösste Theil spanische und portugiesische Kleinhändler. Auch einige Consulate befinden sich in Rabat; der englische Consul Mr. Frost führt auch die deutsche Flagge, und ich unterliess es nicht, denselben zu besuchen. Dieser Besuch hatte zur Folge, dass sich eines Tages in meinem Hause in Selâ zwei Herren melden liessen, auf deren Visitenkarten die Namen Abdul Kerim

und Nasreddin standen; ebenso stand darauf zu lesen, dass sie Ritter oder Offiziere des tunesischen Iftikkarordens seien. Als die Herren erschienen, sah ich sofort, dass ich zwei Europäer vor mir hatte, dass also Vorsicht in jeder Hinsicht nothwendig sei. Der eine, ein blonder junger Mann mit Schnurrbart und von echt englischem Typus, sprach ausser englisch und französisch recht gut arabisch; derselbe trug die landesübliche Kleidung, von der der glitzernde Ordensstern seltsam abstach. Er muss vielfach in den mohammedanischen Ländern herumgekommen sein, war auch im Türkisch-Russischen Krieg in irgendeiner Weise betheiligt, vielleicht als untergeordneter diplomatischer Agent, und lebte jetzt in Rabat, von was, wusste niemand. Der andere Herr, der sich Nasreddin nannte, war auf den ersten Blick als Franzose zu erkennen, wollte mir aber den Glauben beibringen, er sei Türke, aber schon seit seiner frühesten Kindheit in Frankreich erzogen worden, sei deshalb des Türkischen nicht mächtig u. s. w. Diese beiden Ehrenmänner, welche mit arabischen Frauen und Dienern sich in Rabat ein Haus gemiethet hatten, besuchten mich also in Selâ, um meine Pläne auszuforschen. Der Engländer, der sich später als ein Ingenieur Namens Grant entpuppte, fiel gleich mit der Thür ins Haus und sagte, er hätte gehört, dass ich nach Timbuktu wolle. Er erbot sich mir dann als Begleiter oder schlug wenigstens gemeinsame Reise vor. Sein Begleiter Nasreddin habe reichlich Geld. Ich erklärte den Herren sehr ruhig, dass ich nicht an Timbuktu dächte, sondern nur in den Atlas wolle, um geologische Studien zu machen. Nicht überzeugt hiervon verliessen sie mich und suchten später meinen Begleiter Hadsch Ali zu überreden, mit ihnen nach Timbuktu zu reisen. Demselben erschien aber doch das ganze Verhalten dieser Leute etwas zu abenteuerlich, um sich entschliessen zu können, mich zu verlassen.

Seit einigen Wochen befinden sich in Rabat einige fran-

zösische Offiziere und ein Militärarzt, deren Bekanntschaft ich bald machte. Dieselben sind als Instructoren für die marokkanische Armee engagirt; vorläufig aber fehlt in Rabat noch das Militär, das zu instruiren ist. Es war kein einziger Askar (reguläre Infanterie) vorhanden; man erwartete aber, dass die Garnison von Ujda, einer Stadt an der algierischen Grenze, hierher verlegt werden soll, und bis der Fall eintrat, konnten sich die Herren Instructoren die Zeit vertreiben so gut es eben ging. Auch einen mir von Tanger her bekannten Herrn traf ich in Rabat, sodass die Rasttage hier rasch und angenehm vergingen. Alles war erstaunt, dass man mich in der fanatischen Stadt Selâ wohnen liess; ist ein Umschwung in den Ansichten der Bevölkerung eingetreten, sodass man jetzt gleichgültiger ist als früher, oder war es der allerdings sehr eindringlich gehaltene Geleitsbrief des Sultans, der mich schützte, kurz ich bin viel in den Strassen herumgegangen, oft allein hinüber nach Rabat gefahren, ohne je auch nur im geringsten vom Volk belästigt worden zu sein. Wir hatten uns in dem hübschen Hause sehr bequem eingerichtet, täglich hatten wir Gelegenheit, auf dem Markt frisches Fleisch und Fische, Gemüse, Brot, Butter u. s. w. zu kaufen, sodass mein Diener Ibn Dschelul aus Fâs mit grosser Begeisterung und bestem Erfolge die Functionen eines Kochs übernahm.

Die nächste Umgebung von Rabat, besonders am Meeresstrande, ist sehr malerisch; vor allem sehenswerth sind einige Höhlen, die sich in den steilen Uferfelsen befinden und in denen ähnliche Schauspiele sich wiederholen wie in den Herculeshöhlen am Cap Spartel. Der in Marokko ermordete österreichische Maler Ladein hat sich längere Zeit hier aufgehalten und zahlreiche Skizzen aus der Umgebung von Rabat hergestellt.

Einige Kilometer von der Stadt entfernt finden sich die Ruinen einer uralten Stadt, deren genauere wissenschaft-

liche Durchsuchung wol sehr wünschenswerth wäre. Es ist dies für einen Ungläubigen sehr schwer, da hier zahlreiche alte heilige Begräbnisstätten sich befinden, von Sultanen und berühmten Männern; einige Inschriften, die noch vorhanden sein sollen, sind gewiss von grossem historischen Werth. Jetzt lässt man alles verfallen; kaum aber dürfte die Regierung die Erlaubniss dazu geben, dass Fremde an diesem heiligen Ort die Erde umwühlen.

Rabat besitzt in einem grossen viereckigen Moscheethurm eins der schönsten Denkmale altmaurischer Baukunst. Es ist der sogenannte Thurm des Hassan, der vollständig der berühmten Giralda von Sevilla sowie der Kutubia in Marrakesch gleicht. Leider ist der rabater Thurm viel weniger gut erhalten als die beiden genannten, denen er in der Form und Ausschmückung gleicht. Die Araber erzählen, dass alle drei Thürme ungefähr in derselben Periode von einem und demselben Baumeister entworfen und mit Hülfe von Christensklaven erbaut sein sollen. Die wenige Sorgfalt, die man in Marokko derartigen Resten widmet, ja der absolute Mangel an Verständniss für etwas Derartiges lassen befürchten, dass auch dieses architektonische Meisterstück bald in Schutt verfällt wie die Mauern der in der Nähe gestandenen alten Paläste und Moscheen, um so mehr, da sich der Verkehr mit den Europäern immer mehr verringert, die nur solche Handelsplätze aufsuchen, wo für ihre Schiffe ein geeigneter Ankerplatz sich findet.

Sehr stark besucht und äusserst lebhaft sind die Wochenmärkte in Rabat, welche auf einem grossen freien Platz ausserhalb der Stadtthore zwischen den früher erwähnten mächtigen Aussenmauern abgehalten werden. Man findet da alle möglichen Gegenstände zum Verkauf ausgestellt: Pferde, Maulthiere und Kamele, Rinder, Schafe und Ziegen, alle möglichen Feld- und Gartenproducte sowie überhaupt die verschiedensten Nahrungsmittel, ferner Kleider und Stoffe,

Waffen, Schmuck u. s. w., und endlich auch Sklaven. Trotz aller möglichen Consulate in Rabat verkauft man hier noch männliche und weibliche Sklaven öffentlich! Es sind ausschliesslich Neger und Negerinnen, die meist aus dem Sudân stammen. Indess darf man bei dem Wort Sklave nicht an jene mehr oder weniger übertriebenen Berichte über amerikanische Verhältnisse denken; in Marokko sind es Hausdiener, die gut gehalten und behandelt werden und nicht selten eine sehr einflussreiche Stelle im Hause einnehmen. Allerdings hat der Besitzer das Recht, diese Diener und Dienerinnen zu veräussern, wenn er es für angezeigt findet, und beauftragt damit in der Regel irgendeinen Händler. Der Neugierde wegen erkundigte ich mich nach dem Preis einer Negerin mit einem schon mehrjährigen Kinde; man verlangte einige sechzig Duros. Allerdings macht es einen peinlichen Eindruck, diese Geschöpfe auf dem Markt sitzen zu sehen und zu warten, bis ein Käufer sich ihrer annimmt. Man muss aber bei diesen Leuten nicht dieselben Gefühle von Menschenwürde und Freiheitsgefühl voraussetzen, wie es sich bei uns entwickelt hat. Die Lage der weissen Sklaven in dem hochcivilisirten Europa ist jedenfalls eine viel schlimmere und traurigere als diejenige der schwarzen in den mohammedanischen Ländern.

Ein sehr bewegtes Treiben entsteht auf diesen Märkten in Marokko dadurch, dass die meisten Gegenstände versteigert werden. Besonders hierfür bestimmte und unter Controle stehende Leute schleppen unter grossem Geschrei irgendeinen Artikel, eine Dschellaba, einen Teppich, ein Gewehr oder was immer durch die Menge und fordern das Publikum zum Bieten auf. Nach jedem höhern Gebot geht der Ausrufer zum Eigenthümer zurück, um den Preis zu melden, und wenn dieser hoch genug erscheint, wird zugeschlagen. Noch lebhafter geht es an den für Pferde und Maulthiere bestimmten Verkaufsplätzen her. Besondere Be-

reiter führen allerhand Kunststücke mit den zum Verkauf ausgestellten Thieren aus und preisen in den schwülstigsten Reden die Vorzüge eines Pferdes, indem sie es unter heftiger Anwendung der grossen eisernen Stachelsporen im tollsten Carrière herumjagen, um Käufer anzulocken. Marktcommissare ordnen auch hier wie in Fâs den Verkauf und



Fig. 9. Marokkanische Tänzerin.

nehmen einen bestimmten Procentsatz des Kaufschillings für die Regierung in Empfang. Von Ort zu Ort herumziehende Gaukler, Tänzer, Sänger und Schlangenbändiger geben öffentliche Vorstellungen und finden ein zahlreiches Publikum; dazwischen huschen die hispanischen Juden umher, allerhand kleinen Kram zum Verkauf anbietend, arabische

Frauen vom Lande rufen die Vorübergehenden an und bieten ein paar magere Hühnchen oder einige Eier zum Verkauf, und der Cafetier ist beschäftigt, die zahlreiche Kundschaft zu bedienen. Diese Kaffeeverkäufer sind eine Specialität Marokkos. Mit ihren kleinen Oefen wandern sie in der ganzen Gegend umher, und wo irgendeine Anzahl Leute beisammen ist, präpariren sie den schwarzen, starken und gezuckerten Kaffee und offeriren ihn in kleinen zierlichen Tassen.

Im allgemeinen geht es unter den Arabern bei solchen Ansammlungen von Volksmassen ruhig zu, Streitereien sind nicht sehr häufig und, wenn sie vorkommen, nicht ernsthaft und gefährlich. Das liegt eben darin, dass die Marokkaner keinerlei geistige Getränke geniessen und absolut keinen Hang zur Trunksucht haben; wohl aber lieben sie eine Pfeife Kif (Haschisch), und besonders unter der ärmern Bevölkerung ist das Laster des Hanfrauchens sehr verbreitet.

In den meisten Städten finden sich in abgelegenen Quartieren kleine Butiken, in denen sich Kifraucher versammeln. Die Wirkung dieses Krautes ist entschieden schädlich für das Nervensystem. Ich habe wiederholt Leute im Dienst gehabt, die diesem Laster fröhnten. Anfangs waren es die besten und willigsten Menschen, bis der Zeitpunkt kam, wo sie Kif rauchen mussten. Das ist eben das Schlimme dabei, dass, wenn sich jemand an den Kif gewöhnt hat, er sich denselben nicht abgewöhnen kann und von Zeit zu Zeit seinen Kifrausch haben muss. Bei den meisten äussert sich derselbe anfangs in einer ausgelassenen Fröhlichkeit, in der sie die kindischsten und unsinnigsten Sachen treiben. Auf der Strecke zwischen Tanger und Fâs hatte ich einen Pferdetreiber, der für gewöhnlich ganz brauchbar war, im Kifrausch aber äusserst obstinat sich geberdete. Anfangs kam das blöde Lachen; natürlich erregte das den Spott seiner

Collegen, er wurde gehänselt, worauf er streitsüchtig wurde, die Arbeit versagte, sich auf die Erde warf, sodass ihn die Machazini mit Gewalt weiter treiben mussten. Als er sich überwältigt sah, fing er an zu weinen, jammerte über seine Verworfenheit und suchte sich, an einem Lagerplatz angekommen, einen stillen Platz, wo er seinen Rausch ausschlief. Am folgenden Tage war er noch verstört, that aber doch willig seine Arbeit, bis nach vier oder fünf Tagen sich dieselbe Sache wiederholte. Natürlich übt das auch seine Wirkung auf den Organismus aus, und diese Leute sehen alle mehr oder weniger heruntergekommen aus. Das Kif hat entschieden einen aufreizenden Einfluss, und Leute, die schwere Arbeit verrichten, werden dadurch momentan lebhaft angeregt und gekräftigt, wie bei uns die Branntweintrinker: die übeln Folgen stellen sich erst nachher ein.

Ich erinnere mich, wie auf meiner ersten afrikanischen Reise (im äquatorialen Westafrika) die Neger auch durch das Hanfrauchen sich zu kräftigen suchten. Das Rudern der grossen Canoes auf dem stromschnellenreichen Ogowe war eine sehr harte Arbeit. Meine Leute hielten dann öfters nur für ein paar Minuten und liessen die Ljambapfeife, wie man dort den Hanf nennt, im Kreise herumgehen. Gewöhnlich wurde der Hanf noch mit Taback gemischt, jeder that ein paar Züge aus dem langen Rohr (die ausgehöhlte Mittelrippe eines grossen Bananenblattes), und auffallend gestärkt ging es wieder weiter flussaufwärts gegen die heftige Strömung des Flusses. Da diese Leute selten Gewohnheitsraucher sind, so habe ich nirgends eine schädliche Wirkung des Hanfes wahrgenommen.

SIEBENTES KAPITEL.

VON RABAT NACH MARRAKESCH.

Abreise von Rabat. — Qasbah Tmera. — Kabyle Sebbah. — F'dala. — Küstenflüsse. — Verfall von F'dala. — Kabyle Schauja. — Reise des Sultans. — Abschied vom Meere. — Qasbah Reschid. — Muna. — Kuskussu. — Die Art zu essen. — Kalksteinfelsen. — Kaid Zettat. — Kriegsgerüchte. — Grosser Orangengarten. — Quelle Buita. — Qasbah Ulad Sidi ben Tanit. — Ruinen. — Gebirgiges Terrain. — Qasbah Meskin. — Bettelnde Studenten. — Bergschafe. — Aerztliche Consultationen. — Heftiger Regen. — Wad Umerbia. — Kabyle Scheragra. — Qasbah Kelaa. — Schönes Haus. — Künstliche Bewässerungen. — Mistrauen. — Es-Senusi. — Gebirge. — Anblick des Atlas. — Basalt- und Granitberge. — Ebene von Marrakesch. — Ankunft in Marrakesch.

Am 3. Februar 1880 verliess ich Rabat, um nach der ehemaligen Sultansresidenz, der grössten Stadt Marokkos, Marrakesch, zu ziehen. Wir waren bereits am Abend vorher von Selâ übergesiedelt, und ich verbrachte die Nacht im Hause eines Franzosen, den ich von Tanger her kannte und der sich des Viehhandels wegen hier aufhielt. Der Amil von Rabat zeigte sich nicht so entgegenkommend wie derjenige von Selâ; er war offenbar durch den beständigen Verkehr mit Europäern gewöhnt, sich zurückhaltender in den an ihn gestellten Anforderungen zu verhalten, und erst nach wiederholtem Drängen schickte er mir einen Machazini, dem später ein zweiter folgte. Auch diese hatten nur die Aufgabe, mich bis zum nächsten Nachtquartier zu begleiten und dann zurückzukehren. Wir passirten

das Südthor der Stadt, überschritten den grossen Soko (Marktplatz) und hatten bald die beiden grossen Aussenmauern hinter uns, die die Stadt vor einem Angriff von der Landseite, durch die kriegerischen Scheluh der Mamorawälder, schützen sollen. Dann zogen wir in südlicher Richtung weiter, parallel dem Meeresstrande, auf einem nur mit Palmittogestrüpp bewachsenen Kalksteinplateau. Eine Stunde von Rabat ist die Qasbah Tmera, von wo eine Wasserleitung ausgeht, die Rabat mit Trinkwasser versorgt. Gegen 11 Uhr rasteten wir kurze Zeit und ritten dann in glühender Hitze weiter über die steilen Kalksteinplatten und dünenartigen Flugsandanhäufungen. Um 1 Uhr passirten wir den kleinen schmalen und wenig Wasser führenden Wad Ikem, der hier ins Meer geht, und wandten uns dann östlich, landeinwärts, um bereits nach 2 Uhr in einem grossen Duar der Kabyle Sebbah, Scheich Hadsch Abdullah (Diar-er-Rab), die Zelte aufzuschlagen. Die Leute waren unfreundlich und behaupteten, sehr arm zu sein; sie schickten widerwillig eine geringe Muna; wir boten unsere ganze Liebenswürdigkeit auf und suchten durch Bezahlung des Gelieferten die Dorfbewohner bei guter Laune zu erhalten. Eine Menge Menschen drängte sich immer in unsere Zelte, die wir mit Thee tractiren mussten, und als sie sahen, dass wir nicht auf Erpressungen ausgingen, wurden sie freundlicher. Der Scheich brachte sein kleines siebenjähriges Töchterchen mit, ein kluges, aber verwöhntes und launisches Kind, Namens Hadscha; in Kleidung vernachlässigt und schmuzig, war es aber mit einer Masse von plumpem Silberschmuck, Perlen, Korallen und Kaurischnecken überladen. Es war offenbar der Liebling des Scheichs und infolge dessen des ganzen Duars, der ihr alle Ungezogenheiten nachsah und äusserst stolz auf die angebliche Intelligenz des Kindes war. Auch in den Duars sind die Frauen von jeder Männergesellschaft ausgeschlossen,

wenn auch diese Isolirung hier naturgemäss nicht so strict durchführbar ist wie in den Häusern der Städte. Wir sahen die armselig gekleideten Weiber und Mädchen der Leute oft genug mit unverhüllten Gesichtern; sie haben bei diesen Ackerbauern und Viehzüchtern schwere Arbeiten zu



Fig. 10. Marokkanerin mit Kind.

verrichten, können sich also gar nicht so völlig abschliessen wie die Städtebewohnerinnen. Man findet selten schöne Erscheinungen; die Frauen des nördlichen cisatlantischen Marokko gehören überhaupt keiner schönen Rasse an. Während die Frauen der Städte durch allerhand Toilette

kunststückchen ihre Erscheinung vortheilhafter zu machen suchen, erhalten die Landbewohnerinnen infolge schwerer Arbeiten und geringen Comforts bald rohe Züge und altern sehr früh.

Am folgenden Morgen brachen wir sehr zeitig auf; dem Dorfscheich hatte ich noch versprechen müssen, ihm von Marrakesch einen grossen Burnus von blauem Tuch mitzubringen und ihm denselben ganz besonders billig zu verkaufen! Wir wandten uns wieder dem Meere zu und erreichten gegen 8 Uhr die Qasbah Sereret-ek-Krofel. Unser heutiges Reiseziel war die ehemalige Küstenstadt F'dala, wohin der Weg immer längs des Meeres führte. Eine Anzahl kleiner Flüsse entspringt den landeinwärts liegenden Höhen und mündet nach kurzem Lauf in den Atlantischen Ocean. Wir passirten zunächst die Wad Scherat und Wad Buznik; bei letzterm ist die Qasbah El Hemera, zur Kabyle Sieda gehörig; dann kam der kleine Wad-er-Raba mit der Qasbah Mensuria, die im Gebiete der sich weit nach Süden zu erstreckenden Kabyle Znetsa liegt. Darauf folgte der ziemlich breite Wad Nfifich (Pfiff), von wo wir in einer Stunde die gleichfalls zur Kabyle Znetsa gehörigen Reste der Stadt F'dala erreichten. Es war die höchste Zeit, dass wir den Nfifich passirten, denn etwas später tritt die Flut ein und man muss dann lange warten, bis derselbe passirbar ist, oder man muss einen grossen Umweg machen. Es ist weniger der Wassermenge wegen gefährlich, diese Küstenflüsse zu passiren, als des weichen Sandes wegen, in welchen die Thiere tief einsinken und nicht weiter können. Die Bewohner fürchten mit Recht das Passiren dieser Wasserläufe, und man thut gut, einen ortskundigen Führer mitzunehmen, der einen zur richtigen Zeit über die richtige passirbare Stelle leitet.

Gegenwärtig ist der Ort zu einem blossen Fundaq (ärarischem Einkehrhaus) herabgesunken. Durch die noch theil-

weise erhaltenen Mauern gelangt man in einen weiten Raum, in welchem sich neben jämmerlichen Gebäuden für die durchziehenden Karavanen auch noch eine Anzahl Zelte befinden. Wir hätten es gern vorgezogen, ausserhalb der Stadt die Zelte aufzuschlagen, aber der Sicherheit wegen mussten wir im Innern bleiben. Eine Anzahl Kamele, Pferde und Maulthiere lagerten bereits hier; wir suchten eine möglichst isolirte Stelle aus, fanden aber den Aufenthalt infolge des massenhaften Ungeziefers grässlich.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde hier eine Stadt gegründet, die sehr bald einen lebhaften Aufschwung nahm, da sich hier der geeignetste Platz an der ganzen atlantischen Küste Marokkos für einen Hafen findet. Damals war es erlaubt, Getreide zu exportiren aus dem so fruchtbaren Hinterlande El Gharbia, und besonders war es eine spanische Handelsgesellschaft, die hier bedeutende Geschäfte unternahm. Diese Gesellschaft, „Loscinco Gremios Mayores" in Madrid, erhielt die Concession zum Getreideexport aus den Häfen von F'dala und Dar-el-Beida (Casablanca), später auch aus Mazagan; sie errichtete in F'dala ein prachtvolles hohes Gebäude aus Sandsteinquadern, von dem heute noch wenigstens die Aussenmauern und ein schönes Thor stehen, und es schien, dass hier ein ganz bedeutendes Handelsemporium entstehen würde. Aber schon nach kurzer Zeit verfiel das rasch entstandene F'dala, der Handel zog sich nach Casablanca und Mazagan, und die schönen Gebäude des Ortes, die Moschee, der Sultanspalast, die Qasbah des Kaids, die hohen Stadtmauern, geriethen in Verfall, und heute ist F'dala ein jämmerlicher Ort mit kaum 1000 Bewohnern. Ausserhalb der Stadt, dicht am Meere, finden sich gleichfalls noch Reste von Bauwerken, wahrscheinlich von Hafenanlagen und Palästen; vor einiger Zeit will man hier eine Marmortafel gefunden haben mit portugiesischer Inschrift; sie soll in Mazagan

sein. Auch der Hafen versandete im Laufe der Zeit, und nachdem spätere Sultane den Verkehr der Europäer in Marokko erschwerten, den Export von Getreide verboten, so sank auch diese Gegend in die frühere Barbarei zurück, und nur verfallene Gebäude erinnern an die Unfähigkeit der marokkanischen Bevölkerung, aus ihrem an und für sich reichen und fruchtbaren Lande etwas zu machen.

Wir verbrachten eine unangenehme Nacht. Es war schwer, Provisionen zu kaufen, und erst mit vieler Mühe und nach langem Warten konnte ich Futter für die Pferde und Maulthiere schaffen. Der Beamte des Sultans war abwesend, und mit den zurückgebliebenen störrischen und mistrauischen Dienern war nichts anzufangen. Wir waren froh, als wir am Morgen des 5. Februar aus diesen dumpfen Räumen heraus waren und in der frischen Morgenluft unsere Reise fortsetzen konnten.

Nur eine kurze Strecke hinter dem Ort passirten wir den Wad-er-Ruman (Fluss des Granatapfels) und zwar auf einer wohlerhaltenen Brücke, eine seltene Erscheinung in Marokko. Hier theilen sich die Wege; der eine führt südlich nach Casablanca und weiterhin in die übrigen Küstenstädte des Oceans; wir wandten uns in südöstlicher Richtung in das Innere des Landes. Ein armer Jude, der sich uns während der letzten Tage angeschlossen und sich durch eifrige Dienstleistung nützlich gemacht hatte, verliess uns hier, um allein seinen Weg nach Dar-el-Beida fortzusetzen.

Das Terrain, das wir durchritten, ist ein gegen 40 m über dem Meer gelegenes Plateau, bestehend aus horizontal liegenden Kalksteinplatten, die häufig aus der Decke von Ackerkrume hervorragen; vollständig baum- und strauchlos, erblickt man nur das büschelförmig angeordnete Palmittogestrüpp und spärliches Gras, sodass dieser Theil des Gharbia, am Meeresstrande, nicht als besonders fruchtbar bezeichnet werden kann. Erst weiter landeinwärts änderte

sich das. Wir hielten gegen 11 Uhr in der Nähe einer Gruppe von Duars der Kabyle Znetsa, die einen lebhaften Ackerbau betreiben, da wir grosse wohlbebaute Flächen bemerkten. Gegen 1 Uhr rasteten wir bei einer Quelle mit gutem frischen Wasser, Ain-el-Tet, und erreichten von hier aus gegen 3 Uhr einen Complex von Duars der Kabyle Schauja. In der Nähe befanden sich die Duars der Meduna, einer Abtheilung der Schauja, und in einem dieser Dörfer, wo gerade Wochenmarkt abgehalten wurde, hielten wir und schlugen unsere Zelte ausserhalb der Qasbah auf. Der Kaid der Qasbah war krank und liess sich entschuldigen; er schickte seinen Chalif, und wir waren hier sehr gut aufgehoben. Eine reichliche Muna verdankten wir der Fürsorge des letztern, und abends kamen zehn Mann als Wache, da ich nicht innerhalb der Mauern der Citadelle die Nacht verbringen wollte. Die ganze Niederlassung machte den Eindruck der Wohlhabenheit, und die Bevölkerung zeigte sich nicht so störrisch und mistrauisch wie anderwärts.

Unterwegs begegneten wir einigen Machazini des Sultans mit wohlbepackten Pferden. Unter dem Gepäck befanden sich die Köpfe von fünf hingerichteten Rebellen. Der Sultan pflegt jährlich einmal nach Marrakesch zu reisen, und als Anzeichen seines Kommens schickt er immer vorher einige Köpfe von Aufständischen, um sie auf der Mauer eines dem Sultan gehörigen Hauses in Marrakesch aufstecken zu lassen als Warnung für alle Unzufriedenen! Es war dies also ein Anzeichen, dass der Sultan demnächst seinen Zug nach der zweiten Hauptstadt anzutreten im Begriff steht, und die arme Bevölkerung der zu durchziehenden Landstriche, der das Glück bevorstand, Seine scherifische Majestät mit dem zahlreichen Gefolge und Tausenden von Soldaten zu bewirthen, machte sich schon auf die üblichen Contributionen gefasst. Wie immer sind es auch hier

weniger die Grossen, die das Volk bedrücken, als deren Anhang und Gefolge, die Machazini und Soldaten, die mit brutaler Rücksichtslosigkeit sich des Besitzes der wehrlosen Landbevölkerung bemächtigen, sodass man der Ankunft des kaiserlichen Zuges immer mit Bangen entgegensieht.

Wir hatten seit dem gestrigen Tage vom Meere Abschied genommen, um uns erst nach langer, langer Zeit wieder am Anblick desselben erfreuen zu können. Stand ja doch mein Plan schon damals vollständig fest, zu versuchen, in die Sahara zu kommen und dann Timbuktu zu erreichen. Schien das schon eine fast unlösbare Aufgabe, wer konnte dann wissen, auf welche Weise wir wieder zum Meere gelangen werden, ob an den Atlantic in den französischen Colonien Senegambiens, ob, den Niger abwärts fahrend, in dem Meerbusen von Guinea, oder ob, wieder zurückziehend, an das Mittelmeer an einem algierischen oder tunesischen Küstenpunkte? Es machte mir einen tiefen, beklemmenden Eindruck, als ich, auf der steilen Küstenwand zwischen F'dala und Casablanca stehend, zum letzten mal die mächtigen Fluten des Atlantic sich an den quarzitischen Klippen der marrokkanischen Küste brechen sah, und mit einem am fernen Horizont entschwindenden Schiffe schienen mir auch die letzten Bande sich zu lösen, die mich an die civilisirte Welt fesselten. Doch *nunquam retrorsum*, dachte ich mir. Vor uns lag das mächtige Atlasgebirge mit seiner wilden Natur und seinen unbändigen, räuberischen Bewohnern; dann die Wüste mit ihrem Schweigen und ihren Gefahren, dann aber winkte als Preis das vielumworbene, vielerstrebte und so selten erreichte Timbuktu! Was aber hatte ich dort zu erwarten? Caillé war als armer Pilger gereist, nicht als Ungläubiger erkannt worden und unbehelligt entkommen; Major Laing war erdrosselt worden und Barth war mehr oder weniger Gefangener und nur infolge der wirksamen Empfehlungsschreiben des christenfreund-

lichen Sultans von Bornu späterhin entlassen worden. Was aber hatte ich? Einen Empfehlungsbrief des Sultans von Marokko, als Begleiter und Dolmetsch einen Mann, der es versuchte, durch eine entfernte Verwandtschaft mit dem angesehenen Emir Abd-el-Kader und mit einem etwas selbstbewussten Auftreten als Scherif und Mitglied einer grossen religiösen Sekte den Leuten zu imponiren, und endlich den festen Willen meinerseits, das erstrebte Ziel zu erreichen. Würde das wol genügen, musste ich mich an dieser Stelle fragen, all den Gefahren zu entgehen, an denen die besten Kräfte anderer gescheitert waren? Quien sabe? sagte mein zweiter Dolmetsch, und wir zogen weiter.

Am Morgen des 6. Februar wurde es ziemlich spät, ehe wir aufbrechen konnten. Der liebenswürdige Kaid schickte erst noch ein sehr splendides Frühstück, auch war die Entfernung bis zur nächsten Qasbah, die als Ruhepunkt ausersehen war, nur eine sehr geringe, sodass wir ruhig bleiben konnten. Nach einem bequemen Ritt durch wohlbebautes und starkbevölkertes Terrain erreichten wir schon gegen 1 Uhr die grosse Qasbah Reschid, wo wir hielten. Die Richtung des Weges war eine südöstliche und passirten wir verschiedene Duars. Die Leute hier gehören zur grossen Kabyle Schauja, führen aber den besondern Namen Herriz. Der Kaid gilt als ungemein reich und ist ein Schwager des Sultans. Dicht bei der Qasbah befindet sich ein grosses, guterhaltenes Grabmal mit einer grossen Kuppel, in welchem der Vater des Kaid, der als sehr frommer Mann grosse Verehrung genoss, begraben liegt. Auch sollen hier die Familienschätze verborgen sein, und hofft man, dass der Sultan, der in Geldsachen niemand schont, sich abhalten lassen werde, die Familie ihres Reichthums zu berauben. Wir wurden sehr gut aufgenommen, was sich immer zuerst in der gelieferten Muna zeigt und der Art und Weise, wie diese gebracht wird. Um nur ein-

mal ein Beispiel anzuführen, wie diese Munas beschaffen sind, mag erwähnt werden, dass wir, kaum angekommen, reichliches Futter (Stroh und Gerste) für die Pferde geliefert bekamen; dann kamen die persönlichen Geschenke: vier Hüte Zucker, ein Pfund Thee, vier Pfund Kerzen und abends ein so reichliches Essen, dass wir einen grossen Theil verschenken mussten. Dieses Essen bestand zunächst in dem Hauptgericht, Kuskussu, mit Gemüsen und gebratenem Fleisch; dann gebratenen Hühnern, Hammelbraten und vielfach auch noch, gewissermassen als „Mehlspeise", Kuskussu in Milch, oder trockenem Kuskussu mit Zucker, Zimmt, Rosinen u. s. w. Alles aber in grossen Quantitäten, von jeder Speise eine oder auch mehrere Schüssel gehäuft voll; diese Schüsseln werden mit einem grossen hutartigen Kegel, aus Binsen geflochten und oft hübsch verziert, zugedeckt und in dieser Weise servirt. Kuskussu ist das Lieblingsgericht nicht nur aller Marokkaner, sondern auch weiterhin im Süden, in Timbuktu und im Sudan war diese Speise allgemein verbreitet. Eine Uebersetzung des Wortes ist kaum möglich. Man kann Kuskussu aus jeder Sorte Mehl darstellen, aus Weizen, Gerste, Mais, Korn, im Sudan sogar aus Negerhirse. Dieses Mehl wird etwas angefeuchtet und dann rollen es die Frauen durch eine eigenthümliche Bewegung mit der Handfläche und den Fingern in kleine Körner, von der Grösse eines groben Grieses; in der Regel wird diese Masse dann noch gesiebt. Dieser rohe Kuskussu wird an der Sonne getrocknet, damit er sich hält. Um denselben geniessbar zu machen, wird derselbe nicht gekocht, sondern gedämpft; man hat dazu besondere eiserne oder irdene Töpfe, die mit Wasser gefüllt werden, darauf wird ein zweiter kleinerer Topf gestellt, der durchlöchert ist, dann das Ganze zugedeckt und über das Feuer gestellt. Es dauert ziemlich lange, ehe der Kuskussu genügend durchgedämpft ist.

Dann wird er in die zum Auftragen bestimmten Schüsseln gethan, oft noch mit etwas Safransauce übergossen, Fleisch und Gemüse in zierlicher Weise daraufgelegt, und dann gegessen, und zwar nur mit den Fingern der rechten Hand. Die Araber haben eine besondere Geschicklichkeit, die sich der Fremde nicht so leicht aneignet, diese lockere Masse in kleine Ballen zusammenzurollen und in den Mund zu schieben, ohne dass etwas auf die Erde oder die Kleider fällt. Die Marokkaner verzehren ungeheuere Mengen von diesem Lieblingsgericht; ich fand, dass es schnell sättigt, aber nicht nachhaltig ist, sodass ich schon nach kurzer Zeit wieder das Gefühl der Leere hatte. Zum Braten der Speisen wird Olivenöl, im südlichen Marokko auch Arganöl sowie Butter verwendet. Das letztere ist etwas bedenklich, da man nur geschmolzene Butter nimmt, die monatelang in Ledersäcken aufbewahrt wird und oft einen stark ranzigen Geschmack annimmt. Das aber zieht der Marokkaner allem andern vor, und frische Butter verschmäht er; ich musste mir, wenn ich frische Butter haben wollte, dieselbe immer erst bestellen. Brot, und zwar recht gutes aus Weizenmehl, wird allenthalben in Marokko gebacken, in kleinen flachen Laiben. Hühner sind sehr häufig, Eier werden selten gegessen, von Fleisch vorherrschend Ziegen und Hammel, weniger häufig vom Rind. Schwein ist natürlich streng verpönt. Das Hammelfleisch ist ganz vortrefflich und dem Rindfleisch bei weitem vorzuziehen. Der Marokkaner geniesst nie geistige Getränke, sondern nur Wasser zum Essen; vor dem Speisen pflegt man Thee zu trinken, und zwar nur grünen chinesischen Thee, der stark gezuckert und mit einem minzartigen Kraut versetzt wird. Nach dem Speisen wäscht sich der Marokkaner die Hand mit warmem Wasser und Seife, ebenso spült er sich den Mund aus; ein Handtuch aber kennt er nicht. Als ein Zeichen von guter Sitte gilt es, wenn der Gast nach dem Essen

seiner Zufriedenheit durch kräftige, aus der Tiefe des Magens hervorkommende Töne zu erkennen gibt, wofür wir ein onomatopoetisches Wort haben. Der ganze Vorgang, der bei uns sehr verpönt wird, ist aber in Marokko allgemein Sitte und haben die Leute eine ausserordentliche Virtuosität erlangt in der Hervorbringung dieser Naturlaute. Es vertritt diese Art der Quittung für genossene Gastfreundschaft gewissermassen die bei uns üblichen Verdauungsvisiten, über die die Marokkaner wahrscheinlich ebenso lachen wie wir über die dortige Sitte.

Am Morgen des 7. Februar verliessen wir diese Qasbah und zogen in südöstlicher Richtung weiter in das Innere des Landes. Es war heiss, wir hatten gegen Mittag 27° C. im Schatten, und die Gegend war völlig waldlos. Durch ebenes, theilweise wohlbebautes Terrain, an einigen Duars und Marabugräbern vorüber erreichten wir gegen 1 Uhr eine niedrige von Nordost nach Südwest streichende Hügelkette, die aus horizontal liegenden Kalksteinbänken besteht. Es ist derselbe Kalkstein, über den wir schon wiederholt geschritten, der aber meistens mit Humus bedeckt war. Hier trat er in Form von Hügeln aus der Ebene hervor, sodass es den Anschein hat, die ganze Gegend müsse einst ein hohes Kalksteinplateau gewesen sein, das im Laufe der Zeit zerstört und weggeführt wurde und wovon nur noch einige Reste zurückgeblieben und erhalten sind. Nach Uebersteigung dieser Kette sahen wir vor uns die Duars und das Städtchen des Kaid Zettat, noch der Kabyle Schauja angehörig. Das Ganze machte einen freundlichen Eindruck; grosse schöne Häuser, hübsche Gärten, ein grosser freier, mit Mauern umgebener Platz für die Karavanen und ein liebenswürdiger Kaid, der uns trefflich aufnahm und versorgte, machte diesen Punkt zu einem angenehmen Nachtquartier. Der Kaid hielt sich lange bei uns auf, war neugierig nach politischen Neuigkeiten aus Europa und sprach

geheimnissvoll von grossen Pulversendungen, die von Marrakesch aus nach Tetuan gehen sollten und hier durchgekommen seien. Er vertraute uns ferner, natürlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit an, dass der Sultan den Krieg erklärt habe, nur wisse er nicht, ob an Frankreich oder Spanien! Natürlich war das Ganze unnützes Gerede, wahrscheinlich hatte einer dieser beiden Staaten wieder irgendeine Grenzfrage aufgeworfen, wie das oft geschieht, und der Sultan fühlt sich dann so wenig sicher, dass er allerhand unnütze Sachen unternimmt. Er gibt in der Regel klein bei, da er sich wohl bewusst ist, dass er unterliegen müsse und dass die Selbständigkeit Marokkos nur von der Eifersucht zwischen England, Spanien und Frankreich abhängt.

Am folgenden Morgen besuchten wir den prachtvollen Orangengarten des Kaid. Es war ein herrlicher Anblick, Tausende von Bäumen zu sehen, aus deren dunkelgrünem Blätterschmuck die süsse und wohlschmeckende Frucht golden hervorglänzte. Da keine Gelegenheit vorhanden ist, um die im Ueberfluss wachsenden Orangen zu exportiren, so muss nothwendigerweise eine Menge zu Grunde gehen; im Lande selbst sind diese Früchte natürlich sehr billig, sodass ein so grosser Garten von Orangenbäumen im Grunde doch sehr wenig einträgt. Es hat mich stets gewundert, warum man nicht das in den Orangenschalen enthaltene Oel darstellt und verwerthet; davon, dass dasselbe einen gewissen Werth hat, scheinen die Marokkaner keine Ahnung zu haben.

Wir ritten wieder in südöstlicher Richtung weiter und erreichten nach anderthalb Stunden die Quelle Buita mit den Ruinen einer alten Qasbah. Das Wasser der Quelle wird sehr gerühmt, und wenn der Sultan auf seinem Zuge nach Marrakesch diesen Ort berührt, lässt er eine grosse Quantität dieses Wassers in Schläuchen mitnehmen. Gegen 1 Uhr verliessen wir den Hauptweg (oder besser die

Hauptrichtung, denn Wege gibt es in Marokko nicht), der in seiner Fortsetzung zur Qasbah Meskin führt, und wandten uns mehr östlich zur Qasbah Ulad Sidi ben Tanit, wo wir gegen 3 Uhr ankamen. Der Kaid war abwesend, oder wollte sich nicht zeigen, die Bevölkerung sehr ungastlich und wollte uns anfangs nicht einmal gestatten, die Zelte aufzuschlagen. Die Qasbah und die ganze Ansiedelung sind noch völlig neu, die Häuser zum Theil noch nicht einmal fertig, und wir sahen noch die Arbeiter mit dem Stampfen der Lehmmauern beschäftigt, wozu sie ein einförmiges Lied sangen. Wir erfuhren später, dass die Kaidfamilie Schurafa sind, also eingebildeter, mistrauischer und unzugänglicher als alle andern Araber; das Verhalten des Kaids aber trägt sich auch auf seine Unterthanen über, und so hatten wir einen sehr unangenehmen Aufenthalt. Erst spät gelang es den Bemühungen Hadsch Ali's sowie der uns begleitenden Machazini, das Nothwendigste zu erhalten.

Unser nächstes Reiseziel war die Qasbah Meskin (arm), die wir auch schon bald nach Mittag des nächsten Tages erreichten. Wir passirten das Grabmal des Marabu Sidi Seschan; in der Nähe befinden sich die Ruinen einer alten arabischen Stadt; Mauerreste und behauene Steine finden sich noch in grosser Menge. Ich konnte leider nichts Näheres über diese Stadt erfahren; vermuthlich ist sie von irgendeinem Sultan einmal von Grund aus zerstört worden, um die rebellischen Bewohner zu strafen.

Unser heutiger Weg führte durch ziemlich coupirtes Terrain und über zahlreiche kleine Hügelrücken, zwischen denen sich saftgrüne Wiesen mit herrlichem Blumenschmuck anmuthig ausdehnten. Infolge des Regens von mehrern Tagen war die Vegetation schnell in die Höhe gegangen. Bereits gestern hatten wir in weiter Ferne die schneebedeckten Berge des gewaltigen Atlasgebirges erblickt, und heute kamen wir denselben etwas näher.

Der Kaid der Qasbah Meskin, die eine Zauja ist, heisst Hamid ben Schefi. Schon ehe wir den Platz erreichten, stiessen wir auf zahlreiche Knaben, die uns hölzerne Schreibtafeln entgegenhielten und um Geld bettelten. Es waren die Schüler einer Art Klosterschule, die uns ihre Fortschritte im Schreiben von Quranversen zeigten und mit etwas Flus (marokkanisches gegossenes Kupfergeld) zufrieden waren.

Der Kaid sowol wie sein Chalif litten an Fieber, und ich vertheilte etwas Chinin und Bittersalz. Der Kaid ist ein grosser Raritätensammler; er soll in seinem Wohnhause allerhand merkwürdige Sachen haben, seltsame Uhren, Maschinen u. s. w., ein Sport, den man bei den interesselosen Marokkanern nicht oft findet. Auch liefen in dem Orte mehrere zahme Gazellen frei herum, sowie einige prachtvolle Bergschafe, fast von der Grösse eines Hirsches und von grosser Stärke, Thiere, die ich noch nie gesehen hatte und die im Atlasgebirge wild vorkommen sollen.

Ehe wir am Morgen des 10. Februar weiter zogen, wohnte ich noch einer eigenthümlichen Scene bei, ein interessantes Abenteuer würden es andere nennen. Fast jeder Europäer wird in Marokko als Arzt angesehen und muss sich gefallen lassen, über alle möglichen Krankheiten Auskunft und Hülfe zu geben. Der Kaid, dem ich schon gestern Chinin gegeben hatte, liess mich heute früh ersuchen, noch nicht abzureisen, eine seiner Frauen sei krank und wünsche mich zu consultiren. Wenn man bedenkt, in welcher Abgeschlossenheit in Marokko die Frauen leben, besonders die der bessern Stände, wie sie auf der Strasse nur mit dicht verhängtem Gesicht gehen dürfen, den ganzen Körper in ein grosses, hässliches, betttuchartiges Stück Zeug gehüllt, wie es in den Städten der Europäer vermeiden muss, eine solche Frau anzusehen, und besser thut, das Gesicht abzuwenden oder ihr aus dem Wege zu gehen, so wird

man begreifen, dass ich über diese Aufforderung des Amils etwas verwundert war. Jedenfalls war es dringend nöthig, die grösste Ernsthaftigkeit zu heucheln. Die Vorbereitungen und Vorsichtsmassregeln, die zu dieser Consultation getroffen wurden, waren sehr umfassender Natur und war das ganze Ceremoniell offenbar am Abend vorher in einem Familienrath festgestellt worden. Einige Verwandte des Kaids führten mich und Hadsch Ali, den ich als Dolmetsch mit mir nehmen musste, zunächst in die Qasbah, wo wir in einem der Höfe eine Zeit lang warten mussten. Dann erschien ein alter, etwas verkrüppelter Eunuch, dessen Augen geblendet worden waren, der Haremswächter, und führte uns beide durch einige andere Höfe vor ein grosses Haus, dessen gewaltiges mit Eisen beschlagenes Thor fest verschlossen war. Nachdem er die verschiedenen Schlösser geöffnet, liess er uns eintreten und in der Hausflur warten; eine schwarze Sklavin brachte einen halbzerbrochenen europäischen Rohrstuhl, der nach einem gewiss abenteuerlichen Leben und nach Erduldung harter Strapazen in diese von der Welt verlassene Qasbah vom Schicksal verschlagen worden war, und deutete mir an, dass ich dieses Möbel in einer mir passend erscheinenden Weise verwenden sollte. Ich konnte übrigens hieraus schon den betrübenden Schluss ziehen, dass mir der Eintritt in die eigentlichen Wohnräume doch versagt bleiben werde; und so war es auch. Bald erschien in Begleitung einer Dienerin eine marokkanische Dame mittlern Alters, reich gekleidet, das Gesicht nicht vollständig verhüllt, sondern nur eine schmale weisse Binde um den Mund gelegt, die sie beim Sprechen ein wenig mit den reichlich mit Silberringen verzierten Fingern lüftete. Sie klagte über heftige Schmerzen in der linken Brust. Das war nun so eine Sache. Eingedenk der dringenden Warnungen meines Dolmetsch Hadsch Ali, die Empfindsamkeit der Mohammedaner nicht zu verletzen, rieth ich der

Dame, ohne irgendeine Ocularinspection vorzunehmen, die schmerzhafte Stelle mit Kampherspiritus zu reiben, ein Mittel, das ich, wenn ich in Verlegenheit war, gegen jedes schmerzhafte Leiden verordnete. Damit schien die Frau aber doch nicht zufrieden, und so leichten Kaufs sollte ich nicht wegkommen. Es musste doch eine Berührung wenigstens der so heftige Schmerzen verursachenden Stelle vor-



Fig. 11. Costüm einer reichen Marokkanerin.

genommen werden, wobei sie selbst meine Hand führte. Ich nahm meinen ganzen Ernst zusammen, erklärte das Ganze für äusserst bedenklich, bemerkte aber gleichzeitig, wie ausserordentlich heilkräftig das von mir angegebene Mittel sei, und erzählte in lebhaften Worten, wie viele der schwierigsten Krankheiten ich auf diese Weise geheilt habe. Leider musste ich das alles durch meinen Dolmetsch sagen

lassen, aber die Frau, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit meine Minen verfolgte und den Sinn der Worte mir vom Munde ablas und errieth, war endlich doch befriedigt und versprach, meinen Anordnungen Folge zu leisten. Ich musste ihr schliesslich noch eine Flasche voll dieses Kampherspiritus schicken, nachdem ich ihr hatte sagen lassen, wie die Procedur des Einreibens vor sich zu gehen hat; ich war aber froh, aus dieser etwas heikeligen Situation erlöst zu sein. Die Frau mit ihrer Dienerin verschwand, der geblendete Eunuch erschien, führte uns aus dem Hause, schloss das gewaltige Thor zu, andere Männer nahmen uns in Empfang, und so gelangte ich endlich zu meinen Zelten.

Ich liess alles zur Abreise herrichten; der dankbare Kaid verabschiedete sich und beauftragte seinen Chalif, dem man noch die Spuren des Fiebers ansah, uns ein Stück zu begleiten. Ich bereute es aber bald, nicht der Aufforderung des Kaid gefolgt zu sein und den Tag bei ihm verbracht zu haben, denn kaum waren wir unterwegs, als ein Regen losbrach und stundenlang anhielt. Das Terrain war ziemlich bergig und felsig, erst passirten wir ein kleines aus horizontal liegenden dicken Bänken von Kalkstein bestehendes Gebirge und stiegen dann in eine schöne fruchtbare Ebene hinab, das Thal des Wad Umerbia. Die Ueberschreitung dieses Flusses, die kurz unterhalb der Vereinigung desselben mit dem Wad-el-Abid stattfand, ging nicht ohne Schwierigkeiten von statten. Infolge des Regens war der Fluss tief, breit und reissend; die Pferde und Maulthiere mussten schwimmen, und wir hockten auf den Thieren, wobei es unvermeidlich war, dass wir gründlich durchnässt wurden. Insbesondere das Gepäck verursachte Schwierigkeiten, und wir mussten eine Anzahl Leute aus einem benachbarten Duar requiriren, um uns Hülfe zu leisten. Wir waren endlich sehr froh, dass wir ohne Unfall und ohne wesentlichen Verlust den Fluss passirt hatten. Nachdem

wir das sehr sumpfige Inundationsgebiet des Wad Umerbia durchwatet hatten, stieg das Terrain rasch wieder an, und wir befanden uns in einem kleinen Gebirgszuge, der aus einem blauen, dünnen Thonschiefer bestand, dessen Schichten senkrecht stehen, mit mächtigen Einlagerungen von weissem Quarzit und krystallinischem Kalkstein. Auch Marmor muss hier vorkommen, denn wir fanden zahlreiche Rollstücke eines schönen weissen Marmors. Das felsige Terrain bot den ermüdeten Thieren grosse Schwierigkeiten zum Fortkommen. Endlich nach 4 Uhr gelangten wir, völlig durchnässt, an das erste Duar der Kabyle Scheragra, wo wir Unterkunft suchten und die Zelte aufschlugen. Es war leider nicht das Duar des Kaid, und die Bevölkerung sehr unfreundlich und mistrauisch. Erst nachdem die vier Mann starke Escorte, die uns der Kaid von Meskin mitgegeben hatte, den Leuten zugeredet hatte, dass wir nicht gekommen wären, um zu plündern, sondern gern alles bezahlen wollten, fand sich etwas Gerste für die Pferde und Maulthiere; anfangs hiess es, es sei absolut nichts im Dorfe. Schliesslich brachten die Leute sogar ein Paar Hühner und Kuskussu, sodass wir uns ein Abendessen herstellen konnten. Es war eine armselige Bevölkerung, das sahen wir wol, und so fanden wir es vollkommen begreiflich, wenn die Leute, bei den in Marokko herrschenden Gebräuchen, die herankommenden Fremden nicht freundlich empfingen. Uebrigens hatte uns nur das Unwetter in dieses etwas abgelegene Dorf getrieben; wären wir nicht so völlig durchnässt gewesen, hätten wir gewiss einen grössern Ort aufgesucht.

Am Morgen des 11. Februar hatte sich das Wetter gebessert und wir zogen in südwestlicher Richtung weiter. Unser Ziel war die grosse Qasbah Kelaa, die nur noch wenige Tagereisen von Marrakesch entfernt ist. Wir stiessen auf dem ganzen Marsch nicht auf ein einziges Duar, die Ge-

gend schien völlig unbewohnt, nur ein einzelnes Marabugrab sahen wir. Bei unserer Ankunft in Kelaa wurden wir anfangs etwas mistrauisch angesehen. Es ist ein ziemlich grosser Ort und die von einer Mauer umgebene Qasbah ist sehr umfangreich und ausgedehnt. Nachdem wir bei dem Kaid angemeldet waren, wurde uns bedeutet, in die Qasbah zu kommen und nicht die Zelte aufzuschlagen, da wir in einem Hause untergebracht werden sollten. Einige enge Thore und winkelige Gänge führten in den grossen Hof der Qasbah, wo uns der Kaid und seine Umgebung sehr ceremoniös und zurückhaltend empfingen. Es wurde uns ein einstöckiges Haus angewiesen, und ich war erstaunt über die ehemalige prächtige Ausschmückung im Innern. Freilich war jetzt alles im Verfall, aber wir sahen noch stellenweise erhalten die prachtvollen hufeisenförmigen, mit Decorationen reich versehenen Thore, die schöne farbenreiche Stuckarbeit im Innern und die reizende Fliesenbedeckung der Fussböden und Wände. Das Ganze erinnerte lebhaft an gewisse Räume der Alhambra, und es muss ein reicher und kunstsinniger Kaid gewesen sein, der dieses Haus errichtet und bewohnt hat. Der jetzige Kaid kümmert sich nicht darum, er begnügt sich mit einem einfachen, schmucklosen Hause und überlässt den prächtigen Palast dem Verfall. Die Stellung dieser Leute ist eine so unsichere und von den Launen des Sultans abhängige, dass sie es nicht der Mühe werth finden, etwas für den äussern Glanz zu thun, da sie jeden Augenblick abberufen und ihrer Ersparnisse, die allerdings meistens Erpressungen sind, beraubt werden können. Trotz des etwas steinigen Bodens ist doch die weitere Umgebung gut angebaut, und da kein Fluss in der Nähe ist, so muss der Boden künstlich bewässert werden. Zu dem Zweck hat man ein ausgedehntes Berieselungsystem eingeführt und dazu einige kleine Zuflüsse des Wad Umerbia verwendet. Diese Kanäle bestehen

aus zwanzig bis dreissig Fuss tiefen Löchern, die einige hundert Fuss voneinander in den Boden gegraben werden. Diese Löcher werden durch unterirdische Gänge miteinander verbunden und dann geschlossen; es wird dabei immer an der Stelle, wo das Loch sich befindet, der Erdboden grabartig erhöht, sodass man auf dem Terrain zahllose, scheinbar nicht zusammengehörige Erdhaufen findet, die aber die Richtung der Kanalisation bedeuten. Es ist dabei die Hauptaufgabe, überall das richtige Gefälle herzustellen, um eine beständige Circulation des Wassers hervorzubringen. Es ist eine mühsame und kostspielige Arbeit, die Herstellung und Instandhaltung dieser Kanäle, und doch hängt davon der Ertrag des an und für sich trockenen Bodens ab. Die Benutzung von Sklaven, die absolute Macht des Kaid über seine Unterthanen und das Bewusstsein der letztern, dass diese Arbeit allen zugute kommt, sowie die äusserst geringen Arbeitslöhne erleichtern die Herstellung dieser primitiven und doch schwierigen Bauten.

Wir unternahmen mit dem Kaid einen Rundgang um die Qasbah und besichtigten dabei einige der im Bau begriffenen Kanäle; angebaut wird ausschliesslich Gerste und Weizen.

Das Mistrauen der Leute legte sich allmählich. Am schärfsten beobachtete man hier meinen Dolmetsch Hadsch Ali, dessen Erzählungen von seinem Onkel Abd-el-Kader, von der grossen Sekte Abd-el-Kader-Dschilali in Bagdad und von seinen ausgedehnten Reisen sehr skeptisch aufgenommen wurden. Ja es fand sich sogar ein alter Mann, der Abd-el-Kader in Damascus besucht hatte und der nun eine Art Examen mit meinem Begleiter anstellte über die dortigen Verhältnisse und Personen. Die bedeutende Beredsamkeit Hadsch Ali's und die Sicherheit seines Benehmens halfen ihm übrigens aus der Klemme, und schliesslich war man doch überzeugt, dass er die Wahrheit gesagt habe. Der

Kaid wurde endlich sogar liebenswürdig, wir wurden stets zu seiner Tafel geladen, was ich durchaus nicht als einen Vorzug ansah, und meine Begleitung wurde aufs reichlichste versorgt, sodass alle Welt mit dieser Qasbah sehr zufrieden war. Ja der Kaid redete mir so lebhaft zu, noch einen Tag zu verweilen, dass ich schliesslich auch zusagte und meine Pferde sich ordentlich erholen konnten. Wir bekamen sehr viel Besuche aus der Umgebung, und die Theekanne musste stets in Bereitschaft gehalten werden. Wie üblich, entstanden dann stets religiöse Discussionen zwischen meinem Scherif und den Besuchern; aber auch der Wunsch, Neuigkeiten aus Europa zu erfahren, trieb die Leute dazu an, den Hakim-er-Rumi (den römischen, d. i. fremdländischen Arzt) zu besuchen.

In dieser Qasbah trieben sich einige Mitglieder der Sekte Es-Senusi herum, schmuzige, zerlumpte Gestalten, die des Nachts in der Nähe unsers Hauses unter furchtbarem Geheul ihre Andacht abhielten. Als wir am 13. Februar früh zeitig uns verabschiedeten und schon zu Pferde sassen, kam einer dieser Strolche mit einer grossen Lanze auf mich zugestürzt, fiel dem Pferde in die Zügel und verlangte stürmisch Geld. Er war mit dem Dargereichten nicht zufrieden und wurde im höchsten Grade zudringlich, drang sogar mit der Lanze auf mich ein, sodass er nur mit der grössten Anstrengung und unter Mithülfe des Kaids beruhigt und weggeführt werden konnte; dabei wurde dieser Tagedieb noch sehr schonend und rücksichtsvoll behandelt; er ist eben ein Heiliger.

Unser nächstes Ziel war die grosse Qasbah Temlalat, ein langer Weg und dazu ein sehr heisser Tag. Das Terrain war wieder sehr gebirgig. Wir durchkreuzten zunächst einen langen, von Nordwest nach Südost streichenden Gebirgszug, bestehend aus Quarzit, Thonschiefer und rothem quarzitischen Sandstein; in dem Thonschiefer fand

sich ziemlich viel Kupferkies. Die Schichten fallen steil nach Nordosten; die höchsten Punkte dieses Gebirges erreichen nicht über 1000 m Seehöhe, bilden aber zackige, äusserst pittoreske Spitzen. Von hier stiegen wir in eine grosse, schöne Ebene hinab, aber ohne Leben; kein einziges Duar war zu sehen, nur selten begegneten wir einem lebenden Wesen. Zur Linken hatten wir die ganze lange Kette des Atlasgebirges, die höchsten Spitzen mit riesigen Schneefeldern bedeckt, ein wunderbarer Anblick; wir aber keuchten, im Anblick dieser Schneemassen, bei fast 30° C. mühsam weiter in der völlig schattenlosen Ebene. Es ist im höchsten Grade auffallend, dass am Fuss eines so gewaltigen Hochgebirges die Ebene so wasserarm ist. Es hat das seinen Grund darin, dass der Atlas aus einer Anzahl Parallelketten besteht, dass also das Wasser vorherrschend in die Längsthäler abfliesst. In den wenigen Querthälern aber, die nach Norden und Süden abfliessen, wird das Wasser schon im Quellgebiet von den Bewohnern abgefangen, in zahllose Kanäle vertheilt und zur Bewässerung der Gerstenfelder benutzt. Auf diese Weise kommt sehr wenig Wasser herab in die Ebene von Marrakesch, und die Bevölkerung muss sich auf die oben geschilderte Weise behelfen, um den Boden ertragfähig zu machen. Auch in der Nähe der Qasbah Temlalat war der Boden mit kleinen Erdhaufen bedeckt, die von den Berieselungskanälen herrühren.

Obgleich so nahe bei Marrakesch gelegen, wurden wir doch in Temlalat nicht besonders freundlich empfangen. Es war nur ein Unterbeamter anwesend, ein Amin, der den Brief des Sultans sehr wenig respectirte und behauptete, ein sehr armer Mann zu sein. Erst als er erfuhr, dass wir durchaus nicht darauf beständen, eine unentgeltliche Muna zu bekommen, sondern nur gesicherte Unterkunft und Lieferung von Provision für Menschen und Thiere

gegen Bezahlung verlangten, wurde er höflicher und sicherte alles zu. Besonders bemerkenswerth sind hier zahlreiche und ausgedehnte Olivengärten, wie wir sie seit langer Zeit nicht gesehen hatten.

Am 14. Februar endlich hatten wir die letzte Strecke zurückzulegen, um das alte berühmte Marrakesch zu erreichen. Es war ein langer Marsch, und erst abends 7 Uhr zogen wir in die zweite Residenz des Landes ein. Im allgemeinen war die Richtung eine südwestliche. Die grosse Ebene wird von einem kleinen, aber sehr interessanten Gebirge unterbrochen. Zunächst erreichten wir eine Anzahl spitzer pittoresker Berge von echt vulkanischem Typus, die aus Basalt bestehen; es war eine ausserordentlich liebliche Landschaft, diese reichlich mit Gras und Blumen bewachsenen Thäler, aus denen die schwarzen Basaltmassen steil emporstiegen. Hierauf folgen flache Hügelrücken, die aus weissem Granit bestehen. Der Feldspat dieses Gesteins ist vielfach verwittert, in Kaolin (Porzellanerde) verwandelt und weggeschwemmt worden; ich fand wenigstens weiterhin derartige kleine Lager dieser weissen Erde. Hierauf folgten noch Schichten eines indifferenten sandigen Schiefers von dunkelrother bis schwarzer Färbung. Dieses ganze kleine Gebirge scheint vollständig unabhängig von dem grossen Atlasgebirge zu sein.

Nach Durchquerung dieses geologisch sehr interessanten Gebirges betraten wir wieder die grosse Hochebene von Marrakesch, die sich nun, anfangs mit viel Schotter bedeckt, ununterbrochen bis an den Fuss des Hohen Atlas ausdehnt. Wir passirten einen kleinen wasserlosen Flussarm und gelangten an eine reizend zwischen zahllosen Dattelpalmen gelegene Zauja mit einem kleinen Dorf. Hier beginnt der kolossale Wald von Dattelpalmen, der sich bis Marrakesch und darüber hinaus erstreckt und Hunderttausende von Bäumen umfasst. Unterwegs schloss

sich uns ein Bewohner der Stadt an, der von einer Reise zurückkam; er ritt ein prächtiges Maulthier und führte einige Diener mit sich. Als wir die äussersten Mauern der Stadt erreichten, mussten wir noch stundenlang in den kolossal ausgedehnten Gärten und Palmenwäldern herumreiten, ehe wir an ein Thor kamen; wir waren schon im Begriff, noch einmal die Zelte vor der Stadt aufzuschlagen, da es schon spät war und die ermüdeten Thiere kaum noch weiter konnten. Aber der Maure, der uns als Führer diente, ermunterte uns stets zum Vorwärtsschreiten, und endlich hatten wir bei fast völliger Dunkelheit uns durch die breiten Strassen und öden Plätze durchgearbeitet, um auf den Rath unsers neuen Freundes auf dem freien Raum vor der herrlichen Kutubia-Moschee und neben dem Palast des Onkels Muley Hassan's, der hier den Sultan vertritt, die Zelte aufzuschlagen. Es war zu spät, um uns noch beim Gouverneur zu melden, und trotz der Ermüdung mussten noch einige meiner Diener in die Stadt und Gerste kaufen sowie etwas Provision für uns selbst.

So hätten wir denn wieder einen Theil unsers Vorhabens zurückgelegt. Der Weg von Fâs bis hierher nach Marrakesch hat lange gedauert. Am 17. Januar verliess ich die Residenz, und erst am 14. Februar traf ich hier ein. Der Umstand, dass man über Rabat muss, verlängert den Weg ganz ungemein; wollte man durch das Scheluhgebiet reisen, so könnte man diese Strecke in 10 bis 12 Tagen zurücklegen. Indess brauche ich es nicht zu bereuen, es war eine interessante und lehrreiche Tour durch das cisatlantische Marokko; jetzt soll nun der Atlas und das transatlantische Marokko besucht werden, was jedenfalls ein viel beschwerlicheres und weniger gefahrloses Unternehmen ist.

ACHTES KAPITEL.

MARRAKESCH EL HAMRA.

Ankunft in Marrakesch. — Gouverneur. — Wohnung. — Besucher. — Juden. — Bedrückungen derselben. — Feier des Geburtstags des Propheten. — Festlichkeiten. — Parade. — Phantasias. — Umzüge der Zauja. — Donnerstagsmarkt. — Gaukler. — Vorbereitungen zur Reise. — Abschied. — Die Stadt Marrakesch. — Gründung. — Mauern und Thore. — Häuser und Strassen. — Verwaltung. — Gefängnisse. — Märkte. — Bazare. — Zahl der Bewohner. — Oeffentliche Gebäude. — Schulen u. s. w. — Aussätzige.

Der Platz, auf welchem wir am Abend unserer Ankunft in Marrakesch die Zelte errichtet hatten, ist ein Quadrat, dessen eine Seite die Moschee el Kutubia einnimmt; rechtwinkelig daran stösst der von aussen schmucklose Palast des Scherif Muley Ali, eines Onkels des jetztregierenden Sultans und Bruders des frühern. Die beiden andern Seiten werden von Gartenmauern gebildet; an zwei Ecken münden enge Strassen von den andern Stadttheilen auf diesen Platz, der im übrigen ziemlich verwahrlost ist und als Ablagerungsraum für allerhand Schmuz, Schutt und Unrath dient. Es scheint eine ruhige, abgelegene Gegend der Stadt zu sein, und nur wenige Menschen kamen hier vorüber; theilnahmlos, weder freundlich noch feindlich gingen sie ihren Geschäften nach, als sie merkten, dass ein Rumi eingetroffen sei.

Obgleich wir spät abends angekommen waren, so blieb doch unsere Ankunft in Marrakesch nicht lange unbekannt;

unser gestriger Führer, von dem wir später erfuhren, dass es ein renommirter Gelehrter sei, hatte die grosse Neuigkeit ausgeplaudert. Der Scherif Muley Ali schickte schon frühzeitig einige Diener mit einem grossen Topf voll frischer Milch; gleichzeitig liess er sich entschuldigen, dass er uns nicht schon am Abend mit Nahrung versorgt habe, aber er hätte erst heute Morgen von unserer Ankunft gehört. Gegen 10 Uhr machten wir dem Gouverneur der Stadt unsere Aufwartung und ersuchten gleichzeitig um Anweisung eines Hauses. Es war ein noch junger Mann von kaum 30 Jahren, der diesen hohen Posten einnahm. Er empfing uns in einem der Höfe seines Hauses nicht unfreundlich, erkundigte sich nach dem Zweck meiner Reise und versprach mir allen Schutz, solange ich in der Stadt verweilen würde. Gleichzeitig gab er Befehl, dass ein Haus für uns eingerichtet werde, und ernannte einen ältern Machazini zu meinem beständigen Begleiter. Kaum waren wir zu unsern Zelten zurückgekehrt, als auch schon eine Anzahl Machazini kamen und uns aufforderten, ihnen zu folgen. Das Gepäck wurde schnell auf die Thiere geladen, und wir zogen nun durch einen grossen Theil der Stadt bis auf einen freien Platz, genannt Dschema-el-Fna, wo sich das für uns bestimmte Haus befand. Dieses letztere war ziemlich gross, einstöckig und ist früher von einigen Engländern bewohnt gewesen, die als Instructeure für die Truppen engagirt gewesen waren. Als ich den Namen des Platzes erfuhr, fiel mir ein, was ein Franzose, Lambert, der lange in Marrakesch gelebt hat, über denselben sagt: „Es gibt in Marokko keine öffentlichen Promenaden; der einzige Erholungsplatz für das Volk ist der grosse Platz Dschema-el-Fna, wo nachmittags die Komödianten, Märchenerzähler, Jongleure und Gaukler aller Art ihre Vorstellungen geben. Im allgemeinen bildet der Platz Dschema-el-Fna das Rendezvous aller Vagabunden der Stadt, und während der Nacht ist es gefähr-

lich, denselben allein zu passiren. Dort befindet sich auch die Mauer, auf welcher die Köpfe der getödteten Verbrecher aufgesteckt werden.“ Mein Soldat beruhigte mich aber und versicherte mich, dass ich in dem Hause in vollkommener Sicherheit wäre. Das letztere hatte einen grossen Hof mit Stallungen für die Pferde und Maulthiere. Im ersten Stock befanden sich einige hübsche grosse Zimmer, aber vollkommen leer. Der Fussboden und die Wände waren mit bunten Fliesen bedeckt in schönen Mustern; die Thüren führten auf eine Veranda, die nach dem Hofe hinausging; nur eins der Zimmer hatte eine kleine Fensteröffnung auf den Platz hinaus. Von der Terrasse des Hauses hatten wir einen Blick über einen Theil der Stadt und vor allem nach Süden zu über die herrliche, langgestreckte Kette des Atlasgebirges, deren Gipfel und Abhänge mit glänzenden Schneefeldern bedeckt waren. Eins der Zimmer hatte ein Jude gemiethet gehabt und dasselbe mit Waaren aller Art, besonders Hennakraut (zum Färben der Fingernägel u. s. w.), Kif (Hanf zum Rauchen), Datteln u. s. w. angefüllt. Er wurde genöthigt, dieses Zimmer zu räumen, sodass wir uns in dem grossen Hause möglichst bequem einrichten konnten.

Kaum waren wir eingezogen, so schickte uns der Pascha ein reichliches Gastgeschenk, damit wir wenigstens für den ersten Tag mit Nahrung versorgt seien: 1 Schaf, 6 Hühner, 10 Tauben, 30 Eier, 10 Pfund Zucker, Thee, Kaffee und Futter für die Pferde! Der Brief des Sultans hatte hier zweifellos eine grosse Wirkung und wurde gehörig respectirt.

Im Laufe des Tags kamen zahlreiche Besuche, besonders auch wegen meines Begleiters Hadsch Ali, dessen Eigenschaft als Scherif und Verwandter Abd-el-Kader's bereits genügend bekannt geworden war. Besonders hartnäckig besuchte uns auch fernerhin ein hiesiger Gelehrter, der mit Hadsch Ali etwas verwandt ist und der an einer Moschee die verschiedensten Wissenschaften lehrt: Archi-

tektur, Chemie, oder richtiger Alchemie, Dichtkunst u. s. w., auch das Schachspiel war ihm bekannt. Er lebte in ziemlich dürftigen Verhältnissen von einer Pension, die er aus einer vom Sultan subventionirten Moschee erhielt. Auch Juden kamen zahlreich zu uns, und einer brachte ein Pack Briefe, die bei dem deutschen Consul in Mogador gelegen hatten. Letzterer eröffnete mir gleichzeitig, dass ich bei ihm Credit hätte für den Fall, dass mir die Mittel zur Weiterreise nicht genügten. Und das war allerdings der Fall. Um meine ganze Zeit der Stadt Marrakesch widmen zu können, schickte ich meinen Begleiter Benitez mit einer Vollmacht nach Mogador, das Geld für mich zu erheben; derselbe reiste am 18. Februar von zwei Dienern begleitet ab; die Entfernung beträgt fünf Tagereisen, und der Weg geht durch Gebiete, die nicht immer ganz sicher sind.

Die Zahl der Besucher in unserm Hause nahm täglich zu, und nach dortiger Sitte müssen dieselben mit Thee bewirthet, oder wenn sie zur Speisestunde erscheinen, zum Dableiben aufgefordert werden. Obgleich doch alle Welt wusste, dass ich ein Christ bin, so nahm man doch nicht den geringsten Anstoss daran, und ich fand nie eine Spur von einem religiösen Fanatismus. Für die Strasse schaffte ich mir aber doch maurische Kleidung an, um dem gemeinen Volk nicht zu sehr aufzufallen und unbehindert die stark besuchten Märkte ansehen zu können. Es treiben sich allerhand verdächtige Heilige herum, die, um sich einen Nimbus zu verschaffen, die Masse leicht aufregen können, sodass es dann selbst den begleitenden Machazini schwer fällt, genügenden Schutz zu gewähren.

Es hatte sich bald das Gerücht verbreitet, dass ich nach Timbuktu reisen wolle. Ich hatte erwartet, alle Welt würde mich von einem solchen Unternehmen abzuhalten suchen, aber im Gegentheil, wir bekamen Rathschläge, Empfehlungs-

briefe u. s. w. in Hülle und Fülle, nur vor dem Lande des Sidi Hescham, das aber kaum zu umgehen war, warnte man uns und meinte, wenn ich dieses Gebiet hinter mir habe, sei keine Gefahr mehr vorhanden. Einige Juden, die einen nicht unbedeutenden Handel treiben, wollten diese Gelegenheit benutzen, um nach Timbuktu zu kommen, und schlugen mir ein gemeinsames Vorgehen vor. Ich sollte eine grössere Anzahl Waaren kaufen, ebenso wollten sie eine entsprechende Menge beistellen, und so sollte es eine gemeinsame Handelsreise werden, mit Theilung des Gewinns. Sie verlangten einen förmlichen schriftlichen Contract von mir ausgestellt und unterschrieben von einem Delegirten der Alliance israélite, welche Gesellschaft in Marokko sehr thätig ist. Im Anfang schien mir das Ganze als nicht unannehmbar. Ich wusste, wie schwer es ist, Timbuktu zu erreichen, ich wusste, dass einzelne jüdische Familien, wie z. B. die des Rabbi Mardochai es Serur, im Sudan Handel treiben, und glaubte so auf leichtere Weise mein Ziel zu erreichen. Ich hoffte auch, die Juden würden, aus eigenem Interesse, alles daransetzen, die Waaren nach Timbuktu zu schaffen, und mich auf diese Weise sicher dahin bringen. Zum grossen Glück zerschlug sich die Sache. Man verlangte von mir, dass ich eine sehr bedeutende Menge von Waaren kaufe, deren Preis die mir zur Verfügung gestellten Mittel zu sehr überschritten hätte; mit Recht meinten die Juden, dass ein so riskantes Unternehmen nur nutzbringend sei, wenn man das Geschäft in grösserm Umfange einleitete. Dazu hatte ich aber, wie gesagt, nicht die Mittel. Andererseits bekam ich aber auch Winke, dass es für mich nicht empfehlenswerth sei, mit marokkanischen Juden zu reisen; ich könnte mit Sicherheit darauf rechnen, ausgeplündert zu werden, und so brach ich die Verhandlungen mit diesen Leuten ab.

Am 19. Februar besuchte ich den grossen Wochenmarkt,

der ausserhalb der Stadt auf einem grossen freien Platz abgehalten wird; ich hatte meine zwei Maulthiere zum Verkauf hinausgeschickt, erhielt aber keinen annehmbaren Preis dafür. Das Leben und Treiben auf diesem grossen Markt ist ein sehr bewegtes und buntes, da hier schon viele Berber aus dem Atlasgebirge sowie zahlreiche Neger angetroffen werden. Die verschiedenen zum Verkauf gebrachten Gegenstände sind nach Gruppen geordnet, sodass man leicht das Gesuchte findet. Negersklaven und Sklavinnen sind hier nicht selten zu haben.

Bei der Rückkehr fand ich wieder die Juden aus der Mellah vor; sie erzählten mir viel von den Bedrückungen, denen sie ausgesetzt sind; unter anderm existirt ein Befehl des Sultans, dass die Häuser im Judenquartier alle gleichhoch gebaut sein müssen; wer also ein Haus hatte, das über die umgebenden Häuser hervorragte, musste dasselbe bis auf das festgesetzte Niveau abbrechen. Einen peinlichen Eindruck machte das Benehmen dieser zum Theil sehr reichen Juden. Auf der Strasse dürfen sie nur barfuss gehen und tragen die Pantoffeln unter dem Arme. Sobald sie mein Haus betraten, zogen sie triumphirend und zum Aerger der anwesenden Araber die Pantoffeln an, glaubten sie doch, dass ich ihnen Schutz gewähren könne. Im Zimmer erschienen sie dann wieder barfuss, wie das in Marokko überall gebräuchlich ist und zum Anstand gehört. Beim Fortgehen aber zogen sie die Pantoffeln wieder an bis an das Hausthor, wo dann wieder das Barfussgehen anfing bis an das Thor der Mellah, des Judenquartiers; innerhalb des letztern dürfen sie die Füsse bekleiden, aber ausserhalb desselben setzen sie sich den grössten Insulten aus. Es gilt dieses Gesetz sowol für Männer wie für Frauen; daher kommt es, dass die Frauen und Mädchen der reichern Juden äusserst selten ihr Quartier verlassen und fast ihr ganzes Leben in den engen Strassen der Mellah verbringen.

Am 23. Februar begannen die grossen Festlichkeiten, welche jährlich zur Feier des Geburtstags des Propheten stattfinden. Schon einige Tage vorher kamen einzelne Scheichs und Kaids aus der Umgebung der Stadt mit stattlichem Gefolge an; selbst aus dem Wad Sus und aus den verschiedenen Thälern des Atlasgebirges waren Gesandtschaften anwesend. Sie sind alle Gäste des Sultans in diesen Tagen, der hier durch seinen Onkel Muley Ali vertreten ist.

Die Hauptfeierlichkeit bestand in der grossen Parade und den Phantasieritten, welche am 23. Februar morgens auf der grossen südlichen Ebene ausserhalb der Stadt stattfanden. Es war das gesammte Militär von Marrakesch ausgerückt, die rothgekleideten Linientruppen wie auch die berittenen Machazini; ferner waren fast alle Häuptlinge der umwohnenden Kabylen, sowie die Gouverneure der benachbarten Provinzen und Districte mit einem zahlreichen und stattlichen Gefolge von Machazini erschienen. Eine überaus zahlreiche Menschenmenge strömte schon zeitig des Morgens zum Südthore hinaus und lagerte sich in weitem Bogen um die mehrere tausend Mann umfassende Truppenmasse, die der Ankunft des Sultan-Stellvertreters harrte. Unter den Zuschauern waren die Weiber besonders stark vertreten, die, den Körper vollständig in ein grosses Tuch gehüllt, das Gesicht fast ganz verdeckt, mit grosser Ausdauer in der glühenden Sonnenhitze hockten, neugierig die neu Ankommenden beobachteten und mit grosser Zungenfertigkeit ihre Bemerkungen über dieselben austauschten. Die verschiedenen Kabylen hatten sich in besondern Gruppen aufgestellt unter Anführung ihrer Kaids; sie waren alle beritten, meist mit sehr schönen und prachtvoll aufgeschirrten Pferden; es war überhaupt der grösste Pomp entwickelt, um dieses Fest, das gleichzeitig eine Art Huldigung für den Sultan darstellt, zu feiern. Die Ankunft des Sultan-

Stellvertreters wurde durch Kanonenschüsse verkündet; auf den Stadtmauern hatte sich die Artillerie postirt und liess von hier aus unter grossem Jubel des niedern Volks die Geschütze knallen, dass es eine Freude war.

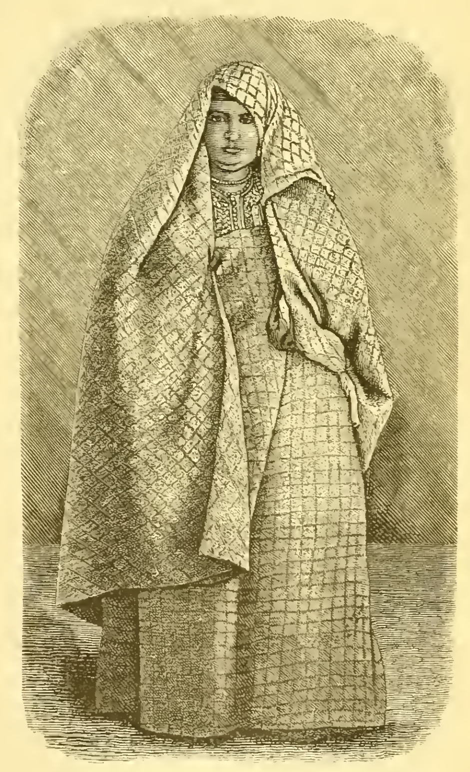


Fig. 12. Marokkanische Frau im Strassenanzuge.

Der Onkel des Sultans erschien endlich mit einem stattlichen und reichgekleideten Gefolge. Ihm voraus wurden zwei herrliche Berberhengste geführt, er selbst ritt ein ruhiges, gleichfalls sehr schönes Pferd, das mit grüner Garnitur versehen war; grün, weil er einer Scheriffamilie angehört und weil dies die heilige Farbe des Propheten ist. An der

Seite des Sultan-Stellvertreters gingen Machazini zu Fuss mit weissen Tüchern, um die Fliegen wegzuscheuchen, und hinter ihm folgte dann eine glänzende Cavalcade von höhern Beamten, alle auf prächtigen und reich geschirrten Pferden und bedeckt von einer grössern Zahl von Machazini. Der Onkel des Sultans ritt mit seinem Gefolge unter fortwährendem Abfeuern der Kanonen in die Nähe der Truppen, nahm dort Aufstellung, und nun ritt jede einzelne Kabyle in kurzem Galopp unter Anführung des Kaids oder Scheichs auf ihn zu und gruppirte sich um ihn. Der Sultan-Stellvertreter richtete an jede einzelne Kabyle eine kurze Ansprache, verrichtete ein Gebet und entliess dann dieselbe. So löste ein Stamm den andern ab, um dem Sultan seine Huldigung darzubringen. Abseits von den übrigen standen einige Kabylen, die, wie man mir sagte, besonders vornehm waren, aus denen seinerzeit die ersten wahren Machazini, Lehnsoldaten, genommen wurden; sie ritten nicht zum Onkel des Sultans, sondern er ritt zu ihnen, nachdem die übrigen abgefertigt waren, und nahm dasselbe Ceremoniell mit ihnen vor. Kanonendonner und das Flintengeknatter der aufgestellten rothröckigen Askar (Linientruppen) ertönte während dieser Feierlichkeit ununterbrochen; sobald eine Kabyle abgefertigt war und sich entfernt hatte, begannen einzelne ihre tollen Phantasieritte, sodass das Ganze ein farbenprächtiges, von einer heissen Sonne beleuchtetes Bild gewährte. Auch eine Truppe algierischer Araber, die aus ihrem Vaterlande geflüchtet waren und sich hier niedergelassen haben, erschien, um dem Sultan zu huldigen; es befanden sich darunter ein Sohn und ein Verwandter von Si Sliman, dem bekannten Scheich, der unter Abd-el-Kader eine hervorragende Rolle in dem Kriege gegen die Franzosen gespielt hatte und den ich wenige Monate vorher in Fâs angetroffen hatte. Auch hier begrüssten die Algerianer meinen Begleiter Hadsch Ali und fragten um Neuigkeiten

aus ihrer Heimat. Sie geben es noch nicht auf, ihr Land von den ihnen verhassten Franzosen zu befreien, und conspiriren von Marokko aus gegen Frankreich, wie immer es geht. Der Sultan hat der grossen Familie des Si Sliman in der Nähe von Marrakesch Land angewiesen, und so sind sie vorläufig vor den Verfolgungen der französischen Behörden gesichert. Si Sliman selbst lebt, wie bereits früher erwähnt, fast beständig in Fâs in der Nähe des Sultans.

Es wurde Mittag, ehe die ganze Ceremonie vorüber war, und die Sonne brannte heiss in der fast baumlosen weiten Ebene. Der Sultan-Stellvertreter ritt zur Stadt zurück und hinter ihm dann in glänzendem Zuge all die verschiedenen Kabylen, welche erschienen waren, um aufs neue ihre Unterthänigkeit dem Sultan gegenüber zu documentiren. Auch die Askar marschirten zurück und zuletzt die Masse des Volks, welche dem Schauspiel als Zuschauer beigewohnt hatte. Was dieses letztere betrifft, so bestand es allerdings vorherrschend aus den niedern Elementen: Arbeitern, Negern, Weibern und all dem Anhang, der sich um die Umgebung des Sultan-Stellvertreters und der andern hohen Beamten gruppirt und von diesen erhalten und ernährt wird. Die bessern Elemente, der wohlhabende handeltreibende Mittelstand hielt sich solchen dynastischen Feierlichkeiten fern; er ist gar nicht zufrieden mit der gegenwärtigen Regierung und beklagt sich bitter über den Mangel an Selbständigkeit des Sultans und über brutale Rücksichtslosigkeit der Beamten und Grossen des Reichs.

Ich liess erst die Hauptmasse des Volks sich verlaufen und ritt dann mit meiner Begleitung gleichfalls in die Stadt zurück, ermüdet von dem langen Aufenthalt in der schattenlosen sonnigen Ebene. Während der heissen Mittagszeit war es in der Stadt ruhig, aber gegen 5 Uhr begannen auf dem freien Platz vor meinem Hause die reizenden Phantasieritte der verschiedenen Kabylen aus der Umgebung

von Marrakesch, sodass ich von der Terrasse des Hauses aus einen bequemen Anblick derselben genoss. Es stellten sich gewöhnlich 10 bis 20 Reiter einer und derselben Kabyle in eine Reihe und begannen dann das Spiel. Erst wird eine kleine Strecke mit sehr kurz angezogenem Zügel galoppirt, auf ein Zeichen lässt man die Zügel frei und die Pferde laufen dann in vollster Carrière davon. Die Reiter machen allerhand Evolutionen mit ihren langen Steinschlossgewehren; sie stellen sich in die breiten Steigbügel, drehen sich nach rückwärts, steigen mit den Füssen auf das Pferd, werfen die Gewehre in die Höhe und fangen sie geschickt wieder auf und schiessen endlich auf ein Signal gemeinsam die Gewehre ab; dabei ein wildes Geschrei des zuschauenden Publikums, ein lautes Jauchzen der Reiter und das Gewieher der zur äussersten Kraftleistung angespornten Pferde. Sind dann die Gewehre losgeschossen, so kehrt man langsam zurück und macht einer andern Kabyle Platz. Unglücksfälle kommen bei diesen tollen Rennen oft genug vor. Das Ganze ist gewissermassen ein Kriegsspiel; es stellt die Art und Weise des Angriffs dar; bei allen Arabern findet sich dieser Gebrauch, in ungestümer Weise anzugreifen und dann alles zu vernichten; finden sie aber Widerstand, so kehren sie ebenso schnell um, als sie gekommen sind.

Eine solche Phantasia macht durch die Farbenpracht der Kleidung der Reiter sowie der bunten Schabracken der Pferde einen überaus grossartigen Eindruck. An einem so hohen Festtage, wie der Geburtstag des Propheten ist, hatte man die besten Pferde vorgeführt und dieselben schön ausgestattet mit rothledernem Riemzeug, stark versilbertem Zaumzeug und schön ciselirten Steigbügeln; vier, fünf verschiedenfarbige Decken liegen übereinander auf dem Rücken des Pferdes, und hierauf folgt erst der mit rothem Leder überzogene, enge, vorn und hinten mit einer hohen Lehne

versehene Sattel. Die Reiter selbst tragen über dem weiten weissen Hemd einen Kaftan aus buntem Tuch, darüber wieder einen weissen Burnus, ferner gelblederne Pantoffeln, oder auch Reitstiefeln aus buntem Leder mit dem darangeschnallten sehr grossen spitzen Eisen, das an Stelle der bei uns gebräuchlichen Sporen verwendet wird. An einer buntseidenen Schnur hängt der Dolch in einer schön mit Silber verzierten Scheide und mit der rechten Hand hält der Reiter die oft sechs Fuss und mehr lange Flinte, deren Schaft mit Silber und Elfenbeinschnitzereien belegt ist, während um den Lauf breite Silberstreifen mit eingravirten Arabesken befestigt sind. Einige Dutzend so ausgestatteter Reiter in tollem Ritt dahinjagen zu sehen, mit den flatternden, in der hellen Sonne weithin leuchtenden Gewändern ist in der That ein herrlicher Anblick und ich begreife vollkommen die Marokkaner, die sich an diesem Schauspiel nicht satt sehen können. Es dauerten denn auch die Phantasias auf dem Platze vor meinem Hause bis spät abends und ein zahlreiches Publikum hatte sich dazu eingefunden; die ersten Sterne kamen bereits zum Vorschein, als die letzten Reiter mit den ermüdeten Pferden verschwanden, um nun die reichlich vom Sultan-Stellvertreter gespendete Nachtmahlzeit einzunehmen.

Am folgenden Tage, am 24. Februar, dauerten die Festlichkeiten noch an. Zwar hatte sich der Himmel bewölkt, das Barometer war seit Abend um 5 Millimeter gefallen, aber es kam nicht zum Niederschlag und die Phantasieritte vor meinem Hause sowie in einigen Theilen der Stadt nahmen ihren Fortgang unter ungeschwächter Theilnahme des Publikums. Nur einige Zeit wurden sie unterbrochen durch den Umzug der Zauja, eines religiösen Ordens, der an diesem Festtage seine schauerlichen Orgien feiert. Der Hauptsitz dieser Genossenschaft befindet sich bekanntlich in Miknâsa; daselbst hatte vor kurzem die Wahl eines neuen

Chefs stattgefunden, hier in Marrakesch fungirt als Chef der Sohn des in Miknâsa vor nicht langer Zeit verstorbenen Vorstandes. Es muss gleich bemerkt werden, dass bei diesen sinnlosen Aufführungen und Umzügen der Zauja sich fast ausschliesslich die Hefe des Volks betheiligt; die bessern Elemente und der Mittelstand halten sich davon fern, sieht darin, wie jeder vernünftige Mensch, eine Scheusslichkeit, kann aber nichts dagegen thun und muss der Sache ihren Lauf lassen. Der Zug der Zauja bewegte sich an diesem Tage auch über den Platz vor meinem Hause, sodass ich ihn bequem sehen konnte, ohne selbst zu leicht bemerkt zu werden. Das Nahen desselben kündigte sich schon von weitem durch einen dumpfen Lärm, Trommelwirbel und den grässlichen Klang der langen Trompeten an; bald erschien die Vorhut, eine Gruppe von etwa 50 Weibern, der ärmsten Klasse angehörig, meist Negerinnen, mit entschleiertem Gesicht und dürftiger zerrissener Kleidung, die unter unsinnigem Geschrei herumtanzten und allerhand Verrenkungen des Körpers vornahmen. Dann kam ein Haufen junger Burschen, Strassenbuben der niedrigsten Sorte, die einige Kälber führten, welche später getödtet und vertheilt werden. Auch diese Schar suchte sich durch Taumeltänze, Kopfschütteln, Springen, Brüllen u. s. w. in die richtige Feststimmung zu bringen. Darauf erschien die Hauptmasse, voraus ein Mann mit einem grossen Sack, in welchen er das von allen Seiten gespendete Geld warf. Ihm folgte der Heilige, der Scherif, in einen grünen Kaftan gekleidet, mit grünem Turban, auf einem Schimmel reitend, der von einigen Leuten geführt wurde. Dieser Scherif war übrigens auch ein Neger und schaute unbeweglich und stumpfsinnig in die ihn umtobende Volksmasse. Hinter dem Scherif wurden einige Fahnen getragen und dann folgte eine Musikbande, die einen Höllenlärm verursachte. Schliesslich kam eine nach Hunderten zählende Volksmenge, fast ausschliess-

lich der allergemeinsten Plebs angehörig, in Lumpen gekleidet, starrend vor Schmuz und voller Ungeziefer, die unter wüstem Gebrüll herumtanzten und sprangen, dass ihnen der Schaum vor dem Munde stand. Eine besondere Abtheilung bildeten die Selbstverstümmler; sie trugen allerhand alte Mordwaffen, Aexte, Spiesse, Messer, und verwundeten sich selbst damit, meist im Gesicht und am Kopf, sodass sie von Blut überströmt waren, ein in jeder Beziehung greulicher Anblick! Manche liefen auf allen Vieren und bellten wie Hunde, andere mussten gehalten werden, sie waren wüthend in ihrem Wahnsinn und hätten leicht Unheil anrichten können. Einige Hunde, die dieser tollen Menge in den Weg kamen, waren zerrissen und das Fleisch roh aufgefressen worden. Dieser Zug bewegt sich im ganzen sehr langsam, oft wird gehalten, um gewisse Tänze aufzuführen, und es dauerte lange, ehe derselbe an meinem Hause vorbeigekommen war; noch lange aber hörte man aus den benachbarten Strassen den wüsten Lärm der stumpfsinnigen, fanatisirten Menge, die einer gewissenlosen Priesterkaste als Mittel dient, um den Einfluss fremder Cultur zu verhindern. Der verständige, meist handeltreibende Maure, sowie der ruhige arabische Ackerbauer auf dem Lande würden gar nichts dagegen haben, wenn sich ein christlicher Staat etwas mehr der Verhältnisse in Marokko annähme, als es bisjetzt möglich ist. Damit wäre freilich sowol der Nimbus des Sultans, vor allem aber derjenige der Schurafa, der zahllosen heiligen Bettler, verschwunden.

Obgleich der Umzug der Zauja in Marrakesch doch schon recht schlimm ist, so soll derselbe in Miknâsa alles übertreffen an Scheusslichkeit. Wie auch in Marrakesch ist in Miknâsa die Mellah, das Judenquartier gesperrt, da niemand im Stande ist, die wüthende Menge im Zaume zu halten; Christen dürften überhaupt um diese Zeit noch nie in Miknâsa gewesen sein, und sie wären jedenfalls genöthigt,

sich sorgfältig zu verbergen. Es soll dort schon wiederholt vorgekommen sein, dass ein Negersklave von der verrückten Volksmasse zerrissen worden ist.

Die Phantasias der Berber dauerten noch mehrere Tage an. Viele von ihnen waren sehr weit hergekommen und wollten den Aufenthalt in der grossen Stadt solange wie möglich ausnutzen, andere, die nicht im besten Verhältniss zur marokkanischen Regierung standen, suchten so schnell wie möglich wieder ihre heimatlichen Berge auf und begnügten sich mit den nothwendigsten, nicht zu umgehenden Höflichkeitsbezeigungen, die sie dem Vertreter des Sultans darzubringen nicht umhin konnten. Man sah es vielen der trotzigen berberischen Bergbewohner an, wie ungern sie dem Sultan huldigen und wie verhasst ihnen die verweichlichte Bevölkerung der grossen Städte ist, wo die Hofintriguen ausgedacht und ausgeführt werden. Der Berber hat ein eminentes Freiheitsgefühl und die jahrhundertelange Herrschaft der Araber ist nicht im Stande gewesen, dasselbe zu unterdrücken.

Das Barometer sank noch immer etwas während der nächsten Tage, aber es erfolgte kein Regen; das gewaltige Atlasgebirge freilich war in einen dichten Nebel gehüllt, und während wir unten in Marrakesch uns eines sehr warmen Wetters erfreuten, mochten oben auf den Höhen Massen von Schnee fallen und die rauhen Februarstürme wüthen. Am 26. Februar fand wieder ein grosser Donnerstagsmarkt statt, den ich besuchte, um eventuell ein Paar brauchbare Maulthiere zu kaufen; ich fand aber nur theuere Waare, unter 40 Duros (à 5 Frs.) war kein Thier zu erhalten. Kamele waren nur sehr wenig anwesend, sodass ich resultatlos nach der Stadt zurückkehrte. Abends umzog sich der Himmel sehr stark, heftiger Nordwestwind, der sich dann nach Norden drehte, brach los und dunkle Gewitterwolken zogen heran, die sich über den ganzen öst-

lichen und südlichen Horizont ausdehnten. In den den Atlas bedeckenden Wolken bemerkte man zahlreiche Blitze, aber in der ausgetrockneten Ebene Marokkos kam es trotzdem nicht zum Regen.

Die Phantasieritte des heutigen Tages wurden durch Vorstellungen unterbrochen, die Sänger, Tänzer, Gaukler und Schlangenbändiger veranstalteten. Der Platz vor meinem Hause dient ja stets zu solchen Zwecken, und so fand sich denn auch bald ein zahlreiches und dankbares Publikum ein, welches erstaunt zuschaute, wie ein Neger aus dem Wad Sus mit einigen grossen Schlangen spielte, denen die Giftzähne fehlten, oder wie ein anderer Hanf ass und dann bunte Bänder aus dem Munde zog. Andere wieder lauschten Märchenerzählern oder schauten den weniger harmlosen Tänzen junger, hübsch gekleideter Burschen zu, die sich Liebhabern vermiethen. Wie in den meisten orientalischen Ländern, so ist die Knabenliebe in Marokko allgemein verbreitet; jeder der höhern Beamten hält sich eine mehr oder weniger grosse Zahl von verschnittenen Negerburschen.

Allmählich zogen die verschiedenen Deputationen aus den benachbarten Provinzen wieder in ihre Heimat ab und die Festlichkeiten gingen zu Ende. Ich begann nun auch die Vorbereitungen für meine Tour durch die Wüste zu treffen, da ich hier gewisse Sachen besser und billiger kaufen kann als jenseit des Atlas. So erstand ich auf dem Markt ein Kamel, das aus dem Wad Sus stammt, für 26 Duros und liess mir der Sicherheit wegen vom Kaid (Richter) einen Besitzschein ausstellen, und Wasserschläuche aus Schaffellen bestellte ich, das Stück zu ungefähr 3 Duros. Am 28. Februar traf mein Begleiter Benitez, den ich nach Mogador geschickt hatte, wieder in Marrakesch ein. Er schildert den Weg als sehr schlecht und steinig, die ganze Tour überhaupt als anstrengend; eins der Pferde kam in stark blessirtem

Zustande zurück. Benitez brachte mir eine Kiste mit verschiedenen für die Reise nöthigen Gegenständen sowie 5000 Frs. in spanischen und französischen Silbermünzen; ich verlor dabei insofern etwas, als man französische Fünffrancsstücke den spanischen Fünfpesetastücken vorzieht und zu einem höhern Werth nimmt. Uebrigens war ich froh,



Fig. 13. Marokkanerin im Hauscostüm.

dass ich ohne viel Scherereien zu neuen Mitteln gekommen war, um die Reise so ausführen zu können, wie es mir vorschwebte. Von dem von Europa mitgenommenen Gelde waren nur noch einige tausend Francs vorhanden, sodass ich eigentlich mit einer verschwindend kleinen Summe das Unternehmen anfing. Meine zwei Begleiter und Interpreten

sowie die Diener sollten freilich erst nach Vollendung der Expedition bezahlt werden, und so hoffte ich mit den vorhandenen Mitteln genug zu haben. um eine Anzahl Kamele sowie Waaren für die Timbuktureise zu kaufen. Die Hauptsache war, dass ich ohne ausgeplündert zu werden den Nordrand der Wüste erreichte.

Am 29. Februar war wieder ein grosser Festtag für die Mauren und besonders für die Leute aus dem Wad Sus. von denen es hier in Marokko viele gibt. Dieselben hielten einen Umzug mit einem Ochsen, der später geopfert und von dessen Fleisch ein grosser Theil unter sie vertheilt wird. Auch eine Zauja-Procession fand wieder statt. wobei sich besonders einige Susbewohner in Selbstverwundungen mit Messern und Aexten hervorthaten. Heute kam es auch endlich einmal zu einem Regen; in der weitern Umgebung der Stadt soll schon seit längerer Zeit in ausgiebiger Weise Regen gefallen sein.

Einer der Juden. die uns häufig besuchten, reist morgen nach Mogador. Ich gab demselben. Namens Mimon, Briefe mit an den deutschen Consul Brauer, bei dem ich auch Bestellungen machte: Conserven, Medicamente u. s. w., die mir nach Tarudant nachgeschickt werden sollen. Von Mogador ist nämlich ein häufigerer und bequemerer Verkehr nach dem Wad Sus als von Marrakesch aus. Trotzdem ich später längere Zeit in Tarudant blieb, sind mir die Sachen doch nicht zugekommen und ich muss annehmen, dass die Kiste verloren gegangen ist.

Ich musste nun in grösserer Menge Waaren einkaufen für die projectirte Wüstenreise, Provisionen sowol wie Gegenstände, die als Geschenke dienten. Ich kaufte mehrere einheimische Steinschlossgewehre für die Diener (ich selbst hatte von Europa nur einen kleinen Mauserstutzen sowie einige Revolver mitgenommen). ferner grössere Mengen Reis, Thee, Kaffee. Zucker, Kerzen, Stoffe, einige ara-

bische Gebetbücher, Rosenöl, Räuchersalz u. s. w., sodass schon beträchtliche Summen verausgabt wurden. Das Wetter ist dauernd trüb und regnerisch, das Barometer steht beständig tief, durchschnittlich 10 Millimeter tiefer als am Tage meiner Ankunft in Marrakesch.

Am 2. März kam ein Kurier vom Consul Brauer in Mogador, der mir eine Anzahl Briefe aus Europa brachte, die mich ausserordentlich erfreuten; es waren die letzten Nachrichten, die ich für längere Zeit erhielt. Zwei meiner bisherigen Diener, ein gewisser Achmid und ein Mann aus dem Wad Sus, der schlechthin Susi genannt wurde, erklärten, nicht mit mir reisen zu können, und sie wurden verabschiedet.

Unter den Provisionen, die ich mitgenommen habe, befindet sich auch ein grosser Sack voll Hartbrot. In Marroko wird überall ein sehr gutes Weizenbrot in kleinen flachen Laiben gebacken; ich liess mehrere hundert Stück herstellen, dieselben in vier Theile zerschneiden und dann nochmals backen, sodass eine Art Zwieback daraus wurde, der sich in der trockenen Luft des Südens trefflich hält und uns ganz wesentliche Dienste gethan hat. Ich kann dieses einfache, billige und in jeder Beziehung angenehme Nahrungsmittel jedem empfehlen, der eine ähnliche Tour vor sich hat wie ich. Das übrige Geld behielt ich in der Form, wie ich es bekommen habe; silberne Fünffrancsstücke werden überall, selbst in Timbuktu und im Sudan, gern angenommen.

Am 4. März war wieder Donnerstagsmarkt, auf welchem ich noch ein zweites sehr starkes Kamel erstand für 32 Duros, das bis 400 Pfund tragen soll, während das erstere nur mit 3 Centnern belastet werden darf. Das eine meiner Pferde, welches in Mogador war, hat übrigens eine so starke Wunde, dass ich fürchten muss, es bleibt unter-

wegs liegen; ich erstand demnach noch einen sehr kräftigen Esel zu dem freilich hohen Preise von 13 Duros.

Uebrigens will ich gleich hier bemerken, dass der Rath, den man mir gab, Kamele zu kaufen, ein sehr schlechter war, die Thiere sind für die Reise über den Atlas unbrauchbar und ich hatte viel Scherereien mit denselben. Man soll ausschliesslich Maulthiere und Esel verwenden, wenn man ins Gebirge reist. Zudem sind die marokkanischen Kamele für eine Wüstenreise auch nicht tauglich, sodass ich meine beiden Thiere später mit Verlust wieder umtauschen musste.

Die Juden, welche gern mit mir nach Timbuktu wollten, kamen noch öfters zu mir, aber ich erklärte ihnen endlich definitiv, dass aus einem gemeinsamen Handelsunternehmen nichts werden könne; ich gab vor, nicht genügend Geld zu so etwas zu haben, was ja eigentlich auch vollkommen richtig war. Am 5. März schrieb ich noch eine Anzahl Briefe und schickte den Kurier nach Mogador zurück; trotz der Unsicherheit des Reisens an einigen Stellen Marokkos gehen doch Briefe ausserordentlich sicher und erreichen stets ihr Ziel. Das Wetter hatte sich in den letzten Tagen geklärt und so wurde die Abreise auf den 6. März festgesetzt. Ich machte dem Gouverneur der Stadt einen Abschiedsbesuch, der mir alles Gute für die Reise wünschte und sich vor allem dankbar dafür erwies, dass ich ihm keine Scherereien gemacht habe und nie in irgendeinen Conflict mit den Einwohnern gekommen war. Er bemerkte, ich habe das gehalten, was ich ihm bei meiner Ankunft gesagt habe: ich wolle nämlich nur ein Haus zum Wohnen und einen Machazini zum Schutz. Beides habe er mir gleich am ersten Tage bewilligt, und sonst habe ich nichts weiter von ihm verlangt. Das erkannte er dankbar an. Es ist keine Frage, dass sich viele Fremde in Marokko unbeliebt bei Behörden sowol wie bei Bewohnern machen

dadurch, dass sie grosse Anforderungen stellen und das, was ihnen aus Gefälligkeit gewährt wird, als einen schuldigen Tribut ihrer Würde als Europäer gegenüber auffassen. Man hat bei den Arabern ein sehr feines Gefühl für Takt und Wohlanständigkeit und erkennt gern an, wenn sich ein Rumi beliebt zu machen versteht. Es ist dies auch gar nicht so schwer, und mancher Reisende würde eine Menge von Schwierigkeiten aus dem Wege räumen oder gar nicht aufkommen lassen, wenn er sich ein wenig in den Gedankenkreis der Einheimischen einleben könnte und den herrschenden Gebräuchen Rechnung tragen wollte.

Wenn ich die Beschreibung lese, die Freiherr von Maltzan von seiner Reise in Marokko, besonders von seinem Aufenthalt in Marrakesch gibt, so ist mir manches unverständlich. Ein Mann, der so gut Arabisch sprach wie dieser Reisende, hätte sicherlich ganz frei in Marrakesch auftreten können und hätte die Vermummung als Jude nicht nöthig gehabt. Oder sollten sich wirklich in den wenigen Jahren, die seit Maltzan's Aufenthalt und dem meinigen verflossen sind, die Verhältnisse geändert haben und die Anschauungen der Mauren über die Fremdlinge andere geworden sein? Das ist kaum anzunehmen. Nach Maltzan ist noch die englische Expedition von Hooker in Marrakesch gewesen, ebenso die von Fritsch-Rein, aber von Unannehmlichkeiten, die diesen Herren in der Stadt zugestossen seien, erwähnen dieselben nichts. Es kommt fast immer auf den Europäer an, wie er sich mit den Eingeborenen zu stellen versteht.

DIE STADT MARRAKESCH EL HAMRA.

Wir besitzen eine Reihe von Schilderungen über diese ehemalige Reichshauptstadt von verschiedenen Reisenden, von denen freilich die meisten auch nur kurze Zeit sich daselbst aufgehalten haben. Hooker und von Fritsch ge-

ben werthvolle Mittheilungen. Maltzan schildert seinen kurzen Aufenthalt, und auch in dem Buche von Conring finden sich verschiedene Daten. Am genauesten ist aber bis heute noch die Beschreibung der Stadt von dem Franzosen Paul Lambert, dem wir auch einen Plan von derselben verdanken.

Marrakesch ist eine alte Stadt und soll bereits im 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gegründet worden sein. Sidi Jusuf ben Taschfin soll sich zuerst dort angesiedelt und die Bewohner des etwas südlichen Ortes Agmat, der römischen Ursprungs gewesen ist, an sich herangezogen haben. Die Stadt muss dann rasch gewachsen sein, denn schon in dem folgenden Jahrhundert wird sie als eine der grössten des Maghreb erwähnt. Der Umfang der Stadt ist heute noch ein sehr bedeutender, und um dieselbe vollständig zu umgehen, wird man nicht viel weniger als zwei Stunden brauchen. Die Stadt ist, wie alle marokkanischen Ortschaften, mit mehr als zwanzig Fuss hohen und sehr dicken Mauern umgeben, in welchen sieben Thore angebracht sind. Diese Mauern, obwol nur aus einem festgestampften Gemenge von Lehm und kleinen Steinen bestehend, dürften für frühere Zeiten genügt haben, um eine Einnahme der Stadt sehr schwierig zu machen; für die moderne Kriegführung sind dieselben natürlich ohne Bedeutung; ausserdem sind dieselben an vielen Stellen zerfallen und man hält eine Reparatur nicht der Mühe werth.

Wie schon erwähnt liegt Marrakesch auf einer gegen 500 m über dem Meere erhabenen Hochebene, am Fuss des Atlasgebirges, welches ausserordentlich nahe erscheint; man hat aber doch zwei kleine Tagereisen, bis man die nördlichen Vorberge erreicht. Die Hochebene ist, besonders in der nördlichen Hälfte, mit zahllosen Dattelpalmen und Olivenbäumen bedeckt, nach Süden und Südwesten ist die Ebene sehr steinig. Der ungeheuere Raum, welchen die

Stadt einnimmt, ist durchaus nicht völlig mit Häusern bedeckt, man findet im Gegentheil zahlreiche grosse freie Plätze und Gärten, insbesondere ist jenes Quartier, welches die dem Sultan gehörigen Gebäude und Gärten einschliesst, ungemein ausgedehnt, sodass sich die eigentliche Stadt nur auf die Nordhälfte des umschlossenen Raums beschränkt, der immerhin noch ziemlich gross ist. Die sieben Thore von Marrakesch sind: 1) Bab-el-Hammam, Thor des Bades, in der bekannten maurischen Hufeisenform mit Zinnen und Wartthürmen versehen; 2) Bab-el-Debbagh; 3) Bab-el-Ailahn; 4) Bab-el-Chmis (Donnerstags-Thor), weil man von hier zu dem grossen Soko-el-Chmis, Donnerstagsmarkt, gelangt; 5) Bab-er-Rumi, Thor der Fremden, welches die Stadt mit den Sultansgebäuden verbindet; 6) Bab-el-Tobihl, durch welches man ins Freie gelangt, und 7) Bab-ed-Dokanah, durch welches man in eine Vorstadt kommt, die für die Aussätzigen reservirt ist. An jedem Thore steht eine ganze Anzahl Machazini als Wache, die jeden Eintretenden controlirt; auch wird hier der Thorzoll für Waaren und Thiere entrichtet und befinden sich stets einige Zollbeamten hier postirt. Abends werden die Thore geschlossen; Fremde, die in Begleitung von Machazini kommen, haben natürlich auch nach Thorschluss Eintritt; diese Sitte herrscht in ganz Marokko. Auch die Mellah wird abends abgesperrt.

Die Strassen sind in der Nähe der Thore breit, in der innern Stadt aber bilden sie ein dichtes Gewirr enger, schmuziger Gässchen; die Pulverfabrikanten sind gleichzeitig Strassenkehrer und benutzen den ausserhalb der Stadt geführten Unrath zur Darstellung von Salpeter.

Die Mehrzahl der Häuser hat ein Stockwerk und befinden sich die bessern Wohnräume daselbst: fast jedes Haus hat einen Brunnen, dessen Wasser zur Reinhaltung desselben gehört, während das Trinkwasser aus den öffentlichen Cisternen und Brunnen geholt wird. Man baut die

Häuser ausschliesslich aus Ziegeln und Balken, Steine verwendet man nicht. Die schönsten Häuser befinden sich in den Quartieren Zauja-el-Hadhar, Sidi-Abd-el-Asyz, Kat-ben-Ayd und Riadh Zittun. Oeffentliche Spaziergänge gibt es nicht, dagegen befinden sich innerhalb der Mauern zahlreiche und grosse Gärten, auch öffentliche Plätze, sodass eigentlich nur die Hälfte des umschlossenen Terrains mit Häusern bedeckt ist.

Die Stadt wird in folgender Weise administrirt: Ein Kaid, oder Gouverneur, als Vertreter des Sultans; dessen Chalif, ein Polizeichef (Mul-el-dhour), ein Marktdirector (Mohtasseb), zwei Richter (Kadi), ein Verwalter der Moscheen und Stiftungen (Nadher). Jedes Handwerk hat ferner seinen Vorsteher (Amin) und jedes Quartier hat wieder seinen speciellen Chef (Mokkadem und Nadher).

Es gibt drei Gefängnisse, darunter ein jüdisches; eins ist speciell auf der Citadelle für Staatsverbrecher bestimmt. Auf die traurige Beschaffenheit der Gefängnisse ist wiederholt aufmerksam gemacht worden; hier in Marrakesch ist das allgemeine Gefängniss unterirdisch; die Mehrzahl der Gefangenen trägt Ketten, sie dürfen aber mit diesen in den umfangreichen Räumen umhergehen. Nahrung erhalten sie nicht, sondern sind auf die Wohlthätigkeit und den Ertrag leichter Handarbeit angewiesen, oder auf die Unterstützung ihrer Verwandten.

Marrakesch hat zwei grosse Märkte (Soko), einen Donnerstagsmarkt und einen Freitagsmarkt. Ersterer (Soko-el-Chmis) ist der wichtigste. Hier werden besonders auch Pferde, Kamele, Maulthiere, Rinder und Esel verkauft. Beim Kauf eines Thieres wird dasselbe untersucht, dann muss der Käufer dafür garantiren, dass dasselbe nicht gestohlen ist, und schliesslich wird der Kauf vor dem Marktcommissar (Adul) abgeschlossen, wofür eine Kleinigkeit zu zahlen ist.

Der Freitagsmarkt wird auf dem schon öfters erwähnten Platz Dschema-el-Fna abgehalten.

Die Stadt besitzt ferner verschiedene Bazare: zwei Kaïsseria, wo fremde Stoffe und Zeuge verkauft werden; den Soko-el-Atarin (Markt der Gewürze), wo Zucker, Gewürze, Droguen u. s. w. feilgehalten werden, und einen Soko Smata für Lederarbeiten. Die übrigen Handwerker sind in gewissen Strassen und Fundaqs vertheilt.

Die Mellah (Judenquartier) ist sehr umfangreich, aber die Juden sind auch hier den ärgsten Chicanen und Demüthigungen ausgesetzt, woran auch der Besuch des bekannten Förderers der Alliance israélite, Sir Moses Montefiore, nichts geändert hat.

Alle Landesproducte sind einer Steuer unterworfen (Enkess) und ist die Einnahme dafür nicht unbedeutend. Der Getreidemarkt, wo auch Salz verkauft wird, befindet sich inmitten der Stadt und heisst Rhaba. Dicht dabei ist der Soko-el-Ghezel, Markt für die Spinnerei und Weberei, wo auch an gewissen Tagen Sklaven verkauft werden.

Lambert berechnete in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts für die Stadt Marrakesch ungefähr 50000 Einwohner und stellte eine Liste dafür auf, die wir hier reproduciren, da sie im grossen und ganzen ein Bild der Bevölkerung einer marokkanischen Stadt überhaupt gibt:

Grosshändler	100
Händler (Gewebe und Gewürze) . . .	500
„ (Kleiderstoffe und Teppiche) .	300
Krämer für Oel, Holz, Kohle, Töpferei	1000
Fabrikanten von Kleiderstoffen und Teppichen u. s. w.	800
Schmiede, Zimmerleute und Eisenhändler	350
Fabrikanten und Verkäufer von Schnüren u. s. w.	250
Latus	3300

Transport	3300
Gerber, Schuhmacher und Schuhflicker	1500
Gelehrte und Studenten	800
Geistliche und Notare	150
Landwirthe und Grundbesitzer. . .	1200
Maurer, Handlanger, Lastträger . .	2500
Müller und Fleischer	600
Bettler und Herumstreicher. . . .	1500
Beamte der Regierung	400
Neger der Regierung	2000
Soldaten	2000
Machazini (Lehnsoldaten)	500
Summa	16450

Rechnet man hierzu eine gleichgrosse Zahl Frauen, eine entsprechende Anzahl Kinder, und gegen 6000 Juden, so bekommt man beiläufig die Zahl von 50000 Seelen. Viele haben zwar mehrere Weiber, aber die Mehrzahl muss sich mit einem begnügen, da nur Wohlhabende sich diesen Luxus erlauben können.

Marrakesch ist keine Fabrikstadt wie Fâs, und die Erzeugnisse geniessen nicht eines so guten Rufes wie in andern Städten (Rabat, Tetuan).

Man hat in Marrakesch gegen 100 Mühlen, die durch Pferde getrieben werden, und etwa ein Dutzend Wassermühlen, sowie gegen 80 öffentliche Oefen, in denen Brot gebacken wird. Es gibt auch eine Anzahl öffentlicher Bäder.

Von öffentlichen Gebäuden, die sich durch architektonische Schönheit auszeichnen, ist nur die Kutubia, die grosse Moschee, erwähnenswerth; die andern Moscheen stellen nur grosse Räume dar ohne besondern Werth. Man erzählt, dass eine der Thüren der Moschee el-Muezzim, sowie auch das Bab(Thor)-el-Chmis aus Spanien stammen und vom Sultan Mansur hergeschafft worden seien; das Thor, welches zur Qasbah führt, wurde Stück für Stück von Spanien (man sagt von Algesiras) hergeschleppt.

Wasser gibt es reichlich in Marrakesch und werden die Reservoirs durch Aquäducte aus den umgebenden Bergen gespeist.

Die Paläste des Sultans mit den Gärten nehmen einen ungeheuern Raum ein und bilden ein ganzes Stadtviertel, haben aber nichts von architektonischem Werth.

Schulen gibt es zahlreiche, und die Kinder werden frühzeitig in die Hadar geschickt, wo die Tholba lehren den Quran auswendig lernen und etwas schreiben. Wer sich weiter vervollkommnen will, besucht die Mdersa, wo die alten Bibliotheken durchstudirt werden. Nach mehrjährigem Aufenthalt daselbst wird der Zögling Thaleb und kann dann die verschiedenen Carrièren im öffentlichen Dienst durchmachen.

Ausserhalb der Stadt befindet sich eine Colonie für die Aussätzigen, denen streng verboten ist, die Stadt zu betreten; sie haben eine eigene Moschee, eigenes Gefängniss, überhaupt eine eigene selbständige Verwaltung ihres Gemeindewesens. Es gibt sogar in der el-Hara genannten Colonie eine besondere Abtheilung für die Juden.

Eine grosse Wohlthätigkeitsanstalt ist die Zauja Sidibel-Abbes, wo die Armen Almosen und Nachtquartier erhalten; es war dies auch früher ein Zufluchtsort für die von der Regierung Verfolgten.

Marrakesch war jedenfalls eine äusserst reiche, grosse und wohlgeordnete Stadt, die auch dadurch verloren hat, dass der Hof sich jetzt meistens in Fâs aufhält. Aber wie ganz Marokko zeigt auch sie die deutlichsten Spuren des Verfalls; solange aber nicht ganz andere Verhältnisse in den politischen und religiösen Zuständen des Reichs eintreten, werden alle diese ehemals prächtigen Städte sich nicht wieder erheben können; auf mohammedanischen Ruinen kann kein neues Leben erstehen!

NEUNTES KAPITEL.

REISE ÜBER DEN ATLAS.

Abreise von Marrakesch. — Personal. — Tamesloht. — Unsicherheit. — Namensänderung. — Wad Nfys. — Gebirgsschutt. — Amsmiz. — Kanäle. — Wad-el-Mel. — Darakimacht. — Mzugi. — Ein frommer Narr. — Seksaua. — Imintjanut. — Schönes Thal. — Dschebel Tissi. — Qasr-er-Rumi. — Scheluhdörfer. — Wasserscheide. — Ait Musa. — Bibauan. — Frühere Reisen. — Emnislah. — Howara. — Arganwälder. — Tarudant. — Das Atlasgebirge.

Am 6. März 1880 konnte ich die ehemals so grossartige Residenz des marokkanischen Reichs, das gartenreiche Marrakesch El Hamra, verlassen. Bisher hatte ich Wege gewählt, die schon wiederholt von Europäern begangen und beschrieben worden waren, jetzt galt es, durch eine Gegend zu ziehen, die so ziemlich unbekannt ist, deren Gefährlichkeit aber nur im allgemeinen bekannt war, ohne dass man sich eine bestimmte Vorstellung von der Gefahr machen konnte. Wir bildeten eine ganz stattliche Karavane, als wir am Morgen des genannten Tages, begleitet von einigen Freunden, durch die stillen Strassen von Marrakesch ritten; in der Nähe eines Thores hatte sich ein Trupp Weiber und Kinder aufgestellt, Angehörige und Verwandte der Dienerschaft; sie riefen uns lachend eine glückliche Reise zu. Am Thore verliess uns der alte Machazini, der während meines Aufenthalts als Aufseher und Schützer fungirte, nachdem er eine reichliche Belohnung erhalten hatte, und erflehte den Segen Allah's für unser Unternehmen.

Meine Begleitung bestand aus folgenden Personen:

Hadsch Ali Butaleb und Cristobal Benitez, meine von Tanger aus engagirten Dolmetscher; letzterm hatte ich vor der Abreise ausdrücklich die Gefährlichkeit und das Risico des Unternehmens dargestellt, ebenso meine feste Absicht, mich durch nichts zu einer Umkehr bewegen zu lassen; ich wollte unter allen Umständen das mir vorgesteckte Ziel, Timbuktu, erreichen, wollte aber nicht, wenn es uns unterwegs einmal schlecht gehen sollte, Vorwürfe anhören. Benitez erklärte, dass er sich vollkommen der Gefahren bewusst sei, dass er aber nicht von mir lassen wolle. Benitez ist schon während unsers Aufenthalts in Marrakesch als Araber aufgetreten unter dem Namen Abdallah; sein Aeusseres ist vollständig entsprechend, und da er das maghrebinische Arabisch fertig spricht, auch mit allen Gebräuchen der Marokkaner wohl vertraut ist, so wurde er allgemein für einen Gläubigen gehalten. Ferner hat sich uns in Marrakesch ein junger Scherif angeschlossen, der mit der Familie des Sultans in Verwandtschaft steht und zu dem Gefolge des Onkels des Sultans, Muley Ali, gehört. Er stammt aus Tafilalet und heisst Muley Achmid; blosse Reiselust veranlasst ihn, ein grosses Stück der Tour mit uns zu machen. Da er sich während unsers Aufenthalts in Marrakesch als ein gutmüthiger und nützlicher Mensch erwiesen hatte, er auch als Scherif, wenn auch noch als junger Mann, mir nützlich sein konnte, so war mir seine Begleitung nur erwünscht. Wir vier Personen bildeten die Herren der Karavane und speisten gemeinsam.

Als Koch fungirt Sidi Muhamed ben Dschilul, der bereits von Fâs aus engagirt war; er zeigte grossen Muth bei Antritt der Reise und versprach überall hinzugehen, wohin ich wolle. Zwei junge Burschen, Muhamed und Amhamid Faraschi, stehen ihm zur Seite und haben den Dienst in den Zelten; für die Pferde und Kamele endlich sorgen Muley Ali, Hadsch Muhamed und Kaddur.

Von allen diesen Personen haben nur die beiden Dolmetscher und Kaddur die ganze Reise mitgemacht. Der kleine Faraschi ist ein Negerbursche, Castrat, von dreizehn oder vierzehn Jahren, der sich uns freiwillig als Diener angeboten hatte. Er gehörte eigentlich zu den Sklaven des Sultans und musste bei dessen Aufenthalt in Marrakesch als Zeltjunge fungiren. Der mir zugetheilte Machazini machte anfangs Einwendungen dagegen, aber endlich liess er sich durch die Mutter des Burschen, eine arme Frau, bereden, dass er Faraschi eine Strecke Wegs mitziehen liess.

Das umfangreiche Gepäck ist vertheilt auf zwei Kamele, zwei Pferde, ein Maulthier und zwei Esel; ich und Hadsch Ali sind beritten, die übrigen müssen zusehen, wie sich auf den Tragthieren ein Sitz herrichten lässt. Die Leute sind alle bewaffnet, freilich nur mit marokkanischen Steinschlossgewehren und einem Säbel; ich hatte von Europa nur ein Gewehr, einen Mauserstutzen, mitgenommen, den zu tragen Hadsch Ali sich ausgebeten hatte; ausserdem hatte ich noch einige Revolver vertheilt.

Die Mitgabe von Machazini seitens der Behörden hört hier auf; wäre ich darauf bestanden, so hätte man mir gewiss einen solchen mitgegeben, nur wäre mir derselbe eher hinderlich gewesen; ich zog es vor, unterwegs von einem Nachtquartier zum andern Leute als Führer zu engagiren.

Dem Gouverneur von Marrakesch hatte ich am Tage vorher eine Abschiedsvisite gemacht. Ich konnte ihm von meinen Reiseplänen nicht viel mittheilen, denn er wäre dann, nach dem Briefe des Sultans, verpflichtet gewesen, mich zu unterstützen und eine Art Verantwortung für mich zu übernehmen; es war ihm aber offenbar unbequem, und so schieden wir als gute Freunde voneinander, er, befriedigt, dass er mich los war, ich gleichfalls befriedigt, dass er nicht in amtlichem Uebereifer mir das Weiterkommen erschweren wollte.

Am ersten Reisetage kamen wir nur bis zu dem ungefähr vier Stunden südwestlich von Marrakesch gelegenen Städtchen Tamesloht, einer Zauja besonders für Frauen, wie wir denn auch, da gerade Festtag war, zahlreichen Gruppen von Weibern und Kindern begegneten, die zu jenem Orte gewallfahrtet waren.

Nachdem wir den Kranz von Palmenwäldern, welcher Marrakesch von allen Seiten umgibt, verlassen hatten, betraten wir die mit Steingeröllen bedeckte offene Hochebene; weiterhin kamen kleine Platten von dem schon oft beobachteten horizontal liegenden und in Schalen abgesonderten Kalkstein, die sich bis zu 10 m Höhe über die umliegende Ebene erheben. Die Geröllstücke bestanden vorherrschend aus Eruptivgesteinen. Wir passirten ein in der Nähe eines Olivenwäldchens gelegenes Wasserreservoir zur Versorgung der Stadt und der Gärten mit Wasser, durchritten dann einige schmale wasserlose Wad, so den Wad Bascha, die dem System des Tensift angehören, und erreichten schon etwas nach 12 Uhr unser heutiges Ziel, das Städtchen Tamesloht. Der Ort ist ganz von Palmen- und Olivengärten eingehüllt, schien wenig bevölkert zu sein und ist, wie erwähnt, Zauja. Der Tag war ziemlich heiss, wir hatten im Schatten bis 28° C., und das ganze durchzogene Gebiet war völlig kahl und schattenlos gewesen. Wir schlugen unsere Zelte auf einer westlich von der Stadt gelegenen Wiese auf; ein Beamter des Sultans existirt hier nicht und die Lieferung der Muna war demnach nicht zu erwarten. Ich liess alles Nöthige einkaufen, sodass wir die sehr zurückhaltende Bevölkerung in keiner Weise in Anspruch nahmen.

Meine Begleitung zeigte hier wiederholt eine gewisse Aengstlichkeit, die mich beunruhigte, und als der Abend herankam, organisirten sie freiwillig einen Sicherheitsdienst für die Nacht. Nur die eine Hälfte durfte schlafen, die andere musste beständig mit geladenem Gewehr den Lager-

platz bewachen. War es nur der Eifer des ersten Reisetags und der Umstand, dass wir ohne Machazini waren, oder gab es wirklich eine ernste Gefahr — jedenfalls habe ich nie wieder nachher eine solche Sorgfalt in den Schutzmassregeln bemerkt. Als gegen Abend einzelne Leute, vielleicht nur aus Neugier, im Lager erschienen, wurden sie abgewiesen und zwar in so energischer Form, dass ich einen Streit fürchtete; der Scherif des Ortes fühlte sich spät abends doch noch bewogen, die anwesenden Fremden nicht völlig zu ignoriren, und schickte ein Nachtmahl. Meine Leute waren aber auch jetzt mistrauisch und verlangten, dass die Ueberbringer von den Speisen mitessen sollten. Sie fürchteten vergiftet zu werden, und soll in der That hier erst vor kurzem ein durchreisender Araber an Gift gestorben sein. Es scheint demnach, dass Tamesloht sich eines sehr schlechten Renommée erfreut; die Bevölkerung einer Zauja ist immer unberechenbar, und so mochten die Bedenken meiner Leute, von denen einige ja genau den Ort und seinen Ruf kannten, wol gerechtfertigt erscheinen.

Die Nacht verbrachte ich fast schlaflos. Einmal liess das beständige gegenseitige Zurufen meiner Wächter mich nicht zur Ruhe kommen, und kaum war ich etwas eingeschlummert, so wurde ich geweckt, da an mir die Reihe zum Wachtdienst sei. So musste ich denn einige Stunden lang mit dem Gewehr in der Hand auf- und abpatrouilliren, bis ich gegen Morgen abgelöst wurde.

Schon während der letzten Tage meines Aufenthalts in Marrakesch hatte ich mich stets der maurischen Kleidung bedient, die ich nun auch fernerhin beständig trug; auch änderte ich meinen Namen und liess mich Hakim Omar ben Ali nennen; Hakim wird im allgemeinen jeder Gelehrte genannt, speciell versteht man darunter einen Arzt. Meine Leute durften mich nur bei diesem Namen nennen, und wir beschlossen, dass ich für einen türkischen Militär-

arzt aus Konstantinopel ausgegeben werde. Man weiss, dass in der Armee des Sultans der Türkei Leute der verschiedensten Nationen sich befinden, besonders unter den Aerzten, und so schien uns dies die am meisten annehmbare Form, womit sich mein sehr wenig orientalisches Aeussere rechtfertigen liess.

Am nächsten Morgen wurde es fast 8 Uhr, bis alle Thiere bepackt waren, und die Sonne stand schon hoch, als wir endlich aufbrachen. Unser Ziel war die Qasbah des Kaids der Kabyle Amsmiz, welche direct südlich von unserm Nachtquartier und schon in den Vorthälern des Atlas gelegen ist.

Der Weg führte anfangs südwestlich über die steinige Ebene bis zu dem Wad Nfys, der dem Thale Amsmiz entspringend nach Norden fliesst und sich später mit dem Wad Tensift vereinigt und dessen bedeutendster Nebenfluss ist. Das breite Thal des Flusses führte nur einen schmalen Wasserstreifen; ein einsames Fundaq, ärarisches Einkehrhaus, wurde passirt und späterhin ein kleines Dörfchen, Agadir-ben-Sela mit Namen. Der Fluss durchbricht hier ein hügeliges, nicht leicht zu passirendes Terrain; anstehend bemerkte ich bläulichen Thonschiefer fast senkrecht stehend und parallel der Hauptrichtung des Gebirges streichend.[1]

Nachdem wir, südwärts ziehend, dieses hügelige Terrain passirt hatten, betraten wir eine ausgedehnte Hochebene, die sich bis an den Fuss der Atlasberge erstreckt, langsam nach Süden zu ansteigt und da, wo der Ort Amsmiz liegt, eine Seehöhe von 1108 m erreicht. Zahlreiche Einrisse und Schluchten zeigen, dass dieses Plateau bis tief hinab aus geschichtetem Gebirgsschutt besteht, dessen untere Lagen zu einem sehr groben Conglomerat verkittet sind.

---

[1] In dieser Gegend wurde wenige Wochen später der österreichische Maler Ladein ermordet.

Wir zogen beständig im Thale des Wad Nfys aufwärts bis in dessen Quellgebiet, wo sich eine Anzahl kleiner Ortschaften befinden, die zu dem Kaid von Amsmiz gehören.

Wo sich dem steinigen Boden etwas Ackerterrain abringen lässt, hat die fleissige, aber arme Bevölkerung kleine Gerstenfelder und Olivengärten angelegt; ebenso treiben sie Viehzucht, und Heerden von Schafen und Ziegen sah man vielfach. Die Bewohner sind fast ausschliesslich Scheluh; ihr Benehmen gegen uns war nicht zuvorkommend, aber noch weniger waren sie feindlich gesinnt.

Als wir abends gegen 6 Uhr die Thore der Qasbah überschritten hatten, wies man uns einen freien, von Mauern und Gärten umgebenen Platz an, wo wir unsere Zelte aufschlagen konnten. Der Kaid liess sich erkundigen, was wir hier zu suchen hätten, und als er erfuhr, dass wir nur übernachten und am folgenden Morgen weiter ziehen wollten, war er sehr befriedigt und schickte uns sogar eine Muna. Mehrere Jahre vorher war die englische Expedition unter Hooker hier gewesen und hatte von Amsmiz aus grössere Excursionen in den Atlas unternommen; der Kaid hatte damals unzweifelhafte Beweise seiner Abneigung gegen Christen gegeben und hatte nur infolge der dringenden Empfehlungen der marokkanischen Regierung den Engländern Unterstützung bei ihren Excursionen zugesichert.

All die kleinen Berberortschaften sind mit hohen Lehmmauern umgeben und ebenso bestehen die Häuser aus festgestampftem gelbem Lehm. Im allgemeinen machen die kleinen Qasbahs einen reinlichen netten Eindruck. Die Gegend ist sehr schön und infolge der hohen Lage ausserordentlich gesund; die Bewohner, von etwas verwildertem Aussehen, sind geübte und ausdauernde Bergsteiger, die von Jugend an ein etwas rauhes Leben gewöhnt und abgehärtet sind.

Es führt von Amsmiz auch eine Art Weg und ein Pass

über den Hohen Atlas hinab ins Wad Sus; man sagte mir aber, dass der Abstieg vom Pass so beschwerlich sei, dass ich mit beladenen Tragthieren nicht hinabkommen würde. und rieth mir, den weiter westlich gelegenen Weg, von Imintjanut aus über den Atlas zu nehmen, um vom Pass Bibauan aus nach dem Wad Sus zu kommen. Wir haben demnach eigentlich einen bedeutenden Umweg gemacht, indem wir Amsmiz besucht haben, und müssen jetzt wieder zurück eine grosse Strecke westlich und nordwestlich ziehen, um den bequemsten Eingang ins Gebirge zu finden. Wenn auch ein Zeitverlust von einigen Tagen entsteht, so brauchte ich es doch nicht zu bereuen, das Thal von Amsmiz besucht zu haben.

Am 8. März. morgens 8 Uhr, brachen wir auf und wandten uns zunächst westwärts. Das Plateau war hier von zahlreichen Kanälen durchzogen, die zur Bewässerung der Gerstenfelder dienen und deren Herstellung in dem steinigen Terrain, dessen Oberfläche allerdings mit einer tiefgelben Lehmschicht bedeckt ist, ziemliche Schwierigkeiten machen muss. Wir liessen einen kleinen Flecken, Soko Chmis Tiskin, auf dem ein von der umgebenden Bevölkerung stark besuchter Wochenmarkt abgehalten wird, zur Rechten liegen, erreichten nach Passirung einiger wasserfreien Wad den Ort Ait Sali mit einer Quelle; die ganze Ebene nach Süden zu ist mit Gerstenfeldern und Olivengärten bedeckt und von einem Netz von Kanälen durchzogen. Dann kamen wir auf ein sehr steiniges unfruchtbares Plateau, welches von einem tiefen Wad mit sehr steilen Wänden, dem Wad-el-Mel (oder W. Asif-el-Mel) durchzogen wird, der sich später mit dem Tensift vereinigt. Wir zogen eine Strecke nordwärts parallel dem Wad-el-Mel und hielten gegen 3 Uhr am rechten Ufer des Flusses in einem kleinen Dorfe, Darakimacht. das von Berbern der Kabyle Amsmiz bewohnt wird. Die infolge des steinigen schlechten Weges

stark ermüdeten Thiere konnten nicht mehr weiter, und wir mussten in dem kleinen Flecken die Nacht in ziemlich dürftiger Weise verbringen. Ein alter Marabut nahm sich unserer etwas an, lieferte uns auch eine kleine Muna, wofür wir ihn reichlich beschenkten, da wir merkten, dass er und die Bevölkerung in sehr ärmlichen Verhältnissen lebten. Unser eigentliches Ziel, die Qasbah des Kaid Mzudi, konnten wir heute nicht erreichen. Das Plateau hat sich hier bei Darakimacht schon bedeutend gesenkt und zeigt nur noch 600 m Seehöhe. Der Anblick der gewaltigen schneebedeckten Atlaskette von diesem Plateau aus ist ein grossartiger und es ist jedenfalls ein angenehmes Gefühl, nach einem ermüdenden Ritt während des Tages in erquickender Abendkühle vor dem Zelt zu liegen, im Anblick einer überaus erhabenen Natur und inmitten einer ganz fremdartigen Bevölkerung.

Am folgenden Morgen brachen wir zeitiger auf; wir hatten zwar nur einen kurzen Marsch bis zur Qasbah des benachbarten Kaid, die nur wenige Stunden in westsüdwestlicher Richtung von unserm Nachtquartier, aber jenseit des Flusses liegt. Es war ziemlich schwierig, die schwerbepackten Tragthiere den steilen Abhang hinab und am jenseitigen Ufer wieder hinaufzubringen, aber es gelang ohne weitere Unfälle und schon gegen 11 Uhr langten wir vor der Qasbah des Kaid von Mzudi an. Vor derselben, die mit einer hohen starken Lehmmauer umgeben war, durch welche ein schmales Thor führt, befindet sich ein hübscher freier Platz mit etwas Buschwerk, und wir erhielten die Erlaubniss, hier unsere Zelte aufschlagen zu dürfen. Es ist bei den Reisen in Marokko immer vorzuziehen, im Zelt zu schlafen, da die Räume in den Qasbahs meistens voll von Ungeziefer sind.

Vor den Thoren der Qasbah sassen eine Anzahl Negerweiber und boten Gemüse, Früchte u. s. w. zum Verkauf

aus; kleine Züge beladener Esel kamen und gingen, Machazini zeigten sich in ihrem rothen hohen Tarbusch, man sah, dass hier ein ziemlich lebhafter Verkehr stattfindet. Der Kaid erkundigte sich, wer wir seien und was wir wollten; ich schickte den Brief des Sultans und es folgte dem sogar eine Muna. Die Bevölkerung besteht vorherrschend aus Berbern, und ich zog es vor, mich möglichst viel im Zelt aufzuhalten, um den neugierigen Blicken und Fragen der Leute aus der Qasbah zu entgehen. Meine Dolmetscher erzählten jedem, dass ich ein Hakim Osmani sei, und man begnügte sich schliesslich mit dieser Auskunft und liess uns in Ruhe. Gerstenfelder sind auch hier häufig, und die Erdhaufen der unterirdischen Wasserleitungen sieht man nach allen Seiten hin.

Gestern Abend hatten wir schon etwas Regen gehabt, und heute zog ein starkes Gewitter auf, ohne sich jedoch bei uns zu entladen.

Unter den zahlreichen Neugierigen, welche aus der Stadt kamen, befand sich auch ein armer alter Heiliger, ein frommer Narr, der sich im Selbstpeinigen producirte, um ein Almosen zu bekommen. Derselbe kam mit entblösstem Oberkörper und warf sich mehreremal einen grossen Stein, den er in beiden Händen hielt, mit grosser Heftigkeit auf den Brustkasten, dass es dröhnte. Er that dies so oft, dass mir ganz angst wurde und ich ihn dringend ersuchen liess, aufzuhören und mit seiner empfangenen Gabe zurückzukehren. Er war von dem Almosen aber so befriedigt, dass er sich den Stein auch noch auf den Schädel und das Gesicht schlug; die umstehenden Bewohner der Qasbah, die dieses Schauspiel wahrscheinlich sehr oft geniessen, lächelten über den armen Alten und meinten, er sei ein Heiliger, ihm schade so etwas nicht.

Abends gegen 10 Uhr schickte der Kaid einige Leute, die die ganze Nacht durch bis früh 5 Uhr ununterbrochen

sangen, sodass ich eine völlig schlaflose Nacht verbrachte. Vielleicht war es eine Zeltwache, und die Leute verkürzten sich die Langeweile mit Singen, oder war es eine Aufmerkkeit des Kaid, wie meine Diener meinten, jedenfalls war ich in keiner Weise über diese Art von Gesang entzückt.

Am folgenden Tage, den 10. März, zogen wir in einem schwachen südlichen Bogen nach der westwärts gelegenen Qasbah Seksaua. Ein junger Berberbursche, der, wie er uns erzählte, schon wiederholt über den Atlas nach Tarudant gegangen war, und der sich beschäftigungslos in Mzudi herumtrieb, bat uns mitziehen zu dürfen; ich nahm ihn an, und der Bursche zeigte sich sehr anstellig und willig. Er war sehr froh, mit uns reisen zu können, und gab uns allerhand Kunststücke zum besten, wie sie die Scheluh ausüben: Werfen und Spielen mit Messern und Gewehren, Balanciren und Aehnliches.

Der Weg nach der Qasbah Seksaua führte durch eine unbebaute steinige Ebene immer parallel dem Gebirge. Wir passirten die Qasbah Duarani und erreichten nach kurzer Zeit das dicht am Gebirge, im Thale des Wad Afansa, der sich weiterhin mit dem Wad-el-Mel vereinigt, gelegene Seksaua.

Wir genossen hier seitens des Kaid, eines jungen, aber sehr corpulenten Mannes, eine ganz treffliche Aufnahme. Er war offenbar froh, in seiner abgelegenen Burg einmal etwas von der Aussenwelt zu hören, bezeichnete mich schon nach kurzem Aufenthalt bei ihm als Christen, fand aber die Idee vortrefflich, als türkischer Hakim durch den Atlas nach Timbuktu ziehen zu wollen. Er war ein jovialer Herr, und infolge dessen war seine Umgebung auch sehr liebenswürdig. Ich musste mit meinem Dolmetsch bei ihm speisen, wobei ihn meine Ungeschicklichkeit im Essen der Nationalspeise, des Kuskussu, höchlichst amusirte und er mir die Erlaubniss gab, einen Löffel benutzen zu können. Meinen

Leuten gab er ein grosses fettes Schaf und eine Menge Kuskus, sodass diese von diesem Scheluh-Scheich im höchsten Grade entzückt waren.

Wir speisten in einem Garten, und nach dem Thee wurden Schiessübungen mit meinem Mausergewehr angestellt, das den Berbern gewaltig imponirte. Bezeichnend ist jedenfalls, dass keiner der Leute irgendein Geschenk verlangte; es wäre ja ein Leichtes für diesen Scheich gewesen, für die Erlaubniss, den Atlas zu passiren, das Gewehr als Geschenk zu beanspruchen; aber nicht die mindeste Andeutung erfolgte.

Auch von hier aus führt ein Weg über das Gebirge, aber der Pass ist für Tragthiere unpassirbar, und der Kaid empfahl uns gleichfalls den Pass von Bibauan, der schon allein für unser Gepäck und die Thiere Schwierigkeiten genug bieten würde.

Uebrigens liegen weiter hinein im Gebirge eine ganze Anzahl Scheluhdörfer; fast alle Thäler sind bis hoch hinauf bewohnt und soweit es geht bebaut; hier sind die Scheluh vor dem Sultan und seinen Soldaten so ziemlich sicher.

Am Morgen des 11. März verliessen wir nach einem herzlichen Abschied das gastliche Haus des Berber-Scheichs in Seksaua. Wir zogen anfangs etwas südwestlich über einige kleine Geröllhügel hinweg und wandten uns dann südlich, direct dem Gebirge zu. Bei dem nur eine starke Stunde von Seksaua gelegenen Orte Imintjanut betraten wir das eigentliche Atlasgebirge. Der Ort ist wichtig, da von hier die meisten Karavanen, die zwischen Marrakesch und Wad Sus verkehren, den Uebergang über die Berge bewerkstelligen. Andere ziehen es vor, die Gebirge ganz zu umgehen, und schlagen den Weg von Mogador nach Tarudant ein, wobei allerdings nur die niedrigsten westlichen Ausläufer des Atlas zu passiren sind.

Am Austritt des Thals liegt Imintjanut mit seinen gel-

ben Lehmhäusern und in der Nachbarschaft noch einige andere kleinere Orte; auch ein verlassenes Fundaq findet sich hier; ein früherer Sultan hat wahrscheinlich hier eine Grenzwache gehalten, um die stets nach Ueberfallen der Karavanen lüsternen Scheluh im Zaume zu halten. Zu meiner Zeit war dort alles ruhig; der energische Kaid der weiter nordwestlich gelegenen Kabyle Mtuga hat für die Sicherheit des Weges gesorgt.

Wir ritten erst eine Stunde lang in rein südlicher Richtung; zu beiden Seiten hatten wir die steil aufgerichteten Schichten lichter Kalke und Kalkmergel, die wahrscheinlich der Kreideformation angehören. Der schmale Weg führte längs des linken Thalgehänges und bog dann plötzlich unter rechtem Winkel in ein breites schönes Längsthal ein, dem wir westwärts mehrere Stunden folgten. Je weiter wir kamen, um so breiter und schöner wurde das von einem schmalen Wasserstreifen durchzogene Thal. Wir begegneten nur äusserst selten einem Menschen, aber das Thal ist gut bebaut; neben Feldern von Getreide fiel mir hier vor allem die Pflege der Mandelbäume auf, die, in Blüte stehend, in grossen Mengen sich finden und treffliche Früchte geben. Olivenbäume sahen wir auch, aber bei weitem weniger. Einige einzeln stehende Häuser erblickten wir an der andern Seite des Thals, aber die Bewohner schienen auf den Feldern beschäftigt, denn niemand war sichtbar.

Gegen 1 Uhr verliessen wir dieses überaus anmuthige Thal und wandten uns wieder südwärts in die Berge. Es theilten sich hier die Wege; einer führte in nordwestlicher Richtung an das Meer nach der Festung Agadir, der andere nach dem Wad Sus. Der Weg wurde jetzt schwieriger, wir näherten uns der mächtigen Berggruppe des Dschebel Tissa, die fast ganz aus mächtigen Bänken von intensiv roth gefärbtem, hartem Quarzsandstein besteht. In der Nähe einer tiefen Schlucht. die den ermüdeten Thieren das Weiter-

kommen erschwerte, hielten wir. Nicht weit von unserm Nachtquartier befinden sich eine Anzahl einzeln stehender Meierhöfe, die ausschliesslich von Scheluh bewohnt werden.

Es war eine wilde Gebirgslandschaft, in der wir die Zelte aufschlugen, um hier die Nacht zu verbringen; einige Scheluh kamen heran, um sich über uns und unser Vorhaben zu informiren, liessen uns aber in Ruhe, sie verkauften sogar etwas Gerste für unsere Thiere. Die Häuser sind in sehr primitiver Weise aus Lehm errichtet, die Leute, alle wohlbewaffnet, mit dunkeln Dschellabas und einfachen kurzen leinenen Beinkleidern bekleidet, sahen ernst und etwas verwildert aus. Die rauhe, mühsame Lebensweise in den Bergen, der stete Kampf um ihre Existenz mit den Arabern aus der Ebene hat sie mistrauisch gemacht und sie sehen jeden, der mit Empfehlungen des Sultans kommt, feindselig an. Auf vertrautere Gespräche liessen sie sich nicht ein, sondern zogen sich, nachdem sie sich von unserer Harmlosigkeit überzeugt hatten, zurück und verschwanden in ihren zerstreut liegenden Gehöften. Es sind alles sehnige, kräftige Gestalten, wohlvertraut mit den Beschwerden ihrer gebirgigen Heimat und abgehärtet durch die schwere Arbeit. Wo sich dem rauhen Gestein etwas lehmiger Boden abgewinnen lässt, haben sie Gerste angebaut, kaum genügend, um sich und ihre Pferde zu erhalten.

Schon zeitig am folgenden Morgen brachen wir auf, um möglichst schnell den Atlas mit seinen ungastlichen Bewohnern hinter uns zu haben. Es war ein fürchterlicher Marsch von früh 7 bis abends 6 Uhr. Die Hauptrichtung war eine südliche, aber in zahllosen Zickzacklinien. Die Passage des Dschebel Tissi mit seinen mächtigen steilen Sandsteinfelsen und tiefen Schluchten schien für meine schwerbepackten Thiere unmöglich, besonders die Kamele, an Ebenen gewöhnt, blieben oft liegen und konnten nur mühsam weiter gebracht werden. Es war ein sehr schlechter Rath und vollständig

auf Unkenntniss des Terrains beruhend, als man mir in Marrakesch sagte, ich solle Kamele mitnehmen; in diese wilde Gebirgslandschaft gehören nur Maulthiere.

Wir passirten eine Dar-es-Sultan genannte Ruine eines alten Castells, welche von einem frühern Sultan errichtet worden war, um die in der Umgebung wohnenden wilden Scheluh unter Botmässigkeit zu halten und den Räubereien derselben möglichst Einhalt zu thun. Die Festung ist an einer sehr schwer zugänglichen Stelle erbaut und konnte selbst von einer geringern Besatzung leicht vertheidigt werden. Dann kamen wir an einem isolirten Bergkegel vorüber, auf dessen Spitze noch einige rothe Lehmmauern sichtbar sind. Qasr-er-Rumi nennen es die Eingeborenen, Römerburg; alles, was aus frühern Zeiten herstammt, wird den Römern zugeschrieben. Dass die Römer bis tief in den Atlas hinein gekommen sind, ist ja gewiss, und so wäre es nicht unwahrscheinlich, dass wir es hier wirklich mit römischen Resten zu thun haben; Portugiesen, die zwar auch längere Zeit im Innern von Marokko festen Fuss gefasst hatten, scheinen doch so weit nicht gekommen zu sein. Unermessliche Schätze sollen hier, nach den Angaben der Scheluh, vergraben liegen, aber niemand scheint den Muth zu haben, dieselben zu beheben oder wenigstens nach denselben zu suchen.

Gegen Mittag begegneten wir einigen wohlbewaffneten und berittenen Scheluh, von denen einer ein Scheich war. Das Gerücht unserer Reise war offenbar schon in die Seitenthäler gedrungen, und die Reiter hatten uns aufgesucht, um sich über uns zu informiren. Wir wurden von ihnen an eine Argan genannte Stelle geführt, mit einer hübschen Quelle, deren frisches Wasser zu einem kleinen Teich gesammelt war, und hier rasteten wir, um das Frühstück einzunehmen, woran die Scheluh sich betheiligten. Ich sah das sehr gern, denn Leute, die mit uns gegessen haben, sind

nicht so zu fürchten wie ganz Fremde. Es war ein überaus hübscher Punkt inmitten der umgebenden Gebirgslandschaft, und dient der Platz allgemein als Ruheort für die durchziehenden Karavanen.

Während wir rasteten, holte uns eine andere kleine Karavane ein, die sich uns anschloss, um mit uns das Gebirge zu durchqueren. Es waren Berber aus der Ebene, die nach dem Wad Sus wollten, und ordentliche Leute. Mir war das ausserordentlich willkommen, waren wir doch so um einige Bewaffnete, die Land und Leute kennen, stärker und konnten so beruhigter einem etwaigen Angriff entgegensehen. Und ein solcher hat uns gedroht. Der früher angetroffene Berberscheich erklärte uns beim Abschied, dass an einer vor uns liegenden schlimmen und schwer zu passirenden Stelle einige Scheluh uns erwarteten, um uns auszuplündern. Er habe sich nun über unser Vorhaben unterrichtet und werde sorgen, dass uns nichts zustosse. Dankend verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Scheluhscheich, der mit seiner Begleitung in einem Seitenthal verschwand, während wir, verstärkt durch die neue Karavane, südwärts weiter zogen.

Abends hielten wir in einem kleinen Scheluhdorf, dessen Bewohner nicht unfreundlich waren; sie treiben von hier aus Handel mit Wad Sus, besonders übernehmen sie häufig den Transport der Waaren. Wir konnten Gerste für die Thiere kaufen, ebenso Hühner und Schaffleisch für uns und stellten die Zelte mitten im Ort auf.

Ich hatte gesehen, dass ich mit meinen Kamelen auf diese Weise nicht weiter kommen konnte, und da wir noch immer während einiger Tage sehr schlimme Passagen zu überwinden hatten, so miethete ich hier, freilich gegen gute Bezahlung, zwei Maulthiere, die mit dem grössten Theil des Gepäcks der Kamele beladen wurden, sodass die letztern nur leichte Gegenstände, Matten, Kochgeschirre u. s. w. zu

tragen hatten. Auf diese Weise hatte ich auch den Vortheil, zwei Mann mehr mit mir zu haben, da jedes Thier einen Treiber erfordert; und da die Scheluh selbst für ihr Eigenthum besorgt sind, so konnten wir die weitern Touren mit noch grösserer Beruhigung antreten.

Es ist charakteristisch, dass die Ansiedelungen seltener an den Hauptverkehrslinien sich befinden, sondern vorherrschend abseits in den Seitenthälern, möglichst versteckt, sodass man dieselben selten zu Gesicht bekommt. Hier aber gibt es deren sehr viele, und Erkundigungen ergaben, dass man in jeder Richtung auf solche Meierhöfe stösst. Es dient dies natürlich dazu, den Einfluss der marokkanischen Regierung möglichst zu erschweren, andererseits leidet oder litt die Sicherheit für die Reisenden darunter, die plötzlich an irgendeinem Punkt von einer Bande bewaffneter Wegelagerer angehalten wurden. Zur Zeit, als ich dort reiste, war die Gegend, wie erwähnt, relativ sicher.

Am 13. März hatten wir wieder einen langen und höchst beschwerlichen Marsch durch das Gebirge. Der Weg führte zunächst in südwestlicher Richtung durch ein von zahlreichen Felsen und steilen Hügeln durchsetztes Plateau zur Landschaft Aglau, wo sich die Ruinen mehrerer Ortschaften befinden. Die Bewohner dieser Dörfer sind fast alle getödtet worden auf einer Razzia, die der schon mehrfach erwähnte Kaid von Mtuga vor einigen Jahren unternahm, um dem Räuberunwesen zu steuern. Wir begegneten während des ganzen Tages nicht einem Menschen, sodass die Gegend völlig unbewohnt erschien; in den Seitenschluchten sollen aber eine ganze Anzahl von Gehöften sich befinden.

Die Berge bestehen noch immer aus dem rothen Sandstein, der völlig versteinerungslos zu sein scheint. Das Plateau mit seinen nach allen Richtungen sich erstreckenden Felsenmassen, zwischen denen hindurch man nur mühsam einen Weg für die Thiere finden kann, macht einen sehr

merkwürdigen Eindruck; zur Linken erblickt man einzelne dicht mit Schneefeldern bedeckte Gipfel des centralen Atlas.

Wir passirten den District Ait Musa mit einem grossen Freitags-Soko (Wochenmarkt); auch der im Thale fliessende nicht unbedeutende Bach führt diesen Namen.

Wir hielten abends auf der Wasserscheide des Atlasgebirges, etwas über 1200 m hoch, in einer zur Zeit völlig unbewohnten Gegend. Reste der zerstörten Dörfer sah man allenthalben. Die Gegend war wunderschön. Es war ein herrlicher Abend, angenehme Kühle herrschte in dieser Höhe und nach Osten zu zeigten sich die zahlreichen schneebedeckten Gipfel des Glauïgebiets, der höchsten Punkte des Atlas, in wunderbarer Klarheit. Das Ganze erinnerte lebhaft an eine Hochlandlandschaft der Schweiz, aber statt der friedlichen Bewohner von schmucken Dörfern und einsamen Sennhütten leben hier in uraltem Trotze gegen das herrschende Arabervolk verwegene, räuberische Scheluh, und selten durchziehen wohlbewaffnete Karavanen die öde Gebirgslandschaft, um, getrieben von einem alle Gefahren verachtenden Handelsgeiste, die Waaren des Nordens in das ehemals blühende Königreich Sus zu bringen.

Der völlige Mangel an Bewohnern war für uns insofern unangenehm, als wir für die abgetriebenen und ermüdeten Thiere keine Gerste kaufen konnten und dieselben sich für diesen Tag mit frischem Gras begnügen mussten. Und doch hatten wir morgen noch einen schweren Marsch, den steilen Abstieg in das Sus, und die Thiere hätten dringend der kräftigsten Nahrung bedurft.

Nur ungern verliess ich am 14. März den herrlichen Punkt, die Wasserscheide des gewaltigen Atlasgebirges. Er führt den Namen Bibauan und liegt nicht in der Mitte der Breite des Gebirges, sondern weiter südlich. Während der Anstieg von Norden her sehr allmählich er-

folgt, fällt der Atlas nach Süden zu sehr steil und in schroffen Felswänden ab. Der Pass Bibauan ist zwar nicht von mir zuerst überschritten worden, aber eine genauere Schilderung davon existirt nicht. Der Däne Höst, der lange Jahre in Marokko zugebracht und Land und Leute genauer kennen gelernt hat als irgendjemand vor ihm oder nach ihm, ist von Agadir aus über die Berge nach Marrakesch gereist. („Nachrichten von Marokko und Fes". Kopenhagen 1781, S. 95.) Ferner reiste der englische Arzt William Lemprière in der Zeit vom 30. November bis 4. December 1789 von Tarudant aus nach Marokko und überschritt das Gebirge auf einem Pass, den die Mohren wegen seiner jähen und winkeligen Drehungen Kamelnacken nennen. („Reise von Gibraltar nach Marokko". Berlin 1798, S. 97.) Es muss bemerkt werden, dass heutzutage die Mauren die isolirt aus der Ebene von Marrakesch hervortretenden Kalksteinhügel ebenfalls Kamelrücken nennen. Endlich hat James Grey Jackson während seines sechzehnjährigen Aufenthalts in Marokko auch einmal eine Armee über diesen Theil des Atlas begleitet. Der Weg führte über den Pass Bebawan, dessen Gefahren er in etwas grellen Farben schildert. Der Pfad sei an manchen Stellen nur 15 Zoll breit und führe zwischen fast senkrechten Bergwänden einerseits und tiefen Abgründen andererseits, welch letztere an Steilheit Dover Cliff nichts nachgäben aber zehnmal so tief seien. („Account of Marokko", 2. Ausg., 1811, S. 11.)

Seit dieser Zeit ist kein Europäer in diese Gegend gekommen, denn Rohlfs überschritt den Atlas weiter östlich als ich, auf der Karavanenstrasse von Fâs nach Tafilalet. Hier scheint der Uebergang zu sein, welcher am wenigsten Terrainschwierigkeiten bietet, wie die Marokkaner schon lange ausfindig gemacht haben; die Höhe der Berge nimmt nach Osten zu, vom Glauïgebiet an, allmählich ab.

Während der Pass den Namen Bibauan führt, heissen die Berggruppen, welche nach Süden abwärts führen, Oenge-Dschebel.

Von der gegen 4000 Fuss hohen Wasserscheide führt ein schmaler, ungemein steiler Weg in zahllosen Serpentinen und Zickzacklinien rasch abwärts. Der Weg ist manchmal in der That nur ein paar Fuss breit und hat zur einen Seite einen tiefen Abgrund, zur andern eine steile Felsenwand, sodass man die Sicherheit der Maulthiere und Pferde nur bewundern kann. Meine beiden Kamele blieben unterwegs liegen, und ich musste zwei meiner Leute als Wache zurücklassen, um sie am andern Tage abzuholen.

Die Scenerie, die sich uns darbot, war sehr schön; vor uns breitete sich der fruchtbare, von Wäldern und Feldern bedeckte Wad Sus aus, und im fernen Hintergrunde erhoben sich die Contouren einer zweiten mächtigen Gebirgskette, die man nicht unpassend als Antiatlas bezeichnet hat. Langsam und vorsichtig ging es bergabwärts, meist zu Fuss, die Thiere mussten stellenweise geführt werden; oft schien es, als könnten die zu beiden Seiten mit grossen Ballen beladenen Thiere absolut nicht weiter und müssten in den Abgrund stürzen, und doch fanden die klugen Thiere ein Mittel, um durchzukommen. Vorsichtig und jeden Schritt erprobend schritten sie mit ihrer Last langsam die engen Pfade hinab; besonders schwierig war das Umbiegen um steile hervorstehende Felsen, und wir konnten von grossem Glück sagen, dass wir ohne Verluste unten angekommen sind. Eine ziemlich breite Zone niedriger Berge, meist Schutthügel, erstreckt sich längs des steilen südlichen Gebirgsabfalles, die verhältnissmässig leichter zu passiren waren, und gegen Abend langten wir ungefährdet in der Stadt Emnislah an, deren Häuser wir schon lange vor uns gesehen hatten. Ein Blick rückwärts zeigte uns erst, was für einen schwierigen Weg wir zurückgelegt hatten, ich

aber war einem günstigen Geschick dankbar, welches mir verstattet hatte, ohne ernste Gefahr das so schwer zugängliche Atlasgebirge zu durchqueren.

In einigen Decennien ist man vielleicht so weit, dass Touristen in ähnlicher Weise ihre Excursionen ins Atlasgebirge ausführen, wie es jetzt schon im Himalaja, Kaukasus u. s. w. geschieht, und man wird dann lächeln, dass dieser Uebergang jemals schwierig gefunden worden ist. Heute ist es aber so und wird wol auch noch einige Zeit so bleiben.

Wir waren unterwegs beim Abstieg auf einige Reiter gestossen, die uns anfangs beunruhigten. Es stellte sich heraus, dass sie zum Gefolge des Kaid der Kabyle Schtuga gehörten; derselbe war beim Kaid in Mtuga zum Besuch gewesen. Wir kamen bald mit dem vornehmen Manne selbst zusammen, der ein prächtiges Ross ritt und reich gekleidet war. Er erkundigte sich nach unserm Vorhaben und forderte uns auf, ihn zu besuchen. Seine Qasbah liegt nur etwas abseits von dem Wege, der von Tarudant in Sidi Hescham's Land führt. Wir sicherten ihm das zu und trennten uns in Emnislah, da er noch eine Strecke weiter ritt.

Wir wurden in Emnislah ohne besonderes Mistrauen empfangen und durften die Zelte aufschlagen; auch konnten wir hier für uns und die Thiere genügende Nahrungsmittel kaufen, sodass wir eine angenehme Nacht verbrachten.

Am folgenden Morgen schickte ich zeitig einige Maulthiere weg, um das bei den Kamelen zurückgebliebene Gepäck zu holen. Bald kamen denn auch die Kamele an, die, als sie wieder ebenen Boden unter sich fühlten und Futter bekommen hatten, sich schnell erholten. Ich brach noch denselben Tag von Emnislah auf, um das oft ererstrebte Tarudant heute noch zu erreichen.

Emnislah, ein Doppelstädtchen, da an beiden Seiten

des Thales eine Häuserpartie steht, liegt ebenso am Südabhang des Atlas wie Imintjanut am Nordabhang und hat dieselbe Bedeutung für Karavanen, welche vom Sus aus nach Marrakesch mit Benutzung des Bibauan-Passes reisen wollen.

Die Entfernung von Emnislah nach Tarudant, der alten Hauptstadt des ehemaligen Staates Wad Sus, ist nur eine kurze, in fünf Stunden hat man dieselbe zurückgelegt, aber sie gehört zur Zeit mit zu den gefährlichsten Partien in Nordafrika. Der Weg führt beständig in der Ebene durch einen Wald von Arganbäumen, der sich weit das Thal hinauf erstreckt und viele Quadratmeilen bedeckt. Die ganze Gegend wird beherrscht von der Araberkabyle Howara, die in riesigen festungsartigen Häusern wohnen und von da aus beständig Raubzüge auf die nach Tarudant ziehenden oder von dort kommenden Karavanen ausführen. Sie leben seit lange mit der Berberbevölkerung von Tarudant in Fehde, plündern aber bei ihren Raubzügen jeden aus, sei es Mohammedaner, Jude oder Christ.

Wir waren eine ziemlich starke Karavane geworden, da sich mehrere Maulthiertreiber, welche Ladung für Tarudant führten und gewartet hatten, bis sich ein grösserer Trupp von Menschen vereinigen würde, uns anschlossen, sodass wir mit grösserer Beruhigung den Wald passiren konnten. Es ist kein Wald in unserm Sinne, da das Unterholz fehlt und die Bäume weiter auseinanderstehen, auch sind grössere mit Gras bewachsene Lichtungen in diesem Terrain.

Es war ein unheimlich ruhiger Zug, den wir bildeten. Alle waren stark bewaffnet und nach allen Seiten wurde sorgfältig Umschau gehalten. Wir hatten noch nicht lange das Städtchen Emnislah verlassen und den Wald betreten, als ein einzelner Reiter erschien, offenbar ein vornehmer Mann auf hübschem Pferde und in kleidsamer Tracht. Meine Begleitung erkannte ihn als den Sohn eines Scheichs der

Howara. Er musterte unsern Zug, sprach mit einigen zuletzt gehenden Dienern und sprengte dann davon. Nach einer halben Stunde kam er wieder, fing wieder ein Gespräch an und verschwand dann in dem Walde. Wir wussten nicht recht, was wir davon halten sollten. Offenbar war man von dem Durchgang der Karavane unterrichtet, und der junge Scheich war ausgeschickt worden, um sich zu erkundigen. Hatte ihm nun die grosse Zahl der Bewaffneten imponirt, oder hielt ihn die Gegenwart eines Scherifs ab, kurz, er kam nicht zurück. Bald aber wurden wir wieder beunruhigt. Einzelne hohe Häuser der Howara schimmerten aus dem Walde hervor, und wir glaubten auch Leute zu sehen. Schweigsam passirten wir die Wohngebäude der Scheluh, und alle athmeten erleichtert auf, als wir die letzten Mauern hinter uns hatten. Bald wurde der Wald lichter, wir näherten uns seinem Ende und in weiter Ferne glaubten wir die hohen und festen Mauern von Tarudant zu erkennen, hinter denen wir uns geborgen meinten.

Ungefähr eine Stunde vor der Stadt hört der Wald ganz auf und wir überschritten eine weite Ebene. Ein kleiner Fluss, Wad Dschisarin, wurde passirt, der südwestwärts gehend in den Wad Sus mündet; er führte zur Zeit nur sehr wenig Wasser. Der Boden bestand aus hartem gelben Lehm und war weiterhin durch zahlreiche kleine, aber tiefe Schluchten zerrissen, die wasserlos waren, aber als Nebenarme des erwähnten Flüsschens zu betrachten sind. Hatten wir vorher vor den Howara Furcht gehabt, so ist diese Strecke bis dicht vor die Mauern der Stadt ebenso verrufen; denn hier treibt sich beständig eine Menge räuberischen Gesindels herum, das den verschiedensten Stämmen angehört und, ohne irgendeinen festen Wohnsitz zu haben, nur vom Strassenraub lebt. Kleinere Karavanen sind hier sehr gefährdet. Wir zogen nur sehr langsam weiter, und zwei der landeskundigen Männer ritten immer wohlbewaff-

net voraus und untersuchten vorher die Schluchten an beiden Seiten des Weges. Erst nachdem sie alles sicher gefunden hatten, gaben sie ein Zeichen, dass wir weiter konnten. Endlich erblickten wir die weit vor der Stadt liegenden Gerstenfelder und glaubten uns gesichert, aber meine ortskundige Begleitung versicherte, dass gerade in der allernächsten Nähe der Stadt die Sicherheit am meisten gefährdet wäre, und so ging es noch immer langsam und unter Beobachtung der erwähnten Vorsichtsmassregeln weiter.

Indess es erfolgte nichts. Dass wir von unserm Verlassen der Stadt Emnislah an beständig beobachtet wurden von unsichtbaren Feinden, war uns vollkommen klar, es scheint aber die Grösse des Zuges und die Annahme, dass wir viele Hinterlader bei uns haben könnten, die Leute von einem Angriff abgehalten zu haben. Es war aber ein im höchsten Grade unheimlicher Marsch. Fünf Stunden lang immer mit dem Revolver in der Hand zu Pferde sitzen, jeden Augenblick gewärtig, mit einer Bande Strassenräuber zusammenzutreffen oder aus dem Hinterhalt einen Schuss zu bekommen, ist im höchsten Grade aufregend, und alle waren herzlich froh, als wir endlich die hohen Mauern Tarudants dicht vor uns sahen. Etwas ausserhalb der Stadt hatten wir die Ruinen der angeblich römischen Stadt Gaba zur Seite liegen lassen.

Es war noch zeitig am Tage, erst gegen 2 Uhr, als ich Tarudant am 15. März 1880 erreichte, und hatte ich damit wieder ein Stück meines Vorhabens, und nicht das geringste, zurückgelegt. Etwas weniger gefährlich mag der Weg von Mogador aus sein, der, anfangs längs des Meeres führend, das Gebirge umgeht und dann in südöstlicher Richtung zum Wad Sus führt. Man kommt dabei durch die Kabyle Ha-Ha, die sich auch nicht des besten Rufs erfreut. Interessanter und an Naturschönheiten reicher ist aber zweifellos der Weg über den Atlas, und es ist traurig,

dass diese schönen Gebiete in den Händen einer barbarischen Bevölkerung liegen, die, in beständiger Fehde unter sich und mit der marokkanischen Regierung, sich nie zu dem alten Wohlstande wieder emporschwingen kann, wie er dereinst im Wad Sus geherrscht hat. Für lange noch wird diese herrliche Partie der Cultur verschlossen bleiben und noch lange wird es dauern, bis man hier ruhig und ungestört geographischen und naturwissenschaftlichen Forschungen sich wird hingeben können. Mein Ritt durch den Atlas nach Tarudant glich eigentlich einer Flucht; ich konnte nur äusserst selten ein Instrument benutzen, ein flüchtiger Blick auf das Aneroïd musste gewöhnlich genügen für wichtige Punkte, wo genauere Messungen nöthig gewesen wären, und nur in der Nacht, wenn alles schlief, konnte ich mir die Ereignisse des Tages und die Beobachtungen in die Tagebücher notiren. Mit dem grössten Mistrauen wird jeder angesehen, und das Gerücht, dass ein Christ unter der Karavane sich befinde, hatte sich doch verbreitet. In Marrakesch war ich als solcher allgemein bekannt gewesen, und Leute aus dem Wad Sus finden sich dort immer in grosser Zahl, durch die dann die Neuigkeiten sich schnell verbreiten.

Die Unsicherheit in diesem schönen Winkel der Erde ist unerhört. Jeder geht hier bis an die Zähne bewaffnet, jeder sieht in dem ihm Begegnenden seinen natürlichen Gegner. Die Howara wohnen nicht in Häusern, es sind wahre Festungen mit gewaltigen hohen Mauern, hinter denen sich die zahlreichen Mitglieder einer Familie verbergen. Keinen Schritt kann der Bewohner eines solchen Hauses thun, ohne bewaffnet zu sein; zu den friedlichen Beschäftigungen des Bebauens der Felder oder des Hütens der Heerden müssen bewaffnete Leute genommen werden, und erst am Tage vor meiner Ankunft in Tarudant hatten die Howara eine Heerde von 300 Schafen und 50 Rindern

geraubt, die Einwohnern von Tarudant gehörten. Diese machen es natürlich ebenso, wenn sich Gelegenheit bietet, und so hören die Fehden und Räubereien, Mord und Todtschlag hier nicht auf. Es herrscht völlige Anarchie, und weder der Sultan noch irgendein einflussreicher Häuptling hat genügendes Ansehen, um diesem Zustande ein Ende zu machen. Der Wad Sus könnte eine der reichsten und schönsten Provinzen des marokkanischen Reiches sein, wie es einst, in grauer Vorzeit, ein durch Cultur und hohe Entwickelung der Industrie berühmtes, wohlhabendes und dicht bevölkertes Reich war. Die Natur liefert dem Menschen hier alles; herrliches, gesundes Klima, fruchtbaren Boden und Schätze aller Art aus dem Pflanzen- und Mineralreiche. Die Vernachlässigung dieser schönen Provinz seitens der marokkanischen Regierung ist ein grosser Fehler; Anlage von guten und gesicherten Wegen und Einsetzung eines gerechten und energischen Gouverneurs mit einer genügenden Truppenmacht könnte aus einem sehr wenig tragenden Landstrich eine ergiebige Einnahmequelle für den Sultan machen.

Die Südhälfte des durchquerten Atlasgebirges besteht nicht mehr aus dem so weit verbreiteten und mächtigen rothen Sandstein, sondern aus Schiefern, besonders Thonschiefern und Quarzitschiefern, die gleichfalls steil aufgerichtet sind. Sie enthalten an zahlreichen Orten Erzlagerstätten, besonders Kupferkies und Brauneisenstein. Ersteres Erz ist schon lange bekannt, und die Bewohner von Wad Sus wissen Kupfer herzustellen, das sie in geschickter Weise verarbeiten. Mächtige Brauneisensteinmassen treten etwas nordöstlich von Emnislah zu Tage. Auch silberhaltiger Bleiglanz soll vorkommen. Es ist keine Frage, dass, wenn einmal die Zeit kommt, um im Atlas genauere geologische Untersuchungen anstellen zu können, man eine Menge nutzbarer Erzlagerstätten finden wird. Eruptivge-

steine fanden sich in dem westlichen Flügel des Atlas nicht, dieselben scheinen erst weiter östlich aufzutreten und sind in der That auch von andern Reisenden beobachtet worden. In der Ebene von Marrakesch finden sich Massen von Grünsteinen und andern Eruptivgesteinen in Geröllen, die von den Flüssen herausgeschwemmt worden sind. Es ist vielfach die Frage gewesen, ob der Atlas Gletscher gehabt hat; die Mehrzahl der Beobachter verneint diese Frage. Bei meiner flüchtigen Durchquerung des Gebirges konnte ich keine Spuren bemerken, welche darauf hindeuten. Es sind auf beiden Seiten des Gebirges, im Norden und im Süden, mächtige Schuttberge, am Nordabhange beobachtete ich, wie erwähnt, eine sehr deutliche Schichtung dieser Schuttmassen, aber von eigentlichen Moränen ist mir nichts aufgefallen. Immerhin wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass die mehr als 12000 Fuss hohen Berge im Centralatlas Gletscher gehabt haben könnten; man kennt zwar als die südlichsten Gletscher diejenigen der Sierra Nevada in Spanien, aber der Unterschied von fünf Breitengraden ist nicht so bedeutend, dass bei einem so hohen und gewaltigen Gebirge nicht ein derartiges Phänomen hätte eintreten können. Die Gipfel in der Centralkette sind heute noch den grössten Theil des Jahres mit Schneefeldern bedeckt, ja man sagte mir, einige Berge hätten beständig eine weisse Kappe.

Das Atlasgebirge hat in Marokko noch ausgedehnte Wälder; die Verwüstung derselben ist nicht in der Weise vor sich gegangen, wie es in Algerien der Fall ist. Cedern sollen viele vorhanden sein, verschiedene Eichenarten gibt es in grosser Menge. Eine Benutzung und Verwerthung des Holzreichthums ist natürlich gegenwärtig, wo es in dem ebenen nördlichen Theile von Marokko nicht eine einzige Strasse gibt, unausführbar. Dagegen ist die Gefahr nicht ausgeschlossen, dass eine stetige, wenn auch bei der riesigen

Ausdehnung des Gebiets langsam vor sich gehende Entwaldung eintritt, die stellenweise schon vorhanden zu sein scheint, wie aus der Unregelmässigkeit der Wassermengen in den Flüssen Nordmarokkos und der Ungleichmässigkeit der Regenfälle hervorgeht, die für diese Agriculturgegenden so verhängnissvoll werden kann. Die den Atlas bewohnenden Berber suchen natürlich immer ein grösseres Stück Feld zu bebauen, wofür ein Stück Wald fallen muss, vor allem aber schadet bekanntlich die Ziege dem Walde ungemein. Diese aber ist das verbreitetste Hausthier im Atlas.

Die Berber selbst brauchen sehr wenig Holz; ihre Häuser errichten sie aus Lehm und Erde, ohne Balken, Schiffahrt kennen sie nicht, und so ist der Bestand an Holz im marokkanischen Atlas noch ein ziemlich guter. So dichte Wälder aber, wie wir sie anderwärts finden, gibt es hier auch nicht; es sind sehr lichte Waldbestände; auch ist der hier so vorherrschende rothe Quarzsandstein kein guter Untergrund für Wald. Nur da, wo er schon stark zersetzt ist und eine lehmige Humusschicht sich über demselben gebildet hat, kann eine Pflanzendecke sich entwickeln; man sieht aber gerade in diesem Sandsteingebiet sehr viel nackte Felsen zu Tage treten.

Dass die Wälder des Atlas je als Bauholz in nicht marokkanischen Ländern zur Verwendung kommen werden, ist wol kaum anzunehmen; wohl aber werden sie benutzt werden, wenn sich eine spätere Regierung in Marokko einmal entschliessen wird, die nutzbaren Mineralien des Gebirges zu verwerthen.

Die Thierwelt in diesem Gebirge kann nicht bedeutend sein. Der berühmte Löwe des Atlas existirt hier nicht, Panther kommen hin und wieder vor. Eine Art Mufflon, wie ich es früher einmal in einer Qasbah in Gefangenschaft gesehen hatte, findet sich in den entlegenern Thälern, wo wahrscheinlich auch noch anderes Waldgethier sich aufhält.

Die Berber sind keine Jäger und begnügen sich damit, ihre Heerden zu weiden und Gerste zu bauen. Geier und Adler sahen wir häufig in den Lüften schweben, und oft scheuchten wir die Alpenkrähen aus ihrer trägen Ruhe. Singvöge sind mir zwar nicht viele aufgefallen, aber es geht ohne Zweifel während des Winters aus unserer Heimat ein Vögelzug über das Atlasgebirge in die Wüste.

Die Insektenfauna ist natürlich auch sehr reich, aber sehr wenig bekannt. Es ist auch unmöglich für mich gewesen, zu sammeln oder irgendwelche Beobachtungen in dieser Richtung zu machen; zu so etwas fehlen bei einer so fluchtartigen Reise, wie die meinige war, alle Vorbedingungen. Es ist keine Frage, dass die beschreibenden Naturwissenschaften bei einer speciellen Durchforschung des Atlasgebiets eine enorme Bereicherung erfahren würden. Es mag nur auf das eine Beispiel hingewiesen werden, die botanische Reise des Engländers Hooker, welcher nur die beiden Thäler von Amsmiz und Ait Mesan genauer untersucht hat; in letzterm fand er nicht weniger als 375 Species von Phanerogamen, in ersterm sammelte er nur 223 Species; 146 Species hiervon waren beiden Thälern gemeinsam. Hiervon sind 75 Species endemisch, d. h. sie kommen ausschliesslich im Atlasgebirge und in den benachbarten Theilen Marrokos vor.

In derselben Weise würde die Zoologie durch zahlreiche neue Arten bereichert werden, und es ist traurig, dass dieses schöne, so nahe bei Europa gelegene und verhältnissmässig leicht erreichbare Gebirge für alle derartige Forschungen fast unerreichbar ist und auch wol noch lange bleiben wird. Die geologische Kenntniss des Gebirges beruht gleichfalls nur auf einer geringen Anzahl mehr oder weniger zuverlässiger Einzelbeobachtungen ohne Zusammenhang.

Beim Atlasgebirge fällt vor allem auf die lange gerade Gestalt desselben, der eminent hervortretende Charakter

eines Kettengebirges, wie es in Europa keins von dieser Ausdehnung gibt. Dies gilt übrigens nur von dem marokkanischen Theil dieses Gebirges. Oestlich von dem Gebirgsknoten des Dschebel Aiaschin löst sich dasselbe in ein undulirtes Plateau auf, das sich weiterhin wieder zu einer Reihe weniger hoher Ketten umformt, die in Tunis das Mittelmeer erreichen. In seiner Erstreckung vom Cap Nun am Atlantischen Ocean bis Cap Bon am Mittelländischen Meere besitzt das System eine Länge von 2300 km, von welchen 1050 Marokko, 950 Algerien und 300 Tunis angehören. (Vgl. Chavanne, „Afrika im Licht unserer Tage".)

Der Name Atlas ist heutzutage nirgends in Afrika in Gebrauch, die Araber haben nicht einmal einen Namen für das ganze Gebirge, sondern immer nur für einzelne Theile, besonders hohe Spitzen, Pässe, Thäler u. s. w.; dagegen bezeichnen die Scheluh das Gebirge mit Idrar-en-drann, von Adrar (Gebirge). Der marokkanische Theil besteht aus einer Anzahl ausgedehnter Längsthäler, welche Art von Thalbildung entschieden vorherrscht gegenüber den Querthälern. Von letztern gibt es wenige, dieselben sind kurz, schmal und wenig tief eingeschnitten.

In Bezug auf die geologische Zusammensetzung muss hervorgehoben werden, dass nach Norden zu jüngere Schichten entwickelt sind, während nach Süden hin nur die ältesten Formationen auftreten; es hat der Atlas also nicht einen symmetrischen Bau, wie etwa die Alpen, wo sich um einen centralen ältern Kern nach beiden Seiten hin jüngere Formationen anschliessen. Eine aus rothem Sandstein bestehende Bildung spielt im westlichen Atlas eine sehr bedeutende Rolle; eine genauere Fixirung der Formation ist bisher nicht möglich gewesen. Im Gegensatz hierzu scheinen in dem Rifgebirge am Nordrande Afrikas ältere Bildungen bis an das Mittelmeer zu reichen, und jüngere Formationen treten nach Süden zu auf.

Zwischen diesen Gebirgszügen breiten sich dann die fruchtbaren Plateaus Algeriens aus, und nur im östlichen Marokko und westlichen Algier verbinden weniger hohe Bergreihen als eine Art Querriegel die beiden grossen Ketten und trennen die Tiefebene des marokkanischen Gharb vom algierischen Tell und den Steppenregionen.

Wie schon wiederholt bemerkt wurde, steigt der marokkanische Atlas von Norden aus langsamer an und fällt nach Süden steil ab ins Wad Sus. Nun muss man aber auch die jenseit des Sus auftretenden Höhenzüge mit ins Auge fassen, die man als Antiatlas bezeichnet hat. Hier ist es umgekehrt. Der Nordrand fällt sehr steil ab und besteht aus denselben Gesteinen wie der Südrand des Atlas. Nach Süden zu fällt dagegen der Antiatlas allmählich ab und löst sich in eine Anzahl immer flacher und niedriger werdenden Hügelreihen auf. Aehnlich wie das Thal des Wad Sus bildet das Wad Nun noch einmal einen tiefen, aber weniger breiten Einschnitt in die paläozoischen Schichten des Antiatlas. An diesen schliessen sich dann die flach geneigten Kohlenkalkschichten der nördlichen Sahara, welche bis tief hinabreichen, bis in jene Region, wo Granit und Porphyrdurchbrüche die Grenze von der reinen Sandwüste bezeichnen, in der nirgends ein Gestein zu Tage tritt, bis erst wieder tief im Süden, beim Abstieg ins Thal des Senegal die das Plateau el-Hodh zusammensetzenden Schichten sichtbar werden.

Von neuern geologischen Arbeiten sind nur die Beobachtungen von Ball zu bemerken, der mit der genannten Hooker'schen Expedition reiste, sowie die Untersuchungen von von Fritsch und Rein. Der Natur der Sache nach können es nur Einzelbeobachtungen sein, die aber um so mehr einen grossen Werth haben, als sonst fast gar nichts über den marokkanischen Atlas bekannt ist.

Ein Zusammenhang des aus einer Reihe meist isolirter

Gebirgsmassive und Gebirgsketten bestehenden Rifgebirges. welches, bei Tetuan beginnend, sich unter verschiedenen Namen durch das algierische Tell fortsetzt, um am Cap Sidi-el-Hadsch Mbarek zu endigen. mit dem eigentlichen Atlasgebirge scheint nicht vorhanden zu sein, und der Name „Kleiner Atlas", den die Franzosen einzelnen dieser ersterwähnten Gruppen von Bergzügen gegeben, darf durchaus nicht andeuten, dass wir in dem Rif etwa nur einen nördlichen, weniger mächtigen Flügel des grossen Atlasgebirges zu suchen haben.

ZEHNTES KAPITEL.

TARUDANT UND WAD SUS.

Schlechter Empfang in Tarudant. — Pöbelexcesse. — Qasbah. — Mugar. — Howara. — Kaid Mtuga. — Scherif von Tafilalet. — Diebstahl. — Abreise. — Escorte. — Die Stadt Tarudant. — Thore und Mauern. — Häuser. — Moscheen. — Wad Sus. — Industrie. — Kabylen. — Gaukler und Schlangenbändiger. — Arganbäume. — Oelgewinnung. — Ararbaum. — Ammoniakgummi. — Arabischer Gummi. — Euphorbium.

Die Freude, die Hauptstadt des Wad Sus erreicht zu haben, sollte bald verbittert werden durch den Empfang, der uns daselbst zutheil ward. Wir passirten das nördliche Thor und zogen, möglichst das Innere der Stadt vermeidend, längs der Stadtmauer der im Nordosten der Stadt gelegenen Qasbah zu, um unter dem Schutze des dort vom Sultan eingesetzten Beamten unsere Zelte aufzurichten oder ein Haus zu beziehen. Hier wurden wir in ziemlich barschem Tone abgewiesen, da man gehört habe, ein Christ befinde sich unter der Karavane! Wir zogen nun wieder in langer Procession ab, was natürlich nicht verfehlte, unter dem Volke Aufsehen zu erregen, und wurden in ein Fundaq geführt, das dicht bei der Mellah, dem Judenquartier, lag; man wollte uns damit beweisen, dass man uns mit den Juden gleichstelle. Es blieb vorläufig nichts übrig, als hier zu bleiben und abzuwarten, ob sich nicht vielleicht später ein besseres Verhältniss mit den Behörden herstellen liesse.

Es war ein ziemlich grosses, stockhohes Haus, in der Mitte befand sich ein grosser quadratischer Hof, in welchen die Gänge und Zimmer, wenn man diese schmalen, niedrigen und finstern Räume so nennen kann, mündeten. Wir richteten uns ein, bezogen die Wohnräume, hatten Gepäck und Thiere bereits untergebracht, als wir vor dem Gebäude plötzlich einen furchtbaren Lärm hörten. Massen von Volk hatten sich vor demselben versammelt, schrien und tobten fürchterlich und bewarfen das verschlossene Thor des Hauses mit Steinen. Einige Bekannte von Emnislah her theilten uns mit, das Volk sei sehr erregt und verlange die Entfernung des Christen aus der Stadt. Wir griffen sämmtlich zu den Waffen, da augenscheinlich die Thür bald eingebrochen werden würde und wir nicht gesonnen waren, uns so ohne weiteres erschlagen oder steinigen zu lassen, schickten aber gleichzeitig zum Chalifen der Stadt sowie zum Scherif, an welchen Hadsch Ali Empfehlungsbriefe hatte. Noch ehe es zum Aeussersten kam, erschienen einige ältere Männer, darunter Chalif und Scherif, und begannen uns nach allen Richtungen auszufragen. Es war anfangs eine erregte Debatte, die Leute erklärten, Christen dürfen nicht in der Stadt sein; wir aber beriefen uns auf den Brief des Sultans, der ausdrücklich alle Vertreter der Regierung anweist, mich zu schützen und auf alle Weise zu unterstützen. Allmählich nahmen die Leute Vernunft an und discutirten den Fall in weniger leidenschaftlicher Weise; besonders war es der Scherif, welcher durch Hadsch Ali bald gewonnen war, der in versöhnendem Sinne gesprochen hatte. Ich erklärte nochmals deutlich meinen Wunsch: ich wolle einige Tage in der Stadt bleiben und dann südwärts ziehen, um eine der nach Timbuktu ziehenden Karavanen zu erreichen; ich verlangte gleichzeitig die Erlaubniss, meine Zelte in der geschlossenen Qasbah aufstellen zu dürfen, um vor den Insulten des Pöbels fernerhin gesichert zu sein, was endlich

auch vom Chalif, der gegenwärtig wegen Mangels eines eigentlichen Kaids oder Amils den Sultan vertritt, zugestanden wurde.

Wir hatten übrigens unter den Leuten einige Freunde gefunden, die uns von Marrakesch her kannten und die sich unserer aufs beste annahmen. Einer derselben ging so weit, dass er einen der Hauptschreier derartig mit einem Steine behandelte, dass er blutend zusammenstürzte. Die tobende Volksmasse bestand nur aus Leuten der niedrigsten Sorte, vorherrschend Sklaven, halbwüchsige Burschen und eine Anzahl schwarzer ordinärer Weiber, welche die Neugierde an dem Skandal hergebracht hatte. Bessere Elemente betheiligten sich an diesen Excessen nicht.

Wir mussten also die Thiere so schnell wie möglich beladen, um die Qasbah aufzusuchen; der Aufseher des Fundaq war damit nicht zufrieden, da ihm der in Aussicht stehende Gewinn entging. Unter Begleitung einiger älterer Männer und des Scherifs zogen wir nun denselben Weg zurück, den wir schon einmal zurückgelegt hatten, und zogen endlich durch die mehrfachen Thore der Qasbah ein. Auf einem grossen freien Platze, innerhalb der umfangreichen Citadelle, konnten wir nun in aller Beruhigung die Zelte aufstellen und uns möglichst bequem einrichten. Diese Citadelle ist ein überaus weitläufiges Bauwerk, von einer enorm hohen und sehr dicken festen Mauer umgeben, die für dortige Verhältnisse uneinnehmbar erscheint. In einem der Höfe standen zwei kleine alte Bronzemörser, die wol nie hier Verwendung gefunden haben. Es müssen nur sehr wenige Leute in der Qasbah sein, denn dieselbe war fast völlig menschenleer. Soldaten des Sultans scheint es nicht viel zu geben, und nur der Chalif mit einigen Leuten, die die Stelle der Machazini einnehmen, bewohnt eins der grossen Häuser.

Uebrigens befindet sich gegenwärtig in ausserordentlicher

Mission ein Abgesandter des Sultans hier, um mit den Leuten des Wad Sus zu verhandeln und womöglich das Ansehen des Sultans wiederherzustellen. Es war ein vornehmer gefälliger Mann, der uns schon in Fâs gesehen hatte und erfreut war, uns hier wieder zu treffen.

Die Leute kamen aber doch am nächsten Tage wieder, um sich über den Zweck meiner Reise etwas genauer zu unterrichten, und hierbei stellte sich die Nothwendigkeit heraus, dass wir einige gestern gemachte falsche Angaben über meine Person berichtigen mussten. Hadsch Ali fand es schliesslich für das Beste, die ganze Wahrheit zu sagen, wer ich sei. Er legte offen dar, was wir wollten und dass es uns vortheilhafter scheine, mich dem Volk gegenüber als türkischen Arzt auszugeben. Die Leute nahmen endlich, besonders auf Zureden des Scherifs, Vernunft an und billigten unter den gegebenen Verhältnissen sogar die Maske; auch nützte es uns, dass zufällig der Abgesandte des Sultans hier war, der die Richtigkeit des Geleitscheins bestätigen konnte.

Um mir eine Escorte mitzugeben in das südlicher liegende Land des Sidi Hescham, erklärte man mir aber, sei es nöthig, zum Amil von Mtuga im Norden des Atlas zu schicken; es scheint, dass es diesem energischen Manne gelungen ist, sich Ansehen zu verschaffen. Alle schilderten übrigens den Weg zu Sidi Hescham als überaus gefährlich; die ganze Strecke sei von Räubern besetzt und erst in den letzten Tagen sollen einige zwanzig Personen getödtet worden sein. Das klang nun freilich nicht sehr beruhigend.

Uebrigens muss ich unter allen Umständen hier in Tarudant eine Zeit lang warten. Ich erfuhr, dass demnächst bei Sidi Hescham ein grosser Jahresmarkt abgehalten werden wird, wozu von allen Seiten die Leute herbeiziehen. Es wird also auch von Tarudant eine Karavane von Händ-

lern dahin reisen und dieser hoffe ich mich anschliessen zu können.

Das Wetter ist regnerisch geworden und während der Nacht haben wir Niederschläge, sodass die Zelte mit Rinnen zum Ablaufen des Wassers versehen werden müssen. Wir haben drei grosse Zelte aufgespannt, die beiden schönen Zelte aus Tanger, von denen eins ich und Benitez benutzte, während Hadsch Ali und Muley Achmid in dem zweiten schliefen; ausserdem hatte ich noch ein grosses Zelt aus grobem braunen Kameltuch angeschafft für die Leute und als Küche. Täglich früh schickte ich Ibn Dschilul mit einem Esel in die Stadt, um Nahrungsmittel einzukaufen: Stroh und Gerste für die Thiere, und Fleisch nebst allerhand Gemüse für uns, sodass sich der Aufenthalt hier ziemlich theuer gestaltete.

Hadsch Ali ist fast den ganzen Tag über mit den Verhandlungen wegen meiner Abreise beschäftigt; der Scherif und der fremde Secretär des Sultans nehmen daran gewöhnlich theil.

Am 18. März erhielten wir plötzlich den Besuch einiger alten Scheichs der Howara. Es war ein Ereigniss für Tarudant, dass diese Leute, welche stets in Fehde mit dem Orte sind, selbst in der Stadt erschienen. Die Howara sind Araber und hatten gehört, dass man unsere Karavane, unter der sich ein Scherif und Neffe des berühmten Abd-el-Kader befand, insultirt und ein Quartier im Judenviertel angewiesen habe. Die Howara thaten sehr freundlich zu uns und luden uns dringend ein, sie in ihren Häusern zu besuchen. Sie erklärten, dass, wenn man uns gezwungen hätte, im Fundaq bei der Mellah zu bleiben, sie die Stadt gestürmt hätten! Sie gaben ihrer Entrüstung über die Pöbelexcesse kräftigen Ausdruck und baten nochmals dringend um unsern Besuch. Wir lehnten es aber ab; Hadsch Ali fand es nicht für angezeigt, die sichern Thore der Stadt

nochmals zu verlassen, um die so berüchtigten Howara zu besuchen; vielleicht geschah es wirklich in guter Absicht, dass die Howara uns einluden, vielleicht war es auf eine Plünderung abgesehen, kurz wir blieben wo wir waren und entschuldigten uns damit, dass wir den grossen Jahresmarkt bei Sidi Hescham nicht versäumen dürfen.

Mein Begleiter hat eine neue für ihn interessante Bekanntschaft gemacht, einen hier in der Verbannung lebenden Scheich einer Kabyle bei Miknâsa, natürlich ein Mann, der auch zu den unzufriedenen Elementen in Marokko gehört; die beiden scheinen sich in grossen politischen Combinationen zu ergehen, und Hadsch Ali erklärte einmal ganz ernsthaft, mit 2000 Mann gutbewaffneter algierischer Truppen und einer Million Francs würde er es unternehmen, sich zum Sultan eines grossen Reiches zu machen, das völlig unabhängig vom Sultan von Marokko sei!

Wir haben jetzt einige Tage schlechtes Wetter gehabt, heftige Aequinoctialwinde mit Regen; am 20. März war wieder einmal ein schöner Tag. Unsere Zelte werden von Besuchern nicht leer, und Hadsch Ali ist hier plötzlich eine sehr gesuchte Person geworden; er fühlt sich dadurch ausserordentlich geschmeichelt, und mir kann es nur für mein Fortkommen nützen. Unser Verhältniss zu den bessern Elementen der Stadt ist ein ganz gutes geworden; ich bleibe aber doch besser beständig in der Qasbah, um nicht einen neuen Ausbruch des Fanatismus der untern Volksschichten zu provociren.

Am 21. März schon traf die Antwort des Kaid von Mtuga betreffs der Escorte zu Sidi Hescham ein; dieselbe war gerichtet an den Kadi (Richter) von Tarudant. Derselbe lud uns in sein in der Stadt gelegenes Haus zu Tisch und theilte uns bei der Gelegenheit das nicht ungünstig lautende Schreiben des Scheich von Mtuga mit.

Meine Anwesenheit im Wad Sus war schnell bekannt ge-

worden, und der mehrfach erwähnte Secretär erhielt häufig Briefe deswegen. Auf der einen Seite Anerbietungen der Howara, uns zu escortiren, wenn man in Tarudant uns diesen Schutz verweigern sollte, andererseits aber auch Briefe der Entrüstung darüber, dass die Behörden von Tarudant einen Ungläubigen in ihren Mauern duldeten.

Den letztern wurde geantwortet, dass ich im Dienste des Sultans der Türkei stehe, dass ich ferner vom Sultan von Marokko völlige Actionsfreiheit erhalten habe und hingehen könnte wohin ich wolle, und dass ich schliesslich in Gesellschaft eines grossen Scherifs reise, der alle Verantwortung übernehme.

Der Besuch beim Kadi hatte zur Folge, dass sich derselbe herbeiliess, uns eine kleine Muna als Geschenk zu machen, bestehend aus zwei Hüten Zucker und etwas Butter. Es war mir lieb, dass dieser einflussreiche, aber etwas zurückhaltende und finstere Mann für uns gewonnen war; er konnte es jedenfalls durchsetzen, uns eine Escorte zu verschaffen.

Am folgenden Tage verlangte der Kadi eine Abschrift vom Geleitsbrief des Sultans; ferner eine schriftliche Bestätigung von mir, dass er mich mittels Escorte bis zur Grenze des marokkanischen Reichs befördert habe. Die Abschrift des Briefes liess ich herstellen, dagegen musste ich die zweite Forderung ablehnen. Ich erklärte mich bereit, ihm eine schriftliche Erklärung auszustellen, sobald ich den Wad Raz, der die Grenze von Marokko gegen das Land des Sidi Hescham bildet, erreicht hätte. Damit war denn auch der Kadi endlich einverstanden.

Das Eintreffen der Escorte war wiederholt angekündigt und der Aufbruch festgesetzt worden, aber immer kamen neue Hindernisse. Am 23. März sollte es fortgehen, aber die Escorte erschien nicht und man vertröstete uns auf das Eintreffen der Leute für den Abend. Abends aber kamen

plötzlich all die guten Freunde Hadsch Ali's an und riethen uns ernstlich, noch nicht zu reisen; die zum grossen Markt ziehende Karavane sei wegen der Unsicherheit der Strasse zurückgekehrt und werde erst am 27. März reisen. Hadsch Ali war der Aufschub offenbar sehr gelegen, da er hier gute Freunde gefunden hat, mit denen er allerhand Privatgeschäfte treibt.

Am 24. März machten wir die Bekanntschaft eines Scherifs aus Tafilalet, der im Begriff steht, nach dem Wad Nun zu reisen. Er muss dabei einen grossen Theil unserer Route benutzen und erbietet sich, mit uns zu gehen. Es ist mir das sehr lieb; es ist ein ruhiger, entschlossener Mann, der uns manche Dienste leisten kann, und wir nahmen sein Anerbieten natürlich sehr gern an. Er hat den Weg von Tafilalet durch die Provinz Wad Draa bis nach Tarudant angeblich in elf Tagen zurückgelegt. Mit ihm hätte ich eine leichte Gelegenheit, nach Tafilalet zu kommen, was ich auch zweifellos thun würde, wenn mir die Tour von Sidi Hescham aus nach Timbuktu nicht möglich sein sollte. Vielleicht lässt sich der Scherif bewegen, noch ein grösseres Stück mit mir zu reisen, da er es offenbar nicht sehr eilig hat, nach Wad Nun zu kommen.

Während ich mit Benitez beim Chalifen der Qasbah zu Tisch geladen war (Hadsch Ali war wie gewöhnlich in der Stadt), stahl mir einer meiner Diener, und zwar der junge Berberbursche, den wir erst in der Qasbah Mzugi aufgenommen hatten, aus meinem Zelt ein Säckchen mit Geld, ungefähr 20 Duros enthaltend, sowie einen Revolver. Es ist dies das erste, und ich muss gleich im voraus bemerken, auch das letzte mal gewesen, dass ich von Mohammedanern direct bestohlen worden bin. Man hat mir Geschenke abgepresst, mich ausgeplündert, aber ein gemeiner Diebstahl ist mir nie wieder vorgekommen. Der Bursche hatte Zutritt zum Zelt, und während meiner Abwesenheit

machte er von dieser Erlaubniss Gebrauch und bemächtigte sich der Gegenstände. Ein wahres Glück, dass er nicht den Sack mit dem übrigen Gelde gefunden, in welchem sich 3—400 Duros, mein ganzes Vermögen, befanden; ich wäre dadurch in eine verzweifelte Lage gekommen. Einer der im Küchenzelt befindlichen Diener machte mich bei meiner Rückkehr aufmerksam, dass der Bursche etwas lange im Zelt gewesen sei, und forderte mich auf, nachzusehen, ob nichts fehle. Es ergab sich auch bald der Abgang der angegebenen Gegenstände.

Meine Leute und besonders Hadsch Ali waren wüthend über diesen Streich; sie ergriffen die Gewehre, stürmten in die Stadt und machten dort alles rebellisch, sodass den ganzen Nachmittag und Abend eine förmliche Jagd auf den Burschen stattfand; denn auch die tarudanter Bevölkerung, so unfreundlich sie mich im Anfang aufgenommen hatte, war über so etwas empört. Diebstahl ist etwas überaus Schimpfliches in den Augen dieser Leute.

Trotz der eifrigsten und wirklich ernsthaften Suche wurde der Bursche nicht gefunden; die Stadt konnte er nicht verlassen haben, da er von den Thorwächtern nicht gesehen worden war; auch würde er das aus Furcht vor Räubern nicht gewagt haben. Er hatte offenbar jemand in der Stadt, der ihn gut versteckt hielt, wahrscheinlich ein Frauenzimmer, das ihn wol zu dem Diebstahl verleitet haben mag.

Die beiden folgenden Tage, der 25. und 26. März, vergingen mit Vorbereitungen zur Abreise, die definitiv am 27. März vor sich gehen sollte. Ich hatte noch ein Kamel gemiethet bis zu Sidi Hescham, um meine Thiere nicht zu überlasten, für 5 Duros, eine ziemlich hohe Summe für den kurzen Weg. Eine grosse Anzahl Briefe wurde geschrieben, die ich einem Juden übergab, der im Begriff stand, in den nächsten Tagen nach Mogador zu reisen. Ich habe vergeb-

lich die Kisten mit Medicamenten und Provisionen erwartet, die ich von Marrakesch aus in Mogador bestellt hatte; entweder ist die Bestellung nicht ausgeführt oder die Karavane, welche die Sachen direct nach Tarudant schaffen sollte, ist aufgehoben worden.

So konnte ich denn nach einem nur zwölftägigen Aufenthalte die Stadt verlassen, wo es beim Eintritt in dieselbe den Anschein hatte, als ob meiner Reise hier überhaupt ein Ziel gesetzt werden sollte. Tarudant ist von wenigen Europäern besucht worden, einzelne sind sogar als Gefangene dort zurückgehalten worden. Es mögen zwar jetzt die Verhältnisse etwas günstiger geworden sein, aber es ist immer noch ein mit vielem Risico verbundenes Unternehmen, den Wad Sus zu besuchen. Ich bin zwar zuletzt mit den Leuten, die mit uns verkehrten, recht gut auseinandergekommen, aber man merkte doch nur zu deutlich, besonders bei den Beamten, dem Chalif und dem Kaid, wie unbequem ich ihnen war. Es verursachte ihnen offenbar Mühe und Kosten, mir ein sicheres Geleit bis zu Sidi Hescham zu verschaffen, andererseits fürchteten sie die Verantwortung für den Fall, dass mir ein Unglück passiren sollte und sie beschuldigt würden, nicht ihre Pflicht gethan zu haben, wie es der Brief des Sultans vorschrieb.

Ich war wirklich froh, als wir am 27. März die Stadt verliessen, denn Tarudant war mehr oder weniger doch ein Gefängniss für mich gewesen, noch dazu ein sehr theueres, da die Ernährung einer grossen Zahl von Dienern sowie einer Menge von Kamelen, Pferden, Maulthieren und Eseln selbst in den dortigen Gegenden ziemlich hoch zu stehen kommt.

Die Stadt Tarudant, ungefähr 88 km vom Meere entfernt gelegen, nimmt nach den Berichten von Gatell, der auch einen Plan der Stadt geliefert hat, gegen 430000 qm Fläche ein und ist vollständig von einer 6—8 m hohen festen Mauer umgeben, welche theils aus Stein, theils aus gestampftem Lehm errichtet ist. In Abständen von 60—100 m sind massive viereckige Thürme, sodass diese Befestigung für dortige Verhältnisse eine ausserordentlich starke genannt werden muss; auch sind diese Thürme in verhältnissmässig noch recht gutem Zustande. Fünf Thore führen in die innere Stadt: Bab-el-Qasbah, führt zur Citadelle, Bab-el-Schamis führt nördlich nach Marrakesch, Bab Ulad ben Nuna führt in nordwestlicher Richtung nach Mogador, Bab Targount nach Agadir (Santa-Cruz) und in den District der Kabyle Schtuga und Bab Ezorgan nach Süden zu.

Die Qasbah, welche die nordöstliche Ecke der Stadt einnimmt und ungefähr 50000 qm bedeckt, ist durch eine besondere Mauer von der eigentlichen Stadt getrennt, durch welche ein anderes Thor führt. Man findet in den Höfen im Innern einige uralte Kanonen und Mörser, die wol nie benutzt worden sind; sie liegen seit langer Zeit friedlich da.

Kaum die Hälfte der Stadt wird von Häusern bedeckt, und als ich in Tarudant einzog, hatte ich erst grosse Complexe von Olivengärten zu durchwandern, ehe ich die Qasbah erreichte. Die Häuser, von denen 1300 in der Stadt sein sollen, sind fast ausschliesslich aus gestampftem Lehm errichtet und in dem in Marokko allgemein üblichen Stil gebaut, flache Dächer, keine Fenster, die Zimmer haben nur die Thür, welche in den Hof oder eine Veranda führt. Eine ganze Anzahl grosser Fundaqs dienen den Karavanen zur Unterkunft; sie enthalten zahlreiche kleine Räume und unterscheiden sich die für die Menschen bestimmten wenig

von den Ställen für die Thiere. Manche haben ein Stockwerk, sodass in diesem Falle die Menschen die obern Räume benutzen, während die untern für Thiere und Gepäck bestimmt sind. Die Fundaqs sind verpachtet und hat der Pächter jährlich eine geringe Summe an das Aerar, d. h. an den jeweiligen Vertreter des Sultans, zu zahlen. Die Preise für die Benutzung dieser Fundaqs sind sehr niedrig; Gasthöfe sind es nicht, da jeder Bewohner die Provision selbst mitbringen und dieselbe auch bereiten muss. Eins derselben, das Fundaq Essalah, dient als Markt.

Es gibt drei Moscheen in Tarudant, von denen eine auf der Qasbah sich befindet. Das Wasser wird aus Brunnen genommen, deren es viele gibt; Mühlen gibt es nicht, da die Stadt weit vom nächsten Fluss entfernt ist. Eisen- und Lederarbeiten sind die wichtigsten Industriezweige und waren besonders früher die Eisenwaaren von Tarudant von grossem Renommée. In dem südlichen Theile der Stadt gibt es eine grosse Salpeterfabrik, um Pulver, welches im Wad Sus in grossen Mengen dargestellt wird, zu erzeugen; der Schwefel kommt aus Europa und wird von Mogador mit Lastthieren dahin gebracht. Nicht weit von dieser Fabrik befindet sich die Mellah, das Judenquartier.[1]

Gatell schätzte seinerzeit die Bewohner auf 8300 Seelen inclusive der Juden, und mehr sind es seitdem nicht geworden; die Stadt macht einen öden und verlassenen Eindruck, und die nicht sehr engen Strassen sind leer.

Der Sultan hatte zu meiner Zeit keinen Amil dort, sondern ein Chalif, der in der Qasbah wohnte, vertrat die marokkanische Regierung. Derselbe hatte aber gar keinen Einfluss in der Stadt, vielmehr war es der früher erwähnte Kadi (Richter), welcher alles leitete.

Die Bewohner, vorherrschend roh und von abstossendem Benehmen gegen Fremde, erkennen nur ungern den Sultan an und revoltiren bei jeder Gelegenheit; es hiess wiederholt

in Marokko, der Sultan wolle mit einem grössern Heere dahin ziehen und Ordnung schaffen. Während meiner Anwesenheit befand sich ein Secretär des Sultans dort, um die Verhältnisse kennen zu lernen.

Die Lage von Tarudant ist eine überaus günstige, inmitten einer breiten und langen, äusserst fruchtbaren Ebene, und es ist begreiflich, dass ehemals, als eine geordnete und kräftige Regierung hier bestand und der Wad Sus ein selbständiges Ländchen war, Handel und Verkehr blühten und infolge dessen auch die Wissenschaft gepflegt werden konnte.

Der Wad Sus ist recht gut cultivirt und fast überall mit Wasserkanälen durchzogen; auf diese Weise wird natürlich den Flüssen viel Wasser entnommen und daher die vielen trockenen Wad. Weizen und Gerste werden überall gebaut; die Ernte fällt gewöhnlich in den Monat April; man findet stellenweise grosse Magazine errichtet, die einem Dorfe oder einer Gruppe von Meierhöfen gemeinsam gehören. Ebenso gibt es zahlreiche Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen. Wandernde Nomaden und Zeltdörfer findet man hier nicht, alle Bewohner sind sesshaft und errichten sich grosse und feste Häuser. Die Landwirthschaft wird auf die primitivste Weise betrieben, wie es vor Jahrtausenden Sitte war; und auch in der Industrie hat man keinen Fortschritt gemacht, sondern erzeugt noch dieselben Messer, Dolche, Pulverhörner, Gewehre u. s. w. wie ehemals. Die Gewehrschäfte weiss man mit prächtigen Verzierungen von Elfenbein und Silber zu belegen und auch die Läufe werden verziert. Die Gewehre des Ortes Titli gelten für die schönsten. Aehnliche schöne und grosse Gewehre werden sonst nur noch in Tetuan in Marokko fabricirt.

Charakteristisch für die Sus-Industrie sind die kurzen nach auswärts gebogenen Dolche, Gumiah, deren hölzerne Scheiden mit Messing, Zink oder Silber belegt sind, auf wel-

chen zum Theil prächtige Arabesken eingravirt werden. Die Klingen dazu kommen jetzt schon vielfach aus England und sind mit einem Fabrikzeichen versehen. Diese Messer werden massenhaft fabricirt und es gibt niemand, der nicht eine solche Waffe, die übrigens für den Gebrauch sehr unzweckmässig ist, an einer seidenen dicken Schnur

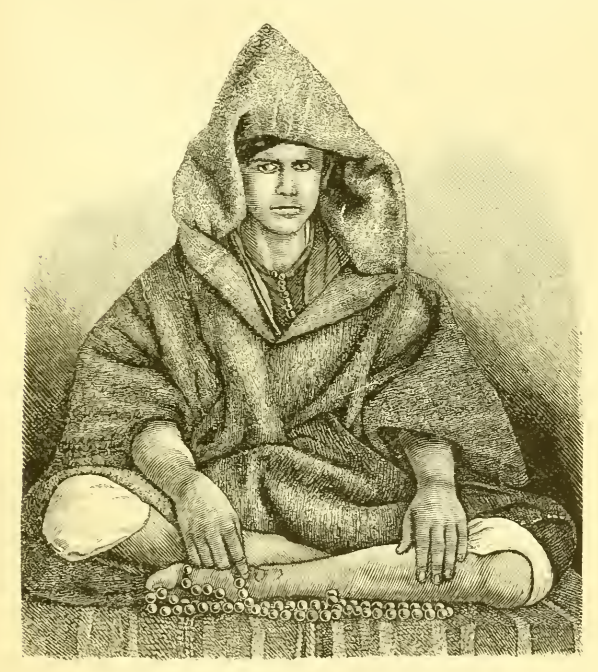


Fig. 14. Junger Marokkaner aus Wad Sus.

trüge, der Aermere solche, deren Scheide ganz Messing ist, die meisten Dolche aber haben eine silberbeschlagene Seite; seltener sind diejenigen Messer, deren Scheide auf beiden Seiten mit Silber belegt ist.

Trotz des Reichthums der Abhänge des Atlasgebirges wird doch ausserordentlich wenig Erz verarbeitet und fast alles Eisen und Kupfer kommt aus Europa.

Der eigentliche Wad Sus, dessen Grenze nach Süden zu der Wad Raz bildet, sowol gegen das Land des Sidi Hescham als auch gegen den südwestlicher liegenden Wad Nun, weist vor allem zwei grosse Kabylen auf, die in zahlreiche kleinere Familien zerfallen: die Kabyle Schtuga und die Kabyle Howara. Erstere besteht aus 16 Familien: El Meseguina, el Ksima, Wad Amira, Ait Bu Taib, Ait Bouku, Ait Bu Lesa, Ait Yaza Elgarani, Ida Ulad Buzea, Ait Lugan, Ait Musa, Ait Amer, Ait Melek, Ait Adrim, Konza, Ida Garan. Die Howara bestehen aus sieben Familien: Ulad Karrum, Ulad Taisna, Ulad Said, Ulad Arru, El Kofaifat, Ulad Scheluf, Ait Iqaz.

Ein strenger Unterschied zwischen Berbern und Arabern ist wol heute nicht mehr möglich, da sich die einzelnen Familien miteinander vermischt haben. Im allgemeinen kann man sagen, dass die Howara Araber, die Schtuga aber Scheluh sind, wie schon aus den Namen der angeführten Familien hervorgeht. (Ulad, Söhne, ist im Berberischen Ait.)

Das schon früher erwähnte wenig friedliche Zusammenleben, die Anarchie, die ewigen Kämpfe der einzelnen Familien untereinander, die meist nur die Folge von Diebstahl und Raub sind, lassen das Land nicht in die Höhe kommen und jene Stellung einnehmen, die es seiner günstigen Lage nach verdiente.

Der Wad Sus, Wad Nun und die Landschaft des Sidi Hescham sind auch die Heimat jener zahlreich in Marokko herumziehenden Gaukler, Schlangenbändiger, Tänzer, Akrobaten u. s. w., die man fast auf jedem Soko antrifft. Die Zauberer produciren die auch in Europa üblichen Kunststücke, die auf Fingerfertigkeit und dem Einverständniss mit einem andern beruhen, und die Jongleure benutzen gewöhnlich die grosse Flinte sowie Messer und Dolche zu ihren Spielereien. Die Schlangenbändiger, welche wie die

andern immer in Begleitung einiger Trommler oder Musiker herumziehen, benutzen verschiedene Arten von Schlangen zu ihren Productionen. Sie zähmen die ungefährlichen *Zamenis hippocrepis* und richten sie ab, gewissermassen nach dem Klange eines Instruments zu tanzen, dann aber machen sie auch dieselben Kunststücke mit den Trugnattern (*Caelopeltis insignitus Geoffr.*) und sogar mit der gefährlichen *Vipera arietans Merr.* Sie reizen vor der Vorstellung diese Thiere sehr stark und lassen sie dann in ein Stück Wollenzeug beissen, sodass das Thier sich des aufgespeicherten Giftes entledigt. Häufig führen diese Leute auch Skorpione mit herum, in Hörnern aufbewahrt, schütten letztere aus und fangen dann mit ausserordentlicher Gewandtheit die schnell auseinanderlaufenden Thiere mit den Händen wieder auf.

Sehr viele der bei uns in Europa herumziehenden Araber stammen aus diesen Ländern; dieselben haben als Schutzpatron gewissermassen den grossen Heiligen Sidi Mohammed ben Musa, und bei Ausübung ihrer Productionen rufen sie nicht selten diesen Namen aus. Das Volk in Marokko sieht immer gern derartige Productionen und belohnt die Künstler durch Zuwerfen von Kupfermünzen (Flus).

Ich habe wiederholt der Arganwälder erwähnt, die für die Gegend südlich vom Atlas so ausserordentlich charakteristisch sind. Da sehr wenig über diesen merkwürdigen Baum in Deutschland bekannt ist, mag hier das Wichtigste Platz finden, was der berühmte englische Botaniker Hooker in seinem trefflichen Buch: „Journal of a Tour in Marocco and the Great Atlas" (wovon keine deutsche Ausgabe existirt) berichtet.

Der Arganbaum (*Argania Sideroxylon, Sideroxylon aspinosum, Rhamnus siculus, Rhamnus pentaphyllus, Elaeoden-*

dron Argan) wird mit Recht als das interessanteste Gewächs Marokkos betrachtet, indem er auf dieses Reich beschränkt ist, einer ausschliesslich tropischen Pflanzenfamilie angehört, den Einwohnern ein werthvolles Nahrungsmittel bietet, und ein Holz liefert, das zu dem festesten und härtesten aller Hölzer gehört. Die erste Nachricht über diesen Baum verdanken wir dem berühmten Afrikareisenden Leo Africanus, der im Jahre 1510 Marokko besuchte. Derselbe berichtet, dass die Einwohner aus den Nüssen Oel pressen, welches sowol zur Nahrung als auch als Leuchtmaterial dient.

Der Argan wächst gern auf sandigen Hügeln und erreicht ein hohes Alter; es gibt einzelne Jahrhunderte alte Exemplare, deren Stamm 26 Fuss Umfang hat. Schon 3 Fuss über dem Boden beginnt die Astbildung. Sie werden häufig gepflanzt, indem man den Samen in die Erde legt, etwas Dünger dazu gibt und stark bewässert, bis er zu treiben anfängt; dann bedarf er keiner weitern Pflege. Nach drei bis fünf Jahren trägt er Früchte, welche zwischen Mai und August, je nach dem Standort, reifen. Die Wurzeln breiten sich weit unterirdisch aus und in Zwischenräumen erscheinen Schösslinge. Wenn die Frucht reift, treibt man die Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden dahin, ein Mann schlägt mit einem Stock die Früchte herab, die gierig von den Thieren verzehrt werden. Abends treibt man die Thiere heimwärts und es beginnt der Process des Wiederkauens, wobei die Nüsse, ohne den Magen durchpassirt zu haben, ausgeworfen werden, welche man dann des Morgens aufsammelt. Die Nüsse werden dann gut getrocknet und die Schale abgenommen; dieselbe wird aufgehoben, um später als Kamelfutter verwendet zu werden.

Der Process der Oelgewinnung ist sehr einfach. Die harten Nüsse werden mit Steinen aufgeschlagen; die Kerne werden in einer irdenen Schüssel geröstet, in Handmühlen gemahlen und in eine Pfanne gethan. Man sprengt ein

wenig heisses Wasser darüber, dann wird die Masse tüchtig mit der Hand durchmengt, bis das Oel sich trennt, und der Rückstand wird mit der Hand ausgepresst. Man lässt dann das Oel sich setzen. Die Oelkuchen, die noch ziemlich viel Oel enthalten, gibt man den Milchkühen.

Das Hauptaugenmerk muss man bei der Gewinnung des Oels darauf richten, dass die gemahlene Masse gut durchgeknetet wird und dass man die richtige Quantität heisses Wasser zusetzt. Das Oel selbst ist rein, von einer lichtbraunen Farbe und hat einen ranzigen Geschmack und Geruch.

Wenn man das Oel ohne weitere Reinigung zum Kochen benutzt, so hat es einen stechenden Geschmack, den man noch lange am Gaumen fühlt. Der Dampf, welcher aufsteigt, wenn man etwas in diesem Oel brät, greift die Lungen an und reizt zum Husten.

Der erste Botaniker, welcher die Pflanze erwähnt, war Linné, der in seinem „Hortus Cliffortianus“ (1737) dieselbe nach getrockneten Exemplaren als Sideroxylon beschreibt.

Der schon oft genannte englische Reisende Jackson, welcher lange in Marokko war, gibt nur folgende kurze Notiz: „Arganöl gibt es reichlich im Sus, wo es zum Backen der Fische sowie zu Beleuchtungszwecken dient. Beim Backen der Fische wird dem Oel eine in Stücke geschnittene Zwiebel zugegeben und dann muss, sobald es siedet, ein Stück Brot beigegeben werden. Dann nimmt man es vom Feuer und wenn es erkaltet ist, muss es durch ein Sieb geseiht werden; ohne diese Vorsichtsmassregel, meint man, befördere dieses Oel den Aussatz.“

Die beschränkte Verbreitung des Arganbaums ist eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, denn das Genus ist sehr nahe verwandt dem Sideroxylon (Eisenholz), ein in beiden Hemisphären weitverbreitetes tropisches und subtropisches

Genus, welches in Madeira (ungefähr in derselben Breite wie das Vorkommen des Argan) die Nordgrenze erreicht, wo eine Species, *S. Mermulana Lowe*, auf den Felsen im Innern des Landes gefunden wird. Diese Pflanzenordnung wird auf den Canarischen Inseln nicht gefunden, kommt aber in einer Species von Sapota auf dem Capverden vor.

Es scheint demnach, dass Argania und das Sideroxylon auf Madeira zwei isolirte Vertreter einer tropischen Pflanzenordnung sind; und unter Berücksichtigung ihres Vorkommens nahe beieinander im äussersten Westen der Alten Welt sind sie in pflanzengeographischer Hinsicht von hohem Interesse als Beispiele von Verwandtschaft zwischen den Floren dieser Gegenden.

Das Holz des Baums gleicht, wie erwähnt, dem tropischen Eisenholz und ist sehr hart; aber in der allgemeinen Erscheinung ähnelt die Pflanze doch mehr der Olive als dem Sideroxylon, sodass sie eine locale Vertretung derselben bildet.

Die Verbreitung ist beschränkt auf die Gegend zwischen dem Fluss Tensift und dem Wad Sus, nur einige wenige zerstreute Bäume sollen nördlich vom Tensift gesehen worden sein. Von der atlantischen Küste reicht sein Verbreitungsbezirk kaum 10 Meilen weit in das Land herein und die Ausdehnung in der Richtung von Nord nach Süd beträgt 2—3 Breitengrade. Ausser in diesem kleinen Raume findet sich dieser Arganbaum nirgends in der Welt. Die jüngern Zweige und Schösslinge sind mit Stacheln besetzt und die Blätter gleichen denen des Olivenbaums in Gestalt, haben aber ein volleres Grün, auf der Unterseite etwas blässer. Hohle Stämme sieht man nie, da das Holz zu hart ist, um von Insekten zerstört zu werden.

Man benutzt in Mogador getrocknete Zweige und Blätter ihres intensiven Geruchs wegen, um wollene Stoffe vor Mottenfrass zu schützen.

Wenn ein Export des Oels, das in Europa allenfalls zu Parfumeriezwecken benutzt, aber seines strengen Geschmacks wegen nicht als Speiseöl verwerthet werden kann, stattfindet, so ist derselbe jedenfalls nicht bedeutend.

Neben diesem Arganbaum ist in Marokko auch häufig der Arar, der Sandarakbaum, *Callistris quadrivalvis Vent.*, zu den Nadelhölzern gehörig. Er kommt in den Bergregionen von ganz Nordafrika, besonders aber im Atlasgebirge, häufig vor. Es ist ein hübscher, gegen 6 m Höhe erreichender sehr ästiger Baum und sieht den Lebensbäumen (Thuja) ähnlich. Er liefert ein Harz, das Sandarak, welches zur Darstellung von Weingeistfirnis, ferner zur Bereitung von Pflastern, Salben und Räucherpulvern verwendet wird. Das Holz ist sehr werthvoll wegen der Dauerhaftigkeit und Schönheit und war das alte Cedernholz der Römer. Der Baum war schon bei den alten Griechen bekannt und geschätzt unter dem Namen Thuja; der Θυῖον in der Odyssee war vermuthlich der von den Marokkanern Arar, von den Spaniern Aleree genannte Baum. Der untere, umfangreiche Stamm ist besonders werthvoll und wird das Holz heute noch von Algerien in grossen Mengen nach Paris geschafft, wo kleine Möbelstücke daraus verfertigt werden.

Unter dem Namen Citrusholz war es bei den Römern bekannt und hochgeschätzt und bei der Schilderung von luxuriösen Einrichtungen findet sich häufig das Beiwort „citreus". Zu Tempelbauten wurde es mit Vorliebe genommen, ein Gebrauch, den nicht nur Griechen und Römer hatten, sondern auch die spätern Araber; man hat gefunden, dass gewisse Holztheile an der Moschee in Cordova von diesem Baume herrühren. Plinius berichtet bereits ausführlich über diese Pflanze, von der er mittheilt, dass die untersten in der Erde versenkten Theile des Stammes am werthvollsten sind und kostbare Tische daraus gefertigt wurden.

Für diese Tische aus Citrus muss sich eine bedeutende Kunstindustrie in Rom entwickelt haben, denn man hat für die verschiedenen Formen der Tische besondere Namen. Tischplatten aus einem Stück von ungefähr 4 Fuss erreichten enorme Preise.

In Marokko verwendet man gegenwärtig das nützliche und schöne Holz nur zu Bauzwecken und zum Heizen; das Harz, Sandarak, wird von Mogador aus exportirt.

Von andern für Marokko nützlichen Bäumen werden bei Hooker erwähnt der Ammoniakgummi, Arabische Gummi und Euphorbium.

Die Pflanze, welche in Marokko das Ammoniakgummi gibt, darf nicht verwechselt werden mit der persischen. Dort ist es eine Umbellifere, Dorema, aus welcher man das gelbliche, stark riechende und widerlich schmeckende Harz herstellt, in Marokko aber ist man über den Baum, welcher das Faschook liefert, nicht ganz im Klaren. Jackson gibt eine Schilderung des Baums, nach welcher neuere Botaniker ein Elaeoselinum erkennen wollen; Hooker selbst hat sich vergeblich nach dem Baum umgesehen. Jackson gibt an, der Baum wachse in den Ebenen der innern Provinzen, besonders im Norden der Stadt Marokko. Wo diese Pflanze wächst, sollen sich keine Thiere aufhalten können, mit Ausnahme eines Geiers. Die Pflanze wird von einem Insekt angegriffen, das nach der Zeichnung bei Jackson einem Bombylius ähnelt, und aus den angenagten Stellen fliesst das Harz. Das Ammiacum war schon den Alten bekannt; es soll in Libyen und in Cyrene vorkommen und im Tempel von Ammon präparirt worden sein.

Das Faschook wird von den Mauren als Depilatorium und bei Hautkrankheiten angewendet; eine kleine Menge wird von Marzagan über Gibraltar und Alexandrien in den Orient exportirt.

Das Arabische Gummi kommt in Marokko von einer

Akazie, die hier die Nordgrenze des Verbreitungsbezirks des umfangreichen Genus Acacia in Afrika bildet. Es ist nach Hooker ein dorniger Busch, der im südlichen und westlichen Marokko häufig ist. Das Gummi wird besonders in der Gegend von Demnet gesammelt und von da nach Mogador gebracht. Es scheint übrigens, dass hier verschiedene Bäume und Sträucher Gummi liefern, denn Jackson bezeichnet einen hohen Baum als die Quelle des Gummi; ausserdem kommt sehr viel Gummi aus der Wüste bis nach Marokko zum Verkauf, der von der *Acacia arabica* stammt, während das Product der *Acacia gummifera* ein besseres ist.

Das stark giftige Euphorbium ist der eingetrocknete Milchsaft der im Innern des marokkanischen Reichs vorkommenden *Euphorbia resinifera;* dasselbe ist von gelblicher Farbe, schmeckt heftig brennend, erregt starkes Niesen und Entzündung und dient als blasenziehendes Mittel.

Jackson gibt bereits eine Abbildung und Beschreibung der Pflanze, die zahllose Spitzen und Dornen hat, welche sich an jeden Gegenstand, der die Pflanze berührt, anhängen. Der Saft fliesst aus Einschnitten, die man mit dem Messer macht; im September tropft derselbe ab und trocknet. Die Pflanze soll nur in jedem vierten Jahre reichlich Saft liefern; die Leute, welche denselben sammeln, müssen Mund und Nase verbinden, um nicht zu einem heftigen Niesen genöthigt zu werden.

Die Alten kannten schon das Euphorbium als Medicinalpflanze und dessen Vorkommen im Atlas. Die Pflanze soll zu Ehren von Euphorbus, Arzt des gelehrten Königs Juba II. von Mauritanien, genannt worden sein.

Das Vorkommen tropischer Euphorbiaceen in Marokko ist eine botanische Merkwürdigkeit, ebenso wie die Verbreitung des Argan. Wie dieser in Madeira seine nächsten

Verwandten hat, so haben die marokkanischen Euphorbiaceen auf den Canarischen Inseln verwandte Formen.

Gegenwärtig hat die Benutzung und der Export von Euphorbium in Marokko fast ganz aufgehört und soll nur noch in der Thierarzneikunde angewendet und bei der Darstellung einer Farbe zur Erhaltung von Schiffsholz benutzt werden.

ELFTES KAPITEL.

REISE IN DAS LAND DES SIDI HESCHAM.

Soko Tleza. — Fluss Sus. — Arganwälder. — Ida Menon. — Schtuga. — Tarudanter Karavane. — Wad Raz. — Schwierige Passage. — Römische Brücke. — Land des Sidi Hescham. — Zauja Sidi Muhamed ben Musa. — Ilerh. — Scheich Dachman. — Sidi Husseïn. — Einkauf von Kamelen. — Verhandlungen. — Abgang einiger Diener. — Rückgabe der Geschenke. — Briefe. — Erlaubniss zur Abreise. — Kabyle Tazzerult. — Mugar. — Wad Nun. — Ogulmim. — Mackenzie. — Intriguen des Sultans. — Juden. — Schlechte Küste. — Agadir (Santa-Cruz). — Santa-Cruz de Marpequeña.

Es wurde gegen 9 Uhr des Morgens, als wir am 27. März die wenig gastlichen Mauern von Tarudant verliessen, um weiter südwärts zu ziehen in Länder, die nie oder nur äusserst selten von Europäern besucht worden sind.

Da gerade die allernächste Umgebung von Tarudant am wenigsten sicher ist, so begleiteten uns mehrere Stunden weit der Chalif der Citadelle, der Scherif Muley Ali, nebst einer Escorte von 20 bis an die Zähne bewaffneten Reitern; es war ein wahrer Kriegszug.

Der Weg führte zwei Stunden lang fast in rein westlicher Richtung bis zum Soko Tleza (Dienstagsmarkt) bei den Ulad Sed, einer Familie der Kabyle Howara. Hier verliess uns die Begleitung aus Tarudant und wir wurden nun einer kleinern Escorte von Howaras übergeben, die uns durch die gefährdeten Gegenden zu bringen hatten.

Es war, wie früher erwähnt, ursprünglich beschlossen worden, dass ich mich den tarudanter Kaufleuten und Händlern anschliessen sollte, die auch am 27. März die Stadt verlassen wollten. Es stellte sich aber schliesslich heraus, dass diese sich weigerten, in Begleitung eines Christen zu einem Markt zu reisen, der in einer grossen und weitberühmten Zauja abgehalten wird. Es mussten also die Behörden von Tarudant mit einigen Howarascheichs ein Abkommen treffen, wonach man mich ungefährdet durch ihr Gebiet ziehen lassen sollte. Es wurde dann bestimmt, dass ich nicht die Hauptroute nehmen, sondern mehr auf Seitenwegen die Arganwälder passiren sollte, um so auf das Gebiet der Kabyle Schtuga zu kommen, deren Scheich, Sidi Ibrahim, wir bereits beim Abstieg vom Passe Bibauan nach Emmislah kennen gelernt hatten.

Der Weg, den wir von Tarudant bis nach Soko Tleza zurückgelegt hatten, war übrigens wohlbebaut, die Gerstenfelder und Olivengärten sind durch Hecken eingezäunt und zahlreiche künstliche Kanäle bewässern das Land.

Der Trupp Reiter, dem wir übergeben wurden, bestand selbst aus Strassenräubern, die alle Schlupfwinkel recht gut kannten und zu vermeiden wussten; es waren wilde Burschen, die in ihrem phantastischen Costüm und mit den grossen Gewehren, Säbeln, Dolchen, Pulverhörnern u. s. w. sehr verwegen aussahen.

Der Weg führte etwas südlich, wir überschritten den kleinen Wad Dschitarin kurz oberhalb seiner Vereinigung mit dem Wad Sus und gelangten bald an diesen selbst. Das eigentliche Flussthal ist sehr breit, aber wenig tief, da die Steilränder nur geringe Höhe haben; der grösste Theil des Bettes ist vollständig mit feinem Sande angefüllt und der Fluss selbst bestand zu meiner Zeit aus einer kaum 10—12 Fuss breiten und 1—2 Fuss tiefen Wasserrinne. Ich hatte einen gewaltigen Strom erwartet und fand nur

diesen schmalen Streifen fliessenden Wassers. Uebrigens hat der Wad Sus, soviel ich hörte, das ganze Jahr hindurch etwas Wasser; sehr viel kommt nicht in den Unterlauf herab, da im Oberlauf durch die Culturzwecke zu viel Wasser absorbirt wird.

Die Ueberschreitung des Flusses machte demnach nicht die geringste Schwierigkeit, nur wurden wir von einem plötzlichen Platzregen überrascht und durchnässt; auch wehte vom Westen her ein heftiger Wind das Thal aufwärts, der uns Wolken feinen Sandes ins Gesicht trieb und äusserst lästig war.

Am andern Ufer angelangt, ging es erst ein Stück westwärts und wandten wir uns dann nach Süden zu in einen grossen Wald von Arganbäumen, der gleichfalls höchst gefährlich zu passiren ist. Wir wählten nicht die Hauptroute durch den Wald, sondern passirten denselben etwas weiter westlich; meine Escorte sagte mir später, auf dem Hauptweg hätte eine Bande von 100 Briganten auf uns gewartet. Ob dies wahr gewesen ist, oder ob es auf ein Geschenk abgesehen war, weiss ich nicht; möglich ist es schon und der Umstand, dass uns auf der gefährlichen Tour gar nichts zugestossen ist, zeigt nur, dass wir in sehr geschickter Weise auf Seitenwegen geführt wurden. Es war jedenfalls wieder ein unheimlicher Marsch, beständig schussbereit sitzen und zusehen, wie meine Escorte erst alles Buschwerk auf beiden Seiten des Weges absuchte, ehe wir weiter ziehen konnten.

Vom linken Ufer an gehört das Gebiet der Ulad Hafeia (auch Howara), die zahlreiche Meierhöfe, kleine Dörfer, selbst einen grössern Ort, Gerum, besitzen.

Nachdem wir diesen Wald und diesen Tribus hinter uns hatten, verliess uns auch diese Escorte und zwei Mann vom Stamm der Ulad Said-er-Rumla, dessen Terrain hier beginnt, nahmen uns in Empfang. Eine Hauptgefahr war offenbar wieder überstanden. Die zwei Reiter führten uns in die

Nähe eines Complexes von Meierhöfen und dort wurde uns ein Haus angewiesen, in welchem wir die Nacht vollkommen sicher verbringen konnten. Das Haus gehörte einem Verwandten des Chalifen von Tarudant, der, wie es scheint, das ganze Arrangement des Marsches, welches sehr gut zusammenging, getroffen hat. Schon gegen 5 Uhr erreichten wir die Nachtquartiere nach einem weniger anstrengenden als aufregenden Ritt.

Am 28. März hatten wir wieder einen langen Marsch von früh 7 bis abends 8 Uhr durch äusserst unsicheres Gebiet, bei kaltem regnerischen Wetter; gestern Abend bereits hatte ich infolge der Erkältung beim Passiren des Wad Sus mir ein Fieber zugezogen.

Wir ritten erst in westlicher Richtung bis zur Ortschaft Ida Menon meist durch bebaute und eingezäunte Felder, auch einzelne Partien von Arganwäldern. Hier verliess uns die Escorte, denn hier war überhaupt das Gebiet der Howara zu Ende und das Terrain, was sich südlich und westlich anschliesst, gehört bereits zu der mehrfach erwähnten Kabyle Schtuga. Wir wurden denn auch von einigen Leuten dieses Stammes in Empfang genommen und zunächst in südwestlicher Richtung durch einen ausgedehnten Wald von Arganbäumen geführt; wir passirten hierauf eine aus Kalksteinen bestehende Hügelkette, und kamen dann in ein überaus liebliches, weites, rings von Bergen eingeschlossenes Thal mit zahlreichen kleinen Ortschaften und Meierhöfen; diese Gegend führt den Namen Konga. Darauf ging es, mehr in westlicher Richtung, wieder über gebirgiges Terrain. Beim Verlassen desselben und dem Eintritt in die Ebene, welcher Punkt Jda Angeran heisst, stiessen wir auf die tarudanter Karavane, die nicht geduldet hatte, dass ich mit ihnen reiste und die den üblichen Hauptweg gewählt hatte.

Wir ritten in südlicher Richtung weiter, parallel den

westlichen Abhängen des Gebirges; zur Rechten, in weiter Ferne, erblickten wir noch einmal die blauen Fluten des Atlantischen Meeres, das wir auf lange Zeit nicht mehr sehen sollten. Bei einer Gruppe von Meierhöfen und Ortschaften, die den Namen Ida Bussian führt, hielten wir und wurden von den dort wohnenden Scheluh der Kabyle Schtuga freundlich aufgenommen. Wir verbrachten hier die Nacht in grosser Beruhigung, hatten wir doch einen sehr gefährlichen Theil hinter uns und das Gebiet des Sidi Hescham war nur noch eine Tagereise entfernt.

Der 29. März bot einen sehr langen und beschwerlichen Ritt von früh 7 bis abends 8 Uhr, aber wir haben auch das marokkanische Gebiet definitiv verlassen und befinden uns bereits innerhalb der Grenzen von Sidi Hescham's Territorium, also auch in relativer Sicherheit, wie ich wenigstens anfangs glaubte.

Die Richtung, die wir einschlugen, war im allgemeinen eine südwestliche. Wir passirten eine Reihe von gutbevölkerten Gegenden mit zahlreichen Ortschaften, wie Ait Wadrim, Ait Midik, mit der Zauja Sidi Said ben Meza, Ait Lugan mit einem Marktflecken, überschritten hierauf den Wad Bogara, passirten, in südlicher Richtung weiter ziehend, einen Arganwald und kamen gegen Abend mit Dunkelwerden am Wad Raz an, der die nominelle Südgrenze des marokkanischen Reiches bildet.

Im Thale dieses Wad Raz war eine herrliche üppige Vegetation, wie ich sie nie vorher gesehen hatte und die an die Ueppigkeit der Tropenwelt erinnerte. Es müssen hier local besonders günstige Verhältnisse herrschen, welche diese schöne Pflanzenwelt entstehen lassen; nirgends in Marokko sah ich eine solche Fülle von kräftigem Gras und Kräutern, farbenreichen Blumen, schlanken Palmen und allerhand Gesträuchen, wie hier. Es muss diese local so üppige Entwickelung ihren Grund haben in dem Wasser-

reichthum der Gegend. In dem umgebenden bewaldeten Berglande entspringen eine Menge Quellen, der Regen scheint hier regelmässig und ausgiebig zu fallen und daher denn die kräftige Pflanzenwelt.

Die Passage des breiten und sehr tiefen Stromes, dessen Bett infolge der letzten Regengüsse vollständig ausgefüllt war, bot sehr viel Schwierigkeiten. Es war, wie erwähnt, schon dunkel, als wir am rechten Ufer ankamen, und ich hätte vorgezogen, hier die Zelte aufzuschlagen. Aber meine Leute drängten, und wol mit Recht, darauf, sofort überzusetzen, da das Wasser noch im Steigen sei und wir dann eventuell mehrere Tage warten müssten, bis sich das Wasser wieder etwas verlaufen hat.

Es mussten nun die Tragthiere ihres Gepäcks entledigt werden; dieses selbst wurde Stück für Stück von meinen Leuten, die recht gute Schwimmer waren, hinübergeschafft, wobei eine theilweise Durchnässung der Waaren u. s. w. unvermeidlich war, und schliesslich wurden die ledigen Thiere durch das sehr reissende Wasser getrieben. Bei den Pferden, Maulthieren und Eseln ging es, aber die Kamele boten grosse Schwierigkeiten. Aber endlich nach mehrstündiger Arbeit bei verdecktem Himmel und völliger Finsterniss war es gelungen, alles aufs andere Ufer zu schaffen. Hier war der Boden ungünstig zum Campiren, wir mussten die Thiere wieder beladen und zogen noch eine halbe Stunde landeinwärts, bis wir einen hochgelegenen trockenen Punkt fanden, wo sich die Zelte errichten liessen. Es war ziemlich spät, als wir nach diesem ermüdenden Tagesmarsch das einfache, aus Kuskussu bestehende Mahl einnehmen konnten.

Die ganze Gegend ist hier unbewohnt, offenbar der Unsicherheit wegen, da es die Grenze zweier Länder ist, die nicht besonders miteinander harmoniren; aber eine schönere, fruchtbarere Gegend hatte ich bisher nicht gesehen, und ich begreife nicht, warum sich die Scheluh nicht eher hier an-

siedeln, als in ihren steinigen unfruchtbaren Gebirgen, wo sie mühsam etwas Gerste bauen können.

Der Punkt, wo wir den Wad Raz passirten, liegt schon ziemlich hoch, über 100 m, sodass das Gefälle bis zur ganz nahen Mündung ein sehr starkes ist. Ueberhaupt steigt das Land vom Wad Sus an immer allmählich an; Tarudant hatte nur gegen 100 m Seehöhe (der Wad Sus selbst nur 50 m), dann aber erhebt sich das Terrain und hier an der Südgrenze Marokkos ist das Plateau, welches der Fluss durchschneidet, bereits mehr als 300 m über dem Meere gelegen.

Es dürfte der Wad Raz von allen südlich des Atlas fliessenden Gewässern der wasserreichste sein, da alle andern zwar bedeutend breitere Flussbetten, aber eine unverhältnissmässig viel geringere Wassermenge aufweisen.

Am 30. März führte uns wieder ein langer Marsch in die Residenz des kleinen selbständigen Staates, der auf den Karten gewöhnlich als das Land des Sidi Hescham bezeichnet wird. Bei strömendem Regen, stark durchnässt und schon bei völliger Dunkelheit trafen wir in dem Städtchen Ilerh ein.

Von unserm Nachtquartier führte der Weg erst ein Stück flussabwärts bis zu den Resten einer gemauerten Brücke, die den Römern zugeschrieben wird, wahrscheinlich mit Recht. Denn die Marokkaner, die in ihrem eigenen Lande nur einige wenige Brücken haben, werden kaum hier in dieser entlegenen Gegend etwas Derartiges aufgeführt haben; ehemalige Herrscher von Sidi Hescham's Reich oder vom benachbarten Wad Nun haben die Brücke auch nicht errichtet, weil sich dies in der Volkstradition erhalten hätte; die Leute schreiben aber den Bau den Rumi zu. Es muss also schon vor sehr langer Zeit dieser Fluss eine grössere Bedeutung gehabt haben als der Wad Sus und selbst als der Wad Draa, wenn man es nöthig gefunden hat, eine gemauerte

Brücke zu schlagen. Offenbar führte hier eine verkehrsreiche Handelsstrasse nach dem Süden; diese lässt sich verfolgen von den ehemaligen römischen Ortschaften im nördlichen Marokko an über das erwähnte Qasr-er-Rumi im Atlas, die Ruinen der alten römischen Stadt Gada bei Tarudant, die römische Brücke über den Wad Raz bis zu einigen Bauresten auf einem Berge bei Tizgi, hart am Nordrande der Sahara gelegen, auf die wir später wieder kommen und die auch als römisch bezeichnet werden. Jüngern portugiesischen Ursprungs dürften die sämmtlichen erwähnten Objecte, welche an einer und derselben Handelsroute liegen, kaum sein.

Ein genaueres Studium der römischen Alterthümer Marokkos würde wahrscheinlich manches Interessante ergeben, und es ist gewiss zu bedauern, dass ein solches unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mit der nöthigen Sicherheit ausgeführt werden kann.

Von der römischen Brücke aus stiegen wir auf eine gutbebaute Hochebene, mit zahlreichen Meierhöfen besetzt, und gelangten dann abwärts auf eine tiefer gelegene Ebene. Bald auf-, bald abwärts reitend kamen wir an den Fuss einer langen Gebirgskette, die wir in Serpentinen übersetzten. Darauf ging es in südwestlicher Richtung weiter durch wenig bebautes hügeliges Terrain; gegen 4 Uhr verliessen wir den bisher eingeschlagenen Weg nach Ilerh, da derselbe über die grosse Zauja führt und ich mich nicht der Gefahr aussetzen und das Volk in Aufregung bringen wollte. Auf Seitenwegen gelangten wir endlich nach dem Städtchen, in welchem das jetzige Oberhaupt des kleinen Landes, Sidi Husseïn, wohnt. Der letztere, von unserer Ankunft doch schon unterrichtet, überliess uns einen Platz vor einer Moschee, wo wir unsere Zelte aufschlagen konnten, und schickte zugleich Gerste und Stroh für die Thiere, später auch Kuskus für uns, dazu aber ein Gerstenbrot, wie ich es noch

nie so schlecht gesehen hatte; dieses Präparat verdiente schon nicht mehr den Namen Gebäck. Wir waren freudig überrascht, dass wir verhältnissmässig so gut aufgenommen wurden, denn nach allem, was mir unterwegs zu Ohren gekommen war, befanden wir uns hier an einem sehr kritischen Punkt der ganzen Expedition. Mein Dolmetsch Benitez, der die Urtheile der Araber über diese Nachbargebiete Marokkos genau kennt, meinte wiederholt, dass meine Reise hier einen Abschluss finden werde, vielleicht keinen gewaltsamen, aber jedenfalls würde ich zur Umkehr gezwungen werden. Man kennt Beispiele, wo in dem benachbarten Wad Nun Christen jahrelang gefangen gehalten und erst gegen Lösegeld freigegeben wurden; und Sidi Hescham sowie dessen Nachfolger seien noch schlimmer als die Scheichs von Wad Nun. Die Uebersendung einer wenn auch geringen Muna überraschte uns daher freudig, und Benitez hielt dies für ein sehr günstiges Zeichen.

Dicht bei unserm Zelt hatten Araber aus der Wüste ihre Zelte errichtet; es war das erste mal, dass ich diese schönen, schlanken, etwas dunkeln Gestalten erblickte, und fiel mir dabei auf, dass die Frauen das Gesicht völlig unverschleiert haben, während die Männer dasselbe etwas verhüllen.

Die Stadt Ilerh liegt ziemlich hoch, mehr als 460 m über dem Meere, sodass wir vom Wad Raz aus gegen 360 m Steigung hatten. Die Bewohner sind Scheluh, aber man findet hier schon auffallend viel Sudanneger; die im ganzen Sudan herrschende blaue Farbe der Kleidung fängt hier bereits an. Die Stadt dürfte einige hundert Häuser haben.

Gleichzeitig mit uns zog in Ilerh Scheich Dachman aus Ogulmim (Wad Nun) ein mit einem stattlichen wohlbewaffneten Gefolge.

Eine Stunde von der Stadt entfernt wird bei der Zauja Sidi Hamed ben Musa dreimal jährlich ein grosser Markt abgehalten, zu welchem, wie erwähnt, selbst aus weiter

Ferne Händler herbeikommen. Aus Marrakesch sogar kommen die Kaufleute und scheuen den Weg über den Atlas und durch die dann folgenden unsichern Howaragebiete nicht, um hier Geschäfte zu machen. Es wurde mir gesagt, dass Sidi Hescham, der Grossvater des jetzigen Fürsten Sidi Husseïn, eine Einrichtung getroffen, die wol geeignet schien, den Besuch des Marktes zu heben; denn einen berühmten Markt in seinem Bezirke oder Lande zu haben ist für den betreffenden Scheich nicht nur ehrenvoll, sondern vor allem gewinnreich. Sidi Hescham habe also allen zu seinem Mugar (berberischer Ausdruck für das arabische Soko) ziehenden Händlern und Kaufleuten vollkommene Sicherheit des Weges garantirt und demjenigen, welcher unterwegs ausgeplündert worden war, den Verlust ersetzt, freilich habe er dann gleich einige hundert Reiter in das Gebiet, in welchem der Raub stattgefunden hat, geschickt, welche die Auslagen mit reichlichen Zinsen wieder einbrachten. Ob es der jetzige Herrscher wirklich noch so macht, weiss ich nicht; das Gerücht hat sich verbreitet, dass er es thue, und thatsächlich scheuen sich Kaufleute aus Marokko und Wad Sus nicht, um die Zeit des Mugar mit vielen und zum Theil werthvollen Waaren unbesorgt die Howaraländer zu durchziehen.

Auf diesem Mugar, den ich übrigens nicht besucht habe, um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, findet man alle die in den Bazaren der Städte ausgebotenen Waaren, vor allem aber ist derselbe wichtig wegen des Kamelmarktes. Hier kommen zu jedem Soko 4—5000 Kamele zum Verkauf und zwar vorherrschend Wüstenkamele; meine Absicht war auch hier, Kamele für die Reise durch die Sahara zu kaufen. Ich bedurfte dazu die Erlaubniss von Sidi Husseïn, und Hadsch Ali setzte sich nun mit dem Delegirten desselben in Verbindung und begann die Verhandlungen über Durchzug durch das Land, Escorte, Marktangelegenheiten u. s. w. Dieser Vertreter war der Secretär oder Chalif des

Sohnes von Sidi Husseïn, der auch schon ein etwas bejahrter Mann ist und uns im Zelt einen Besuch machte.

Die Bevölkerung trat nicht feindlich auf, nur war sie zudringlich neugierig, insbesondere die Frauen der Beduinen, die ohne weiteres in mein Zelt kamen, alles betrachteten und schliesslich bettelten, besonders um Korallen und Silberschmuck. Ebenso wurde ich hier furchtbar geplagt mit ärztlichen Consultationen, besonders auch von Frauen.

Sidi Husseïn schickte einen Juden aus Wad Nun mit dem Auftrage, mich auszuforschen und den eigentlichen Zweck meines Kommens zu erfahren. Der Jude verstand einige Worte Spanisch und Englisch. Ich blieb dabei, dass ich Türke aus Stambul sei, betonte auch, dass ich weder Engländer noch Franzose sei, denn vor diesen beiden Nationen haben die Leute die unbestimmte Angst, als würden sie von dieser Seite ihre Selbständigkeit verlieren. Der Jude ging unbefriedigt fort und kam noch mehreremal wieder, erhielt aber immer nur dieselbe Antwort. Schliesslich gab er seine Versuche auf.

Dem Sohn des Sidi Husseïn, der mich besucht hatte, machte ich ein Geschenk, bestehend aus einem Revolver, etwas Rosenöl und Räucherholz.

Ich fühlte mich abends nicht besonders wohl; es hatte wieder viel geregnet und der Aufenthalt in dem durchnässten und kalten Zelt hatte mir eine Erkältung mit etwas Fieber zugezogen.

Am 1. April ging Hadsch Ali auf den Mugar, um Kamele zu kaufen; als er gegen Abend zurückkam, brachte er sieben Stück mit, lauter gute, kräftige, verschnittene Thiere, gezüchtet vom Stamme der Tazzerkant und alle schon die Reise in die Wüste gewohnt. Der Preis betrug durchschnittlich 35 Duros per Stück, eigentlich nicht theuer, aber für meine Verhältnisse doch viel; ich hatte gedacht, mit 20 Duros ein gutes Kamel hier zu bekommen. Ich habe

nun noch drei Stück nöthig, muss aber auch meine mitgeführten Pferde, Maulthiere und Esel zu verkaufen suchen.

Sidi Husseïn hat sich bisjetzt nicht feindlich gezeigt, er lässt uns ungestört kaufen. Unter dem Volke auf dem Mugar herrscht freilich die Ansicht, es geschehe dies nur, um mir schliesslich alle Kamele abzunehmen und mir dann den Kopf abzuschneiden! Dieses Gerücht hat aber eine schlimme Wirkung unter meinen Dienern hervorgerufen. Ibn Dschilul aus Fâs, den ich für den besten und treuesten hielt, erklärte plötzlich, er müsse nach Fâs zurück und könne nicht so lange von seinem Geschäft fort; er hatte aber offenbar Furcht. Dann mag ihn zu dem Schritt noch die Ankunft eines Scherifs aus Fâs veranlasst haben, den er nach Hause begleiten will. Der Scherif, wie so viele andere, hat die weite Reise angetreten, um am Grabe des Sidi Hamed ben Musa zu beten; letzterer gilt in weitesten Kreisen als ein grosser Heiliger.

Am folgenden Tage begab sich Hadsch Ali wieder auf den Markt, um für die Reise nöthige Gegenstände zu kaufen und zu versuchen, meine marokkanischen Thiere zu verkaufen. Für das kleinere meiner Kamele aus Marrakesch erhielt ich 18 Duros, für das grosse, welches stark blessirt ist, bot man mir nur 12 Duros, sodass ich dasselbe vorläufig noch zu behalten beschloss. Die beiden stark blessirten Maulthiere fanden keinen Käufer, endlich erbot sich ein Händler, dieselben gegen Waaren einzutauschen. Ich erhielt gegen 70 Paar Lederpantoffeln, meist rothe, für Frauen bestimmte, die ich weiter im Süden zu verwerthen hoffte. Den kleinern der Esel, ein Thier von seltener Ausdauer und Schnelligkeit, nimmt Ibn Dschilul mit bei Auszahlung seines Lohnes und zwar rechnete ich ihm denselben zu 6 Duros an; den grössern Esel erbat sich der Secretär Sidi Husseïn's als Geschenk aus für seine Vermittlerdienste.

Natürlich musste ich mir ein Vergnügen daraus machen, ihm denselben zu schenken.

Der Scheich Sidi Husseïn hat sich nach langen Verhandlungen bereit erklärt, mir einen Mann als Führer mitzugeben bis zum Orte Temenelt, ungefähr zwei Tagereisen südlich von hier. Es ist dies freilich nicht viel, aber ich muss froh sein, wenn er das nur thut. Je mehr ich von dem Charakter dieses Mannes hier höre, um so unheimlicher kommt es mir vor und ich wäre froh, wenn ich das Gebiet dieses Tyrannen hinter mir hätte.

Der früher erwähnte Scherif aus Tafilalet hat sich bereit erklärt, noch einige Tagereisen südlich mit uns zu ziehen, bis in die Gegend des Ortes Ischt, wo er Bekannte hat. Das ist mir sehr lieb, denn der Mann hat sich als ruhiger, anspruchsloser Begleiter bewährt, und sein Rath wird gewöhnlich befolgt.

Das Ziel meiner Reise ist das noch nie besuchte Tenduf, aber über die Art und Weise, wie wir hinkommen, bin ich mir vorläufig noch nicht recht klar. Hadsch Ali sucht Erkundigungen einzuziehen und Empfehlungsbriefe zu erlangen; so haben wir unter andern solche an den Scheich einer Araberkabyle Maribda, der sehr einflussreich sein und mit Tenduf, selbst mit Timbuktu in Verbindung stehen soll.

Ich liess in Ilerh für uns alle, mit Ausnahme Hadsch Ali's, Kleider herstellen aus dem hier und weiter südlich überall üblichen blauen Baumwollstoff, der meistens aus England und Belgien kommt. Sehr weite Hemden (Toben), kurze Hosen und ein langes blaues Tuch als Turban, womit Kopf und das Gesicht zum grössten Theil eingehüllt werden. Es dient das auch gleichzeitig dazu, sich etwas unkenntlich zu machen; die Frauen aus dem benachbarten Beduinenzelt wurden mit der Anfertigung betraut und führten dieselbe sehr schnell und billig aus. Hadsch Ali, der auch bis auf weiteres sein Pferd noch behält, behielt die lichte marok-

kanische Kleidung, da ich ihm erlaubt hatte sich in besonders gefährlichen Gegenden als Chef der Expedition auszugeben.

Ich sah Sidi Husseïn, wie er mit grossem Gefolge zum Grabmal von Muhamed ben Musa ritt, um zu beten. Er ritt nahe an unserm Zelte vorbei und nickte ein wenig, als wir grüssten. Es ist schon ein alter Mann, Neger, der aber hier wie ein ganz selbständiger Fürst herrscht. Er unterhält eine Armee von ungefähr 5000 Sklaven, alle Neger, die allen möglichen Stämmen aus dem Sudan angehören, selbst Ful-be (Fulani) sind darunter. Manche seiner Leute, die in besonderer Gunst standen, trugen dicke silberne Ringe in den Ohren, Geschenke des Scheich, in Fällen, wo er besonders zufrieden mit dem Betreffenden war.

Am 3. April verliess der Scherif von Fâs Ilerh wieder und mit ihm ging Ibn Dschilul zurück. Es war mir unlieb, diesen Diener zu verlieren, und auch er weinte bitterlich, als er sich verabschiedete. Ich gab ihm meinen Hund mit, den mir der österreichische Maler Ladein in Tanger zum Andenken hinterlassen hatte, da ich fürchten musste, dass das Thier nicht weiter nach Süden zu mitgenommen werden kann, krank wird und erschossen werden muss. Ibn Dschilul versprach mir, das Thier gut zu halten und dasselbe als Wächter in seinem gepachteten Orangengarten zu benutzen.

Der Abgang dieses Mannes, der einen gewissen Einfluss auf die andern Diener gehabt hatte, wirkte auch deprimirend auf diese. Ein anderer Diener, der von Marrakesch mitgenommen war, liess sich einige Duros Vorschuss geben, um angeblich auf dem Mugar etwas zu kaufen; er verschwand auf Nimmerwiedersehen. Auch der kleine Faraschi bekam Angst und bat, ihn zurückkehren zu lassen. Der Bursche hatte sich trefflich als Zeltdiener bewährt, verstand sehr hübsch alles herzurichten und wäre mir sein Abgang

sehr unangenehm gewesen. Auf Hadsch Ali's und Kaddur's Rath liess er sich bereden, zu bleiben. Durch ihn erfuhren wir, was die directe Veranlassung zum Fortgehen der andern Diener gewesen war: Ibn Dschilul hatte aus der Form des Schulterblattes eines Schafes herausgelesen, dass uns ein Unglück passiren würde! Es wird dieser Knochen von den abergläubischen Marokkanern gern zum Weissagen benutzt.

Eins meiner Pferde, und zwar ein sehr starkes — es hatte aber eine grosse offene Wunde — habe ich noch für 10 Duros verkauft, sodass mir von den von Marokko mitgebrachten Thieren nur noch Hadsch Ali's Ross und ein Kamel übrigbleibt. Diese gedenke ich später zu verkaufen oder zu vertauschen.

Ich hatte Scheich Sidi Husseïn einige Geschenke gemacht — Säbel, Revolver, Rosenöl, Räucherholz u. s. w., zusammen etwa in Werth von 100 Frs. — die er anfangs zurückwies unter dem Vorgeben, wir könnten die Sachen später noch brauchen; aber schliesslich acceptirte er dieselben doch und versprach uns, einen Empfehlungsbrief für Temenelt zu schicken. Er liess sich dann noch einmal den Brief des Sultans vorlesen, der offenbar eine gewisse Wirkung hatte. Ueberhaupt hat mir dieses Schreiben viel genützt, und ohne dasselbe wäre ich nicht von Tarudant fortgekommen, ja hätte wahrscheinlich diese Stadt gar nie gesehen. Es soll nun morgen, am 4. April, ernstlich fortgehen, da wir hier nichts mehr zu suchen haben und der Markt sich auch seinem Ende nähert.

Es ist keine Frage, dass das Benehmen des Scheichs Sidi Husseïn etwas zweideutig ist; man weiss nicht recht, soll man ihm trauen oder nicht. Er hätte offenbar gern etwas gegen mich unternommen, aber der Brief des Sultans, vor allem die grosse Zahl von Händlern aus Marokko schreckte ihn ab. Die Gerüchte, welche entstanden waren,

wollten nicht zur Ruhe kommen und selbst meine Dolmetscher meinten, wir wären erst in Sicherheit, wenn wir weit weg von dem Territorium Sidi Husseïn's wären. Das Davonlaufen der Diener, und gerade der entschlossensten, wirkte auf alle etwas unangenehm, und wenn es möglich gewesen wäre, so würden vielleicht noch andere mich auch verlassen haben. Aber die Aussicht, noch einmal die Gefahren der Arganwälder im Howaragebiet durchzumachen, schien doch noch weniger verlockend als die Aussicht, in ein paar Tagen vollkommen aus der Machtsphäre dieses Mannes zu sein.

Als wir am 4. April vollauf beschäftigt waren, die Zelte abzubrechen und die Thiere zu beladen, kam plötzlich ein Bote von Sidi Husseïn, der mir alle Geschenke, die ich ihm sowie seinem Sohn geschickt hatte, zurückbrachte. Er war nicht zufrieden damit und verlangte meinen Hinterlader. Da ich nur dieses eine brauchbare Gewehr hatte, so musste ich den Wunsch abschlagen, aber unter meinen Leuten erregte das Zurückweisen von Geschenken eine grosse und auch völlig gerechtfertigte Aufregung. Es bedeutet dies hier in der Regel die grösste Ungnade, ja Feindschaft, und wir sahen einigermassen besorgt der Entwickelung der Dinge entgegen.

Hadsch Ali suchte bei dem Secretär, der uns immer freundlich behandelt hatte, die Angelegenheit zu ordnen und ihm begreiflich zu machen, dass wir wenigstens ohne eine gute Waffe eine derartige Reise nicht antreten könnten. Es schien auch, dass sich Sidi Husseïn's Zorn etwas gelegt hatte, denn er schickte nach langen Warten den Empfehlungsbrief für Temenelt, sowie einen Mann als Führer für einige Tage. Ausserdem aber verlangte er von mir eine schriftliche Bestätigung darüber, dass ich innerhalb seines Staates volle Sicherheit genossen hätte, und dass er für alles, was ausserhalb seiner Machtsphäre vorkomme, nicht verantwortlich gemacht werden solle. Ich stellte ihm ein solches

Schreiben aus; er schickte es zurück und verlangte, dass es gesiegelt werde. In irgendeinem Winkel eines der Gepäckstücke hatte ich auch etwas Siegellack; wir mussten also wieder alles öffnen, um zu suchen, und ich fand endlich auch ein kleines Stück, aber kein Petschaft. Zufällig fand sich ein grosser Knopf von einem französischen Militärmantel oder etwas Aehnlichem. es war ein Adler darauf und benützte ich diesen Knopf als Siegel. Wir glaubten nun endlich fortkommen zu können. als er den Brief wieder zurückschickte und eine andere Art zu siegeln verlangte. Man benutzt nämlich nicht in Marokko Siegellack, sondern befeuchtet das Petschaft leicht mit Tinte. und so mussten wir denn noch ein anderes Siegel machen; zum Glück war er mit dem Adler zufrieden.

Während dies nun alles sehr langsam vor sich ging, standen die Kamele bepackt da und eine Menge Menschen hatten sich versammelt, die sich offenbar über die Seccaturen, mit denen uns ihr Oberhaupt behandelte, höchlichst amusirten.

Endlich erschien auch der Mann, der uns als Führer dienen sollte. und so konnten wir gegen Mittag aufbrechen. nicht ohne Besorgniss für die Zukunft.

Den Brief. welchen er mir abverlangt hatte, wollte offenbar Sidi Husseïn benutzen, um gegenüber dem Sultan von Marokko gerechtfertigt zu sein. Er scheint es doch mit diesem mächtigen Nachbar nicht verderben zu wollen, und ausserdem spielten jetzt gerade Verhandlungen wegen gewisser Handelsbeziehungen, auf die später zurückgekommen werden muss. bei welcher Gelegenheit der Sultan dem Sidi Husseïn werthvolle Geschenke gemacht hatte.

Im übrigen kann ich bei alledem noch von grossem Glück sagen, dass ich in so wenigen Tagen von Ilerh fortgekommen bin und nicht länger hingehalten wurde. Es war bisher noch kein Christ hier gewesen; gewiss haben

wir es auch dem Umstande zu verdanken, dass wir es einrichten konnten, gerade zu einem grossen Jahrmarkt zu kommen, wo eine Menge Menschen zusammenströmen und ein etwa mir zugestossenes Unglück sehr schnell nach allen Richtungen hin bekannt geworden wäre. Ich bin überzeugt, dass Sidi Husseïn mich nicht aus Gutmüthigkeit sein Land passiren liess, und dass nur ein Zusammentreffen äusserer Umstände ihn veranlasste, so zu handeln.

Die Bewohner des kleinen Freistaats sind Berber, und zwar gehören sie zur Kabyle Tazzerult; ein kleiner, nicht immer Wasser führender Fluss gleichen Namens fliesst etwas nördlich von dem Sitze des Scheichs, der Stadt Ilerh vorbei, dem Meere zu. Das Gebiet dieser Kabyle ist nicht gross und enthält nur einige wenige Ortschaften; aber Sidi Husseïn weiss trotzdem sein Ländchen ganz unabhängig von Marokko zu halten. Ilerh selbst liegt auf einem rings von Bergen umschlossenen kleinen Plateau und enthält ausser den zahlreichen Soldatensklaven nur einige tausend Bewohner. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Handel, und zwar bereisen sie vorherrschend die Grenzgebiete zwischen Wüste und Atlas, also die Länder am Draa, Wad Sus und Wad Nun; aber auch weiter nach Süden, bis nach Timbuktu ziehen die Leute der Kabyle Tazzerult, indem sie Kamele vermiethen zum Transport von Waaren. Die Kamelzucht wird hier stark betrieben, und Thiere von dieser Kabyle werden gern genommen.

Die Haupteinnahmequelle aber für Sidi Husseïn bleibt der grosse Markt (Mugar), zu dem jährlich viele hundert Leute aus der weitern Umgebung zusammenströmen. Das Ländchen ist das kleinste von den verschiedenen selbständigen Staatswesen in diesen Gegenden, aber Sidi Husseïn ist der angesehenste und einflussreichste der Scheichs; er ist der Nachkömmling einer alten kaiserlichen Familie, die einst in Marokko herrschte, und vor allem wird er respectirt

als der Nachkomme Sidi Muhamed ben Musa's, des grossen Heiligen, zu dessen Grabmal jährlich Tausende wallfahrten, um dort ihr Gebet zu verrichten.

Das Land ist fruchtbar, und Gerste und Weizen kommen reichlich fort; die Berge enthalten werthvolle Erze, besonders Kupfer und Silber, und einzelne Gelehrte wissen auch mit Hülfe primitiver chemischer Kenntnisse diese Metalle darzustellen; die Ausbeute ist aber eine sehr geringe.

Das etwas südwestlich gelegene Ländchen Wad Nun steht in engen Beziehungen zu Sidi Hescham, hat aber eigene Scheichs, und wie erwähnt, zog Scheich Dachman von Wad Nun gleichzeitig mit mir in Ilerh ein. Wad Nun war früher enger mit Marokko verknüpft, und der Sultan erhielt einen jährlichen Tribut; gegenwärtig ist das Land aber selbständig.

Der Scheich von Wad Nun hat wiederholt Europäer jahrelang gefangen gehalten und erst nach einem grossen Lösegeld freigegeben. Am bekanntesten ist die achtjährige Gefangenschaft eines Engländers W. Butler, der vom Jahre 1866 bis 1874 sich daselbst aufhalten musste. Marokko und Spanien vereinten vergeblich jahrelang ihre Bemühungen, die Freiheit des Mannes zu erlangen, und erst im September 1874 gelang es infolge der geschickten Behandlung der Angelegenheit durch den spanischen Consul in Mogador, Dr. José Alvarez Perez, Mr. Butler zu befreien. Der Scheich von Wad Nun erhielt ein Lösegeld von 27000 Duros von Spanien. Davon musste Marokko den grössten Theil zurückerstatten und ausserdem für den Engländer als Schmerzensgeld eine grössere Summe erlegen. Der Sultan liess dann allerdings einige der Vornehmen von Wad Nun einsperren, erzielte damit aber nur ein fast vollständiges Abbrechen der Beziehungen zu diesem Küstenstaat, und da er nicht die Macht besitzt, um grössere Truppenmassen dahin zu schicken, so beschränkt sich das ganze Ansehen in diesen

Grenzgebieten auf seine Eigenschaft als Scherif. Die Nachkommen von Sidi Hescham behaupten sogar, ein grösseres Recht auf den marokkanischen Thron zu haben als Muley Hassan.

Der wichtigste Ort in Wad Nun ist die Stadt Ogulmim, die von dem Franzosen Panet und später von dem Spanier Gatel besucht und beschrieben worden ist. Sie soll 600 Häuser enthalten mit gegen 3000 Seelen; auch eine Mellah mit ungefähr 100 Judenfamilien existirt. Man findet in dieser Stadt vielfach Holzarbeit an den Häusern, was sonst in jenen Ländern nicht üblich und auch nicht möglich ist. Es kommt das daher, dass an der nahegelegenen Küste häufig Schiffbrüche stattfinden. Das Meer ist dort weit hinaus versandet, und Schiffe wurden früher sehr häufig auf die Sandbank getrieben, um willkommene Beute der Bewohner von Wad Nun zu werden. Ehemals verkaufte man sogar die Schiffsmannschaft als Sklaven.

Mit den nahe gelegenen spanischen Canaren hat sich im Lauf der Zeit ein Verkehr entwickelt, und Fischerboote kommen öfters bis an die Küsten des Wad Nun.

Mehr bekannt ist neuerdings der Versuch eines Engländers, sich im südlichen Theile von Wad Nun, am Cap Dschubi, festzusetzen, ein Unternehmen, in welchem sowol die Scheichs von Wad Nun wie auch Sidi Husseïn von Ilerh und der Sultan von Marokko eine Rolle spielen. Der amerikanische Generalconsul in Tanger, Mathews, hat diese Angelegenheit genau verfolgt und dieselbe verlief in folgender Weise:

Bereits im Jahre 1872 hatte der Engländer Mackenzie, ein Ingenieur, die Küstengebiete südlich des marokkanischen Reiches besucht und mag damals schon den Plan zu seinem im Jahre 1878 angefangenen Unternehmen gemacht haben.

Mackenzie wählte einen ganz verlassenen Theil der Küste, weit weg von jedem bewohnten Punkte, um zu landen. Von hier aus trat er in Unterhandlungen mit zwei benachbarten

Scheichs, die, obgleich arm, doch einen gewissen Einfluss über die Bevölkerung besassen. Diese besorgten ihm nun Producte, Gummi, Wolle u. s. w., und er kaufte dieselben zu einem verhältnissmässig hohen Preise, um die Araber aufzumuntern, grössere Quantitäten herbeizuschaffen, oder auch vielleicht, weil er die Waaren überschätzte. Die Hauptsache für Mackenzie war, als erster Engländer hier eine Station zu errichten zum Zweck der Einfuhr britischer Manufacturen.

Im Juni 1880 liess er von den Canarischen Inseln ein Schiff kommen, ausgerüstet mit allem, was zur Erbauung einer festen Station nöthig war. In der Zwischenzeit errichtete er sein Lager auf einem Hulk, einem abgetakelten Schiffe, welches in kurzer Distanz vom Ufer entfernt lag. Der Hulk enthielt einige Kanonen und war auch gleichzeitig zum Bewohnen eingerichtet.

Der Sultan von Marokko erfuhr von dem Plan und gab sich Mühe, denselben zu vereiteln; er fürchtete, nicht mit Unrecht, dass ein grosser Theil des Handels, der jetzt nach Marokko geht, sich hierher wenden könnte. Anfang 1880 eröffneten einige englische Kaufleute in Mogador Unterhandlungen mit den Scheichs von Wad Nun, von denen fünf Leute entsendet wurden, um die Angelegenheit zu arrangiren, und dieselbe war in bestem Fortgange, als ein Zwischenfall eintrat.

Eine londoner Firma, die sich mit einigen Häusern in Marseille vereinigt hatte, rüstete den Dampfer „Anjou“ aus, belud ihn mit Thee, Zucker, Baumwollwaaren, Provisionen, Bauholz, Schwefel, Pulver und Waffen, und schickte denselben zunächst nach den Canaren. Hier nahmen sie einige Marokkaner aus Mogador auf, die früher dahin geschickt worden waren, um den Verkehr mit den Einheimischen der gegenüberliegenden Küste zu eröffnen. Zufällig befand sich unter diesen Leuten ein Mann, der auch im

Dienste derjenigen Engländer gewesen war, welche mit den Scheichs vom Wad Nun Verhandlungen angeknüpft hatten. Dieser verrieth nun das ganze Unternehmen seinen frühern Chefs, den englischen Kaufleuten in Mogador, welche eiligst den Sultan hiervon verständigten. Letzterer schickte schleunigst eine Mission mit reichen Geschenken an Sidi Husseïn als den mächtigsten der Scheichs in seinen Ländern mit der Aufforderung ab, die Landung des „Anjou“ zu verhindern.

Als nun der Dampfer sich der Küste bei Sfuy, einem kleinen Fluss an der Küste bei der Kabyle Ait Ba Auran, näherte, erblickten die Engländer die ganze Küste voll von bewaffneten Menschen, welche zum Herankommen aufforderten. Die vorsichtigen Engländer thaten das aber nicht, sondern schickten einen Mann aus, um sich zu informiren. Dieser brachte die Nachricht zurück, dass einige Scheichs die Engländer eingeladen hätten, mit ihnen in Verhandlungen zu treten und zu dem Zwecke ans Land zu kommen; Sidi Husseïn erklärte nun, infolge der Geschenke seitens des Sultans, dass er die Unterstützung eines Unternehmens ablehnen müsse, wodurch sein Verwandter und Souverän benachtheiligt werden könnte. Diese Antwort verursachte unter den anwesenden kleinen Scheichs einen lebhaften Streit, wobei die verschiedenen Parteien schliesslich zu den Waffen griffen. Als man das vom Schiff aus bemerkte, entschloss man sich, das Unternehmen fallen zu lassen und nach Mogador zu segeln, wo ein Theil der Waaren gelandet, während Schwefel, Pulver und Waffen zurück nach Marseille geführt wurden.

Zu gleicher Zeit liess der Sultan das Gerücht aussprengen, dass er den Hafen von Agadir, südlich von Mogador, den europäischen Kaufleuten öffnen werde. Es ist der beste Ankerplatz an der Küste; aber, wie schon öfters, erwies sich das Gerücht als falsch und nur darauf berechnet, die Aufmerksamkeit von etwas anderm abzuziehen.

Seit dieser Zeit suchte der Sultan von Marokko beständig im Wad Nun eine Gärung zu erhalten gegen das Unternehmen von Mackenzie, und veranlasste schliesslich, dass die Holzgebäude, welche am Cap Dschubi errichtet waren, niedergebrannt wurden. Mackenzie kehrte infolge dessen auf einige Zeit nach England zurück, kam aber später wieder, um trotzdem sein Unternehmen hier durchzusetzen. Seine zurückgebliebenen Leute beschäftigten sich mit der Anlage von Hafendämmen, um das Löschen und Laden der Waaren zu erleichtern und die Schiffe gegen die Brecher zu schützen.

Es ist keine Frage, dass eine solche Handelsstation für die Länder südlich des Atlasgebirges von grossem Nutzen sein würde, könnten doch die Bewohner ihre Producte viel schneller und leichter verwerthen, als es durch den langen und schweren Weg nach Marokko geschieht. Ebenso werden die Einwohner dieser Länder es vorziehen, mit den Europäern einen regelrechten Handel zu treiben, als der fanatischen Hartnäckigkeit des Sultans zu Liebe auf diesen Gewinn zu verzichten. Letzerer suchte ihren religiösen Fanatismus zu erregen, während die eigentlichen Motive andere waren; er wollte die Schädigung seines Handels vermeiden; die klugen Berber von Wad Nun und Sidi Hescham werden sich vermuthlich nicht lange in dieser Weise hintergehen lassen, und suchen jetzt schon den Handel und Verkehr im Lande zu heben. So hat Sidi Husseïn die unerhörte Neuerung geschaffen, dass jetzt auch Juden zu dem grossen Mugar in der Zauja Sidi Muhamed ben Musa kommen dürfen; es ist zweifellos eine sehr liberale Neuerung, die aber dem Scheich nur zum finanziellen Vortheil gereichen wird.

Jeder der mehrfach erwähnten kleinen Staaten hat eine Anzahl Judenfamilien, die hier erbgesessen sind und ihren Wohnort nicht wechseln. Sie müssen natürlich für die Erlaubniss, zu wohnen und Handel zu treiben, zahlen, geniessen

aber sonst Schutz und Freiheit, scheinen auch nicht derart bedrückt zu werden wie in einigen Orten Marokkos.

Die Länder Wad Nun, Sidi Hescham, sowie die Oasengruppe von Tekna werden von einer grossen Zahl von Berberkabylen bewohnt und sind ziemlich gut bevölkert. Handelsstationen an den unabhängigen Küstengebieten südlich von Agadir würden, wie erwähnt, für diese Stämme von grossem Vortheil sein, würden aber gleichzeitig den Handel von Marokko und den vom Senegal schädigen. Zahlreiche Karavanen, die Wolle, Gummi, Straussfedern u. s. w. auf dem weiten Weg nach Saint-Louis oder Mogador führen, würden hier ein bequemes Absatzgebiet haben, und es ist begreiflich, dass sowol der Sultan von Marokko als auch das französische Gouvernement von Senegambien durch das Festsetzen englischer Häuser am Cap Dschubi beunruhigt waren. In der That schickte denn auch im Jahre 1881 der damalige Gouverneur in Saint-Louis ein Schiff in diese Gegend, um sich über die Ausdehnung dieser Station informiren zu lassen.

Ein grosser Uebelstand wird freilich immer bleiben, der nämlich, dass die Küste ausserordentlich schlecht und das Landen erschwert und gefährdet ist; die Versandung hat infolge der durch Winde aus der Wüste hergeführten Sandmassen sowie durch das Mitführen von Sandmassen in den Flüssen bedeutende Dimensionen angenommen und nirgends befindet sich ein nur einigermassen geschützter Hafen. Andererseits ist die Nähe der Canarischen Inseln von grossem Vortheil; hier könnten Entrepots von Waaren errichtet und in kurzer Zeit in kleinern Schiffen an die gegenüberliegende Küste gebracht werden.

Es ist mehrfach der marokkanische Hafenplatz Agadir genannt worden, der ungefähr 140 km südlich von Marokko gelegen ist. Dieser Ort, der zur Zeit des Leo Africanus Guertquessem hiess, bildet den südlichen Küstenpunkt des

marokkanischen Reichs, denn in den Küstenstrecken weiter abwärts hat der Sultan nur noch geringen Einfluss. Die Stadt bildet eine natürliche Festung, indem sie auf einem mehr als 200 m hohen Felsen gelegen und auch noch künstlich durch Mauern und Batterien befestigt ist. Die eine dieser Batterien befindet sich am Fusse des Berges, dicht am Meere und war ursprünglich bestimmt, eine Quelle mit gutem und reichlichem Wasser zu schützen; sie beherrscht auch den Zugang zu der Festung sowol von Norden wie von Süden her, wie auch die Bai.

Der Hafen von Agadir ist der beste von allen marokkanischen Meeresplätzen, ist aber gegenwärtig öde und verlassen. Der Ort ist überhaupt jetzt ganz in Verfall gerathen, zählt nur noch einige hundert Bewohner, ausschliesslich Mauren nebst einigen Judenfamilien.

Der Platz hatte schon vor Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der seefahrenden Nationen, besonders der Portugiesen und Spanier erregt; erstere besonders, welche schon viele Punkte in Marokko besetzt hielten, suchten sich desselben zu bemächtigen, und unter König Emanuel gelang es denn auch den Portugiesen, die Festung zu erobern (1503). Der Ort blühte infolge dessen schnell auf, aber schon nach wenigen Jahrzehnten, als die Macht der Portugiesen, welche den Platz Santa-Cruz nannten, schwand und dieselben schon Safti und Azimur abgetreten hatten, verliessen sie auch Agadir; es geschah dies, noch ehe der portugiesischen Herrschaft in Marokko durch die Schlacht von Qasr-el-Kebir (1574) für immer ein Ende gemacht wurde. Am Fusse des Berges hatten sie das Städtchen Fouki errichtet, und die Kanonen der Portugiesen liegen jetzt noch dort.

Unter dem bedeutenden Sultan Muley Ismail hatte Agadir den Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht und bildete eins der wichtigsten Handelscentren. Man nannte es Bab-es-Sudân, Pforte zum Sudan, und alle von dort kom-

menden Karavanen zogen hier ein. Der steigende Wohlstand der Bevölkerung und der Einfluss, den dieselbe gewann, erregte aber das Mistrauen und die Eifersucht der spätern Sultane, und Sultan Muhammed suchte und fand eine Veranlassung, die Stadt zu züchtigen und zu verderben, und zwar für immer. Um eine Empörung zu unterdrücken, rückte er mit einem grossen Heere an, lockte den Gouverneur durch Versprechungen heraus, nahm ihn aber gleich gefangen und eroberte dann die Stadt. Die dort ansässigen Kaufleute wurden in das eben erst errichtete Mogador verwiesen, und so war Agadir ruinirt, Mogador aber auf Kosten dieser alten Handelsstadt in die Höhe gebracht.

Seit dieser Zeit ist der Hafen von Agadir allen fremden Schiffen verschlossen; wiederholt ist den Sultanen nahegelegt worden, diesen für Handel und Schiffahrt so wichtigen Punkt wieder zu öffnen, er würde ohne Zweifel, eben seines guten Hafens wegen, bald wieder aufblühen, aber vergeblich. Das Gerücht ist wiederholt aufgetaucht, aber es wurde nur absichtlich verbreitet, um dem Drängen der fremden Vertreter etwas nachzugeben, den ernstlichen Willen hat man nie gehabt.

Neuerdings findet sich häufig die Nachricht, Spanien verlange die endliche Auslieferung eines Hafenplatzes, der ihm im Jahre 1860 beim Friedensschluss zugesprochen worden ist und der Santa-Cruz de Marpequeña genannt wird. Es darf dieser Punkt nicht mit der oben erwähnten Festung Agadir, die noch auf marokkanischem Gebiet liegt, verwechselt werden. Spanien hatte sich 1860 ausdrücklich Santa-Cruz de Marpequeña ausbedungen, um einen Fischereiplatz zu haben, der in der Nähe der Canarischen Inseln liegt. Seit jener Zeit hat sich aber Spanien nicht um die Angelegenheit gekümmert und erst seit einigen Jahren besinnt man sich, dass man in Marokko einen Küstenpunkt sammt umliegendem Terrain zu bekommen habe. Spanien hat vor

fast vier Jahrhunderten an dieser Küste zahlreiche Besitzungen gehabt, die aber bald wieder verloren gingen. In Erinnerung daran beansprucht man nun einen dieser ehemals besessenen Küstenplätze. Der Sultan forderte Spanien auf, sich in den Besitz von Santa-Cruz de Marpequeña zu setzen, als aber ein spanisches Kriegsschiff kam, nahm die Bevölkerung eine so drohende Haltung an, dass man wieder umkehrte. Seitdem sind wiederholt Versuche beim Sultan gemacht, seinen Einfluss geltend zu machen, aber der Sultan hat eben hier keinen Einfluss. Das Merkwürdigste aber ist, dass man gar nicht wusste, wo dieses Santa-Cruz de Marpequeña liegt oder gelegen ist. Man schickte 1878 ein Schiff aus, „Blasco de Garay", mit einer gelehrten Commission an Bord, die eine sehr genaue Küstenaufnahme der Strecke zwischen dem 28. und 29. Breitengrad gemacht hat, ungefähr die Gegend zwischen Wad Nun (welcher Fluss übrigens bei den Einheimischen Asaka heisst) und der Mündung des Wad Draa. Es scheint, dass keine Einigkeit der Ansichten über die Lage von Santa-Cruz de Marpequeña herrschte; viele sehen darin die Gegend an der Mündung des Wad Schibaka, 28° 28′ nördl. Br., also eine Stelle, die sehr nahe den Canarischen Inseln liegt.

Es ist aber unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich, dass der Sultan den Platz übergeben kann, da er nicht darüber disponirt, und die Spanier müssen einfach mehrere Kriegsschiffe dahin entsenden und versuchen, dort eine Station mit Militärbedeckung zu errichten. Die Bewohner werden sicher im Anfang sehr feindlich auftreten, da es nur an die absoluteste Freiheit gewohnte Araber- und Berberkabylen sind, und es ist sehr die Frage, ob die Opfer entsprechend sind dem Gewinn und Vortheil, welchen Spanien aus einer solchen ganz entlegenen Station haben kann. Wenn es sich um das grosse Agadir (auch Agadir Iguir genannt) handelte, so wäre dieser Ort wol eines Opfers werth.

ZWÖLFTES KAPITEL.

MAROKKO ALS STAAT.

Die mohammedanischen Staaten Nordafrikas. — Das Land Marokko. — Lage. — Klima. — Nördliches und südliches Marokko. — Flüsse. — Küste. — El-Gharb. — Bevölkerung. — Zahl derselben. — Islam. — Sprache. — Berber. — Araber. — Mauren. — Hispanische Juden. — Negersklaven. — Christen. — Staatswesen. — Dynastie. — Geschäftsführung. — Sidi Musa. — Staatsgrundgesetz. — Gerichtsbarkeit. — Kadi. — Adel. — Gefängnisse. — Verwaltung des Landes. — Amelât. — Amil. — Amin.

Die Nordküste des afrikanischen Continents gehört in jeder Beziehung zu den gesegnetsten Theilen der Erde, und es ist kein Wunder, dass hier schon vor Jahrtausenden sich ein reiches Culturleben entwickelte. Freilich, zu jener Zeit, als die Südküste der Mittelländischen See bis zum äussersten Westen hin mit zahllosen blühenden Colonien weit ins Land hinein bedeckt war, reichte der heisse, alles tödtende Wüstengürtel noch nicht so weit nach Norden; und da, wo jetzt gelber Wüstensand ausgedehnte Flächen bedeckt, oder von Wind zu mächtigen Dünenreihen aufgewehte Sandmassen das Fortkommen erschweren, standen einst grosse Waldungen und üppige Getreidefelder. Die jetzt ausgetrockneten Flussbetten führten einst grosse Wassermengen dem Mittelländischen Meere zu, Flusspferde und Krokodile belebten die Flüsse, und der afrikanische Elefant, von den klugen Karthagern abgerichtet und zu Kriegszwecken benutzt, fand damals in Ländern seine Existenz-

bedingungen, wo heute nur etwas trockenes Halfagras sein genügsames Dasein fristet.

Das milde Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, der Reichthum der Bevölkerung lockte alle grössern unternehmungslustigen Völker in jene Länder. Heute sind es noch die Araber, welche numerisch die hervorragendste Rolle spielen, aber ein selbständiges und herrschendes Volk sind dieselben nicht überall. Der europäische Einfluss ist in beständigem Wachsen begriffen. Frankreich hat sich seit einem halben Jahrhundert in Algerien festgesetzt und hat neuerdings mit Tunis ein Abkommen getroffen, sodass dieses Land nicht mehr ein Vasallenstaat der Osmanen, sondern der französischen Republik ist. Tripolitanien steht zur Zeit noch in einem Abhängigkeitsverhältniss zur Pforte, aber Italien, bitter gekränkt durch die Occupation von Tunis, rechnet darauf, hier einmal eine Rolle zu spielen; Aegypten wird von England reformirt; bleibt nur das im äussersten Westen, am Atlantischen Ocean gelegene Marokko, welches noch einen eigenen, selbständigen Herrscher hat.

Es ist bekannt, dass die viele Jahrhunderte andauernde Herrschaft des Islam in Nordafrika nicht im Stande gewesen ist, jene Länder auch nur in einen annähernd so blühenden Zustand zu bringen, als ihn dieselben dereinst besessen hatten. Es muss die Aufgabe der jetzigen abendländischen Culturstaaten, besonders der südeuropäischen, romanischen, sein, hier thatkräftig einzugreifen und die Errungenschaften der modernen Civilisation einzuführen; was der Islam nicht einmal zu erhalten, viel weniger zu heben und in Aufschwung zu bringen im Stande war, muss das Christenthum thun.

Auch Marokko wird sich auf die Dauer nicht halten können, und vorläufig beruht die Selbständigkeit des Landes auf der Eifersucht zwischen England, Frankreich und Spanien. Viele Einzelheiten sind schon über die dort herr-

schende Miswirthschaft veröffentlicht worden, im Nachfolgenden mag eine Schilderung der Organisation und der Hülfsquellen eines Landes Platz finden, das in nicht zu langer Zeit mehr in den Vordergrund treten wird als bisher. Eine Menge Daten, von denen viele nicht bekannt sein dürften, erhielt ich von befreundeten Landsleuten, die sich seit längerer Zeit in Marokko aufhalten und denen hier nochmals dafür Dank gesagt sei.

DAS LAND.

Das Land, welches die Europäer nach einer der Hauptstädte und Residenzen seiner Souveräne Marokko nennen, die Araber aber als Maghreb-el-aksa (das entfernte Abendland, the far west) bezeichnen, gehört durch seine Lage sowol als durch seinen Bodenreichthum zu den bevorzugtern der Erde.

Unmittelbar an den Pforten der civilisirten Welt lebend, kann der Bewohner von Marokko in wenigen Tagen Frankreich, England, Italien und selbst Deutschland erreichen, während die marokkanischen Hafenplätze auch für den Verkehr mit Amerika ungemein günstig gelegen sind. Es ist daher nur seiner systematischen, schon Jahrhunderte währenden Absonderung von Europa und der commerziellen und geistigen Bewegung der civilisirten Welt zuzuschreiben, dass sich in Marokko noch Zustände und Verhältnisse vorfinden, welche hinter das Mittelalter zurückgehen, und dass dieses Land den gebildeten Nationen weniger bekannt ist als die entlegensten Theile der Neuen Welt. In Bezug auf derartige Abschliessung gegen alles Fremde findet, oder richtiger fand sich ein Analogon nur noch in China und Korea, wo gegenwärtig aber schon ein grosser Schritt zum Bessern gemacht ist.

Marokko ist bedeutend grösser als das Deutsche Reich, und wird sein Flächeninhalt auf mehr als 800000 qkm an-

gegeben. Zwischen dem 27. und 36. Breitengrade liegend, erfreut es sich, wenigstens in seinem nördlichen Theile, eines gemässigten, im allgemeinen aber eines sehr gesunden Klimas, dessen Temperatur noch durch die Winde vom Atlantischen Meer her gekühlt wird. Die mittlere Temperatur ist in Marokko bei weitem niedriger als in andern Ländern unter gleicher Breite. Die ausserordentlich lange Küstenentwickelung an zwei Meeren sowie die Existenz grosser und hoher Gebirge ist in klimatischer Beziehung jedenfalls sehr günstig für das Land. Ausführliche und genaue Beobachtungsreihen von Temperaturen gibt es aus Marokko nur von sehr wenigen Punkten; am bekanntesten sind die Temperaturmessungen des frühern französischen Consuls Beaumier in Mogador (Suera). Es ergibt sich für diesen Platz eine ausserordentliche Gleichmässigkeit der Temperatur im Laufe eines Jahres und ist man deshalb versucht gewesen, diese Stadt als einen Curort für Lungenkranke zu empfehlen. Es ist allerdings richtig, dass hier die Variationen des Thermometers viel geringer sind als auf Madeira, den Canaren, Algier oder Kairo; es ist fast das ganze Jahr eine gleichmässige Wärme und man rechnet durchschnittlich nur 45 Regentage im Jahre (im Februar und März); andererseits hat man auch berechnet, dass an 271 Tagen im Jahre ein kühlender Nord- und Nordostwind weht. Da nun die ganze Umgebung der Stadt, die auf einem ins Meer hinausgeschobenen Felsen errichtet ist, völlig kahl ist und nur Sanddünen sich auf weite Flächen hinziehen, so ist mir unverständlich, wie bei den so häufigen Winden, wodurch dicke Sand- und Staubwolken aufgewirbelt werden, hals- und lungenkranke Europäer sich erholen sollen; abgesehen davon, dass für derartige Kranke auch nicht der mindeste Comfort existirt. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde wol jeder schwer

enttäuscht werden, der nach Mogador kommt, um seine Gesundheit herzustellen.

Das Atlasgebirge, welches beim Cap Ghir am Atlantischen Ocean seinen Anfang nimmt und dann in nordöstlicher Richtung bis an die algerische Grenze und von da weiter bis Tunis streicht, scheidet das Land in nahezu zwei gleichgrosse Theile, die nach Klima, Production und Bevölkerung sich wesentlich voneinander unterscheiden.

Obgleich die gegenwärtig herrschende Dynastie der Filali aus dem in der südwestlichen Hälfte des Landes gelegenen, früher selbständigen Königreich Tafilalet herstammt, und von da aus seinerzeit durch Eroberung den jetzt bestehenden Staat gründete, so bildet doch, gegenwärtig wenigstens, den eigentlichen Kern der Macht und des Wohlstandes das nördlich vom Atlas gelegene Gebiet, d. h. Fâs und Marrakesch; ebenso sehr seiner Fruchtbarkeit und dichtern Bevölkerung wegen, als weil der Landesherr seine Residenz im Norden, in den Städten Fâs oder Marrakesch, zuweilen in Miknâsa (spanisch Mequinez) niemals aber im Süden aufschlägt. Die Macht des Sultans jenseit des Atlas ist auch meistens nur eine nominelle, man erkennt ihn als Chalif, als Stellvertreter des Propheten an, aber im übrigen lebt man dort so ziemlich unabhängig.

Das nordwestliche Marokko verdankt seine grössere Fruchtbarkeit, seine üppigere Vegetation und seine Wälder vor allem dem Atlas und dem Meere.

Das Hochgebirge des Atlas, von den Eingeborenen Idraren-Drann genannt, das sich südlich von Marrakesch aufthürmt, und im Miltzin als seiner höchsten Spitze gipfelt, schützt das Land vor der versengenden Wirkung der Wüstenwinde, unter welcher der Südwesten leidet. Es bildet das Quellgebiet einer Anzahl nicht unbedeutender Flüsse, welche theils in das Atlantische, theils in das Mittelländische Meer fliessen. Zu den erstern gehören als die

bedeutendern: der Tensift, Umm-er-Rebia, Aburegreg und der Sebu: ins Mittelmeer ergiesst sich nur ein grösserer Fluss, die Muluyah, welche nahe der Grenze von Algerien mündet.

Mehrere dieser Flüsse, insbesondere der Sebu, dürften beträchtliche Strecken aufwärts schiffbar sein. Die Marokkaner sind aber, seit sie dem Seeraub haben entsagen müssen, so wenig Schiffer, dass kaum die nöthigen Fähren vorhanden sind, um Reisende und Karawanen über die gegen den Ausfluss hin breiten Ströme überzusetzen.

Der Sebu, an dessen etwas versandeter Mündung nicht einmal ein Dorf, geschweige eine Stadt liegt, würde eine bequeme und wichtige Fahrstrasse nach Fâs abgeben. Er geht zwar nicht bis zur Stadt selbst, sondern fliesst etwas nördlich von ihr vorbei, aber nur in einer kurzen Distanz. Es müssten natürlich erst einmal Messungen der Tiefe vorgenommen werden, aber ich bin überzeugt, dass kleine Dampfer mit flachen Schleppschiffen die zahlreichen Waaren, die jetzt in vielen Tagemärschen auf Kamelen von Tanger aus nach Fâs geschafft werden, schneller und billiger bis in die Nähe der Residenz schaffen würden. Die Marokkaner selbst sind zu einem solchen Unternehmen, besonders der nöthigen Vorarbeiten und Erhebungen wegen viel zu indolent; Europäer aber werden unter den jetzigen Verhältnissen nicht Kapitalien in Versuchsarbeiten stecken, die selbst, wenn sie günstige Resultate ergeben, doch nicht die Sicherheit gewähren, dass ein nützliches und gewinnbringendes Unternehmen in Kraft tritt.

An der Mündung ist der Sebu ziemlich breit, aber eine Sandbarre erschwert den Eintritt der Schiffe von der Seeseite; ein schmaler Kanal liesse sich wol offen halten und es könnten möglicherweise kleine Küstendampfer von Tanger oder Mogador aus ein tüchtiges Stück landeinwärts fahren. Es würde dies wesentlich zur Hebung des jetzt so schwer-

fälligen Handelsverkehrs beitragen, und ich zweifle auch nicht, dass, wenn einmal eine der drei europäischen Grossmächte, welche Marokko umwerben, ihr Ziel erreicht hat, man auch auf die Schiffbarkeit des Sebu sein Augenmerk richten wird.

In der südwestlich vom Atlas liegenden Hälfte, welche aus den ehemaligen Königreichen Sus, Tafilalet und dem Lande von Tuat besteht, ist die Temperatur viel höher als im Norden; die Winde von der Sahara her trocknen die Luft und den Boden aus. Die Abhänge des Atlasgebirges sind hier von Wäldern entblösst und in den Thälern herrschen die Palmen vor. Während die Hautfarbe der Mauren im Norden sehr hell ist, sind die Einwohner des Südens schon braun, zum Theil fast so schwarz wie die dort in grosser Zahl lebenden Neger.

Von den an dem südwestlichen Abhange des Atlas entspringenden Flüssen erreichen nur der Wad Sus, Wad Nun und Wad Draa im Winter das Meer; die östlich liegenden, wie Wad Gir und Figig, Wad Ziz und Wad Malah verlieren sich im Sande der Wüste. Aber auch die drei erstgenannten grossen und breiten Flüsse führen nur selten, durchaus nicht jeden Winter, in ihrem Mittel- und Unterlauf Wasser. Bei meiner Reise durch jene Gebiete im März 1880 führte nur der Wad Sus einen $1\frac{1}{2}$ Fuss tiefen und ungefähr 12 Fuss breiten Streifen Wassers, und zwar in der Nähe von Tarudant; da von hier die Entfernung zum Meere nicht sehr bedeutend ist, so hat der Fluss um diese Zeit wirklich den Atlantischen Ocean erreicht. Die beiden andern grossen Flussthäler aber waren da, wo ich dieselben passirte, um jene Zeit völlig wasserlos; im breiten Wad Draa wurde Gerste gebaut und man holte das Wasser aus vereinzelten natürlichen Wasseransammlungen innerhalb des Flussbettes, die theils isolirte Tümpel bilden, theils unter sich unterirdisch in Verbindung stehen. Es ist jedenfalls

eine auffallende Thatsache, dass die Ebenen am Fusse eines Hochgebirges, wie der Atlas, dessen höchste Punkte einen grossen Theil des Jahres mit Schneefeldern bedeckt sind, relativ so wasserarm sind. Es gilt dies nicht blos von der Südhälfte des Landes, auch die grosse Ebene von Marrakesch am Nordgehänge des Atlas ist verhältnissmässig nicht reich an Wasser. Zunächst liegt das an der ausgesprochenen Längsrichtung des ganzen Atlasgebirges, in welchem die Längsthäler bedeutend vorherrschen, während Querdurchbrüche verhältnissmässig selten sind. Es gibt wenige Gebirge, welche wie der Atlas aus einer Reihe ausserordentlich langer Parallelzüge bestehen; die ganze Breite des Gebirges ist zu der enormen Länge eine relativ sehr geringe.

Ein anderer Grund, warum ein Theil der im Atlas entspringenden Flüsse nicht das Meer erreicht, liegt darin, dass im Oberlauf das Wasser zu Culturzwecken benutzt wird und nur sehr wenig davon in den Mittel- und Unterlauf herabkommt. Die Thäler des Atlas sind bis hoch hinauf von Berberkabylen bewohnt, die hier, so ziemlich unabhängig und unbelästigt vom Sultan, in hartem Kampf mit dem steinigen Boden ihren Bedarf an Gerste bauen und das Wasser der Quellen in kunstvolle Kanäle sammeln, um dem Boden genügende Feuchtigkeit zu geben. Am Südabhang des Atlas, wo auch die höchsten Thäler bewohnt sind, wo aber die Sonne eine stärkere Glut sendet, benutzt man jedes Stückchen Land mit etwas Ackerkrume zu Dattelpflanzungen und sammelt das Wasser in zahllosen Rinnen zu Bewässerungszwecken. Es ist keine Frage, dass auf diese Weise den Flüssen das Wasser entzogen wird und dass deren Bett im Laufe der Zeit immer mehr versanden muss.

Es existirt in der Region der höchsten Gipfel des Atlasgebirges eine Wasserscheide der Längsthäler, indem Wad Sus, Wad Nun, Wad Draa u. s. w. westlich dem

Meere zuströmen, während Wad Gir, Wad Figuig und Wad Ziz sich südöstlich wenden, die grossen Oasengruppen Figig, Tuat und Tafilalet bewässern und sich später im Sande der Wüste verlieren.

Trotzdem die Küstenentwickelung von Marokko eine sehr lange ist, besitzt das Land doch ausserordentlich wenig brauchbare Häfen. Die meist ganz offenen Rheden am Atlantischen Ocean bieten den ankernden Schiffen keinen Schutz, und nur die Bai von Tanger und der Hafen von Mogador, letzterer durch eine vorliegende Felseninsel einigermassen gedeckt, dürfen als bessere Ankerplätze bezeichnet werden. Der kleine Hafen von Agadir, welcher allerdings brauchbar und vielleicht der beste Ankerplatz ganz Marokkos ist, ist bisher der Handelsschiffahrt nicht geöffnet worden und daher den Europäern wenig bekannt. Am Mittelmeer aber besitzt Marokko, wenn man Tanger nicht hierher rechnen will, weder einen Hafen noch eine Rhede; der wilde und unzugängliche Gebirgszug Er-rif reicht hier bis dicht ans Meer heran. Die sehr wichtige Handelsstadt Tetuan liegt zwar nur wenige Stunden vom Meere entfernt an einem ins Mittelmeer mündenden Flüsschen, aber dessen Mündung ist zu versandet, als dass Schiffe hier verkehren könnten.

Im allgemeinen sind die Küsten Marokkos gefährlich und dem Handelsverkehr ungünstig. Orte wie Rabat-Sela, Dar-el-beita, Safli u. s. w., wo ein ziemlich reger Handelsverkehr bereits existirt, würden viel gewinnen, wenn sie einen Hafen hätten. Jetzt ist aber die offene Rhede so schlecht, dass es gar nicht so selten vorkommt, dass die Dampfer nicht herankommen können, um Passagiere und Ladung abzusetzen oder aufzunehmen, und unverrichteter Dinge weiter fahren müssen. Durch kostspielige und kunstvolle Bauten liesse sich vielleicht stellenweise ein Hafen herstellen; Mogador liesse sich in einen ziemlich sichern Ankerplatz umwandeln, vor allem aber könnte aus der schönen, weiten und tiefen

Bucht von Tanger etwas gemacht werden, wenn dieser Ort in den Händen einer andern Macht wäre. Die Rhede von Gibraltar ist bekanntlich für Schiffe durchaus nicht günstig, und die Spanier haben in ihrem gegenüberliegenden Algesiras einen ungleich günstigern Ankerplatz als die Engländer. Aehnlich wie die Bucht von Algesiras ist die Bucht von Tanger; es ist nicht zu zweifeln, dass den seefahrenden Nationen schon längst dieser günstig gelegene Punkt an der Grenze zweier Meere und zweier Continente aufgefallen ist. Tanger hat zweifellos eine grosse Zukunft, wenn es einmal einer der rivalisirenden Nationen gelungen sein wird, sich hier festzusetzen.

Derjenige Theil Marokkos, welcher als der wichtigste, reichste und am meisten bevölkerte bezeichnet werden muss, ist die Westhälfte des nördlich vom Atlas gelegenen Landes, das schon im grauen Alterthum als Kornkammer berühmte El-Gharb. Eine ausgedehnte, nur wenig über dem Meere erhabene Tiefebene mit fruchtbarem Humus, mit ziemlich guter Bewässerung, wird hier schon seit uralten Zeiten ein lebhafter Weizenbau getrieben; aber auch Viehzucht, besonders Pferdezucht wird cultivirt, und von den zahlreichen hier wohnenden Araberkabylen bezieht der Sultan den grössten Theil seiner Einkünfte. Wo Ebene ist, haben die Araber die Berber verdrängt, und letztere findet man fast nur in den gebirgigen Theilen des Landes.

Der östliche nach Algerien zu gelegene Theil Marokkos ist sehr gebirgig, wie auch die Nordküste, und vorherrschend von Berbern bewohnt; es sind dies für Europäer sehr schwer zugängliche Gebiete und daher fast völlig unbekannt. Trotzdem, dass diese Theile von Marokko in wenigen Stunden von den Stätten europäischer Cultur zu erreichen sind, wissen wir von den entlegensten Gegenden Centralafrikas mehr als von diesen östlichen und nördlichen Grenzgebirgen des marokkanischen Reiches.

BEVÖLKERUNG.

Es ist immer im höchsten Grade riskant und mislich, die Zahl der Bewohner eines mohammedanischen Landes, besonders eines so wenig durchforschten Reiches, wie Marokko ist, anzugeben. Es ist daher begreiflich, dass wir über die Bevölkerung dieses Landes die widersprechendsten Angaben finden, und dass die nur auf Schätzung beruhenden Zahlen ausserordentlich differiren. Gegenwärtig herrscht unter den Geographen die Ansicht vor, dass alle mohammedanischen Länder Nordafrikas bei weitem überschätzt seien, ich glaube aber, man geht hierin ebenso zu weit, wie man früher allzu freigebig mit hohen Bevölkerungszahlen gewesen ist.

Nach der Ansicht des frühern französischen Gesandten in Tanger, Tissot, der sich seit mehrern Jahren eifrig mit der Topographie und den Alterthümern Marokkos beschäftigt, dürfe die Bevölkerung von Marokko nicht unter 12 Millionen geschätzt werden. Eine so hohe Ziffer hatte noch kein Reisender vorher angegeben, und man muss die Motivirung dafür anhören. Tissot gründet seine Rechnung auf die Resultate der Volkszählung und sonstiger statistischer Arbeiten, welche die französische Regierung in dem mit Marokko benachbarten und so vielfach verwandten Algerien hat vornehmen lassen.

Nach den neuesten Zählungen und Schätzungen hat Algerien nicht ganz 3 Mill. Einwohner (Tissot schätzt die Bevölkerung auf 4 Mill.). Nun hat Algerien seit seiner Eroberung vor 50 Jahren durch den Krieg selbst, dann durch fast ununterbrochene Aufstände, Seuchen u. dgl. unter Menschen und Thieren schwere Verluste an Wohlstand und Menschenleben zu ertragen gehabt, während Marokko, mit Ausnahme des kurzen Kampfes gegen Spanien vor Tetuan 1859—60, keinen auswärtigen Krieg zu führen hatte und im allgemeinen, eine Choleraepidemie in einzelnen Theilen ab-

gerechnet, von Seuchen verschont blieb. Andererseits ist Marokko im Innern nie ruhig und der Sultan muss fast jedes Jahr Kriegszüge gegen aufständische Berberstämme unternehmen, die, wenn auch nicht viel, doch immerhin Menschenleben kosten.

Marokko ist ungefähr noch einmal so gross als Algerien, wenn man das Gebiet der französischen Colonie zu 430000 qkm (388400,45 Territoire militaire und 41599,55 Territoire civile nach Behm und Wagner's „Bevölkerung der Erde", VII) annimmt.

Marokko ist aber fruchtbarer als Algerien, d. h. es besitzt bedeutend mehr bebaubares Terrain, vor allem das grosse El-Gharb. Ferner sind in Marokko das Hügelland und die Abhänge der Gebirge bis hoch hinauf mit Dörfern besetzt. Wer nur die gewöhnliche Route von Tanger nach Fâs und von da über Miknâsa nach Marrakesch unternimmt, bekommt keinen richtigen Begriff von der Dichtigkeit der Bevölkerung. Das ganze Rifgebirge ist stark bevölkert, ebenso wie die Thäler des Atlas sowol auf der Nordseite wie auf der Südseite eine viel dichtere Bevölkerung aufweisen, als man gewöhnlich meint. Um nur ein Beispiel anzuführen. Ich unternahm von Tetuan aus eine Tour in den District Andschira, mitten im Gebirge gelegen. Auf allen Karten findet man nur einen Ort angegeben, die Qasbah Andschira, wo der Gouverneur (Kaid) residirt. Diesen letztern fragte ich nach den Ortschaften in seinem verhältnissmässig sehr kleinen District, und derselbe schrieb mir die Namen von nicht weniger als 74 kleinen Ortschaften auf, über welche er die Verwaltung führt. Sind es auch nur meistens kleine Gemeindewesen, so zeigt es doch andererseits, dass, wenn man einmal etwas ins Detail geht, sich ganz andere Verhältnisse ergeben als die, welche man beim flüchtigen Durchreisen auf vorgeschriebenen Wegen zu beobachten glaubt. Die Gebirgslandschaften sind aber überall

so dicht bevölkert, da die einheimische berberische Bevölkerung, an Zahl wahrscheinlich grösser als Araber und Mauren, sich hierher zurückgezogen hat. Man kann annehmen, dass die den europäischen Reisenden im allgemeinen nicht zugänglichen Gebirgsgegenden Marokkos bevölkerter sind als die Ebenen.

Auch das Verbot der Ausfuhr von Getreide und Lebensmitteln, an welchem die marokkanische Regierung noch bis in die neueste Zeit als an einem unantastbaren Grundsatze festhält, dürfte nicht geeignet erscheinen, eine Abnahme der Bevölkerung, wie sie neuerdings vielfach behauptet wird, zu befördern. Allerdings darf andererseits nicht unerwähnt bleiben, dass von Zeit zu Zeit auftretende Hungersnoth viele Opfer fordert.

Wenn ich nun auch den Schluss des genannten Tissot nicht acceptiren kann, dass Marokko 12 Mill. Einwohner besitze, so scheint mir doch auch die Angabe von Rohlfs im VI. Heft 1883 von „Petermann's Mittheilungen" nicht ganz den Verhältnissen zu entsprechen. Rohlfs gab Anfang der siebziger Jahre die Bevölkerung Marokkos zu 6,5 Mill. an und neigt sich neuerdings der Ansicht zu, dass auch diese Ziffer viel zu hoch sei, und dass Klöden möglicherweise eher der Wahrheit näher komme, welcher diesem Lande nur 2,700000 Einwohner zuerkennen will.

Vollkommen richtig ist, wenn Rohlfs sagt: „Die Marokkaner werden zu Grunde gerichtet durch ihre despotische Regierung und durch die drückenden Lasten der Religion, oder man könnte richtiger sagen, alle Marokkaner leiden an religiösem Wahnsinn, dem alle erblich verfallen sind." Wohl ist die Folge hiervon eine entsetzliche Verarmung der Bevölkerung, aber dass dadurch auch eine so riesige Abnahme der Bevölkerung eintreten sollte, kann ich nicht wohl annehmen. Rohlfs meint ferner, „die Syphilis richte die entsetzlichsten Verheerungen im Lande an". Dass diese

Krankheit herrscht, ist ja keine Frage; aber bei dem vollständigen Mangel an Spitälern in Marokko laufen diese Unglücklichen öffentlich herum; der Durchreisende sieht in jedem Ort einen oder einige dieser Art von Kranken, aber daraus kann man doch nicht schliessen, dass das ganze Land unter dieser Plage leide. In den europäischen Staaten sieht man solche Kranke selten, weil sie sich soviel wie möglich der Oeffentlichkeit entziehen, in Marokko ist das nicht möglich, sie treiben sich als Bettler auf den Strassen und Plätzen herum und fallen so leichter in die Augen.

Uebrigens fand ich, dass die Syphilis vorherrschend in den von den Handelskaravanen berührten Orten vorkommt, meist unter Leuten niedrigsten Ranges, die sich überall herumtreiben; bei der Bergbevölkerung kommt diese Krankheit viel seltener vor.

Ich muss für das gesammte Marokko, also inclusive des Tuat, Tafilalets u. s. w. der schon von Trent Care ausgesprochenen Ansicht beipflichten, dass 8 Mill. Einwohner nicht zu hoch gegriffen sind, wobei ich aber nochmals auf die zahlreiche Berberbevölkerung in den Gebirgen hinweisen muss. Es gibt ja endlich auch eine ganze Anzahl Städte mit ganz stattlicher Einwohnerzahl (Fâs, Marrakesch, Miknâsa, Mogador, Qasr-el-Kebir, Wasan, Ujda, Thesa), ferner all die Küstenstädte am Atlantischen Ocean, und das alles nur in dem nördlich vom Atlas gelegenen Theile des Sultanats. Die am häufigsten von Touristen zurückgelegte Strecke Tanger-Fâs ist allerdings verhältnissmässig schwach bevölkert, wenn man aber z. B. von Rabat nach Marrakesch reist, so folgt eine grosse Qasbah nach der andern und das ganze El-Gharb ist mit zahlreichen Duars bedeckt. Der Kinderreichthum der Familien ist nicht gering, und wenn auch die marokkanischen Frauen infolge einer zu frühen Verheirathung im allgemeinen nicht viel Kinder haben, so ist doch durch die allgemein herrschende Sitte

der Mehrweiberei und durch den Umstand, dass auch häufig Negerinnen geheirathet und deren Kinder anerkannt werden, für Nachwuchs reichlich gesorgt.

Obgleich die gegenwärtige Bevölkerung des Landes sich aus Bruchtheilen aller derjenigen Völkerschaften gebildet hat, welche im Laufe von Jahrtausenden in demselben lebten oder darüber hinweggegangen sind, vorzüglich Mauritanier, Römer, Westgothen, Vandalen, Byzantiner und Araber, so bildet sie doch gegenwärtig einen so einheitlichen Stamm, wie ihn wenige moderne Staaten besitzen. Die lange Absonderung des Landes vom Verkehr mit der übrigen Welt, vor allem aber die Einheit der Religion hat das bewirkt, was die Staatskunst in manchen civilisirten Ländern vergebens anstrebt.

Man darf sagen, dass der Islam die einzige Religion des Landes ist; die besonders in den Hauptstädten und Hafenplätzen lebenden, relativ zahlreichen Juden können nicht in Betracht kommen, da sie nach dem Gesetze des Quran keine bürgerlichen Rechte haben und nur als Schutzgenossen geduldet werden.

Der Sultan von Marokko besitzt nicht einen einzigen christlichen Unterthan. Sämmtliche im Lande lebenden Christen gehören fremden Staaten an, oder gelten, wenn sie einer Nationalität ermangeln, als Schützlinge der in Marokko vertretenen christlichen Mächte. Dem Anschein nach wünscht die Landesregierung auch keine Christen als Staatsbürger. Doch ist diese Thatsache wol weniger dem Ausfluss eines politischen Grundsatzes oder der Erkenntniss der Gefahr zuzuschreiben, welche bei dem heutigen Uebergewicht der christlichen über die islamitischen Staaten die christlichen Elemente in einem mohammedanischen Staatswesen dem Gedeihen, resp. der Existenz desselben bereiten könnten, sondern vielmehr einer unmittelbaren, aber tief eingewurzelten Abneigung der Regierung ebenso sehr als

des Volkes gegen die Christen. Für den Marokkaner ist „Christ“ oder „Europäer“ gleichbedeutend, beide nennt er, wie in den ältesten Zeiten des Verkehrs der Mauritanier mit Europa, „Römer“ (Rumi). An erster Stelle aber ist für ihn der „Christ“ der Spanier, mit dem er am meisten in Berührung kommt, und den er seit Jahrhunderten als seinen Erbfeind glühend hasst und, nicht immer ohne Grund, verachtet, weil die in Marokko lebenden Spanier meist flüchtige Verbrecher, Deserteure oder verkommene Personen sind, die im Vaterlande ihr Fortkommen nicht mehr finden und auf Abenteuer ausgehen.

Wenn man die Verlegenheiten und Gefahren in Betracht zieht, welche das Vorhandensein zahlreicher christlicher Gemeinden und Völkerschaften in andern mohammedanischen Staaten hervorruft, so darf man meines Erachtens in dem Umstande, dass keine christlichen Staatsangehörigen im Lande vorhanden sind, und dass die Regierung auch keine Neigung zeigt, Einwanderer christlicher Religion aufzunehmen, eine Garantie des Fortbestandes des marokkanischen Staatswesens erblicken. Gerade der Mangel des christlichen Elements dürfte, wenn die Regierung einmal den Entschluss fasst, sich die Fortschritte der europäischen Cultur anzueignen, die Civilisirung des Landes erleichtern und es vor denjenigen Gefahren bewahren, welche einerseits das Bestreben der nicht mohammedanischen Bevölkerungen nach Gleichstellung erzeugt, und andererseits der Umstand bietet, dass der Quran, als das Grundgesetz jedes islamitischen Staates, diese Gleichstellung unmöglich macht, solange die Landesregierung dem Islam treu bleibt.

Aber auf die Dauer wird sich doch Marokko dem christlichen Einfluss nicht entziehen können und die bisherige Abgeschlossenheit hat ein Ende. Schon ist auf der Conferenz in Madrid principiell zugestanden worden, dass Christen, und überhaupt Nichtmohammedaner, im Innern des Landes

wohnen und Grundbesitz erwerben dürfen, eine Concession, die vorläufig bei der Unsicherheit auf dem platten Lande und bei dem Mangel an Regierungsansehen in gewissen Gegenden nur einen akademischen Werth hat. Vom marokkanischen Standpunkt aus war das Abschliessungssystem begreiflich und nützlich, denn man hat all die Verlegenheiten vermieden, welche christliche Bewohner in andern mohammedanischen Staaten der Landesregierung gemacht haben und die nicht immer blos auf diplomatischem Wege erledigt wurden. Wenn doch innerhalb des marokkanischen Reiches einem Christen irgendein Unrecht zustösst und der betreffende Staat durch seinen Consul reclamiren lässt, so ist man am Hofe von Fâs stets bereit, die Angelegenheit durch Zahlung einer Summe Geldes zu erledigen. Man findet dies um so mehr für die bequemste Methode, als das Geld doch von der Provinz, in der der Fall vorgekommen ist, eingetrieben wird. Oft genug ist von christlicher Seite Misbrauch hierin getrieben worden, aber Marokko hat stets gezahlt, um nur allen Verwickelungen zu entgehen.

Wenn auch der Dialekt des Arabischen, welchen man den maghrebinischen (abendländischen) nennt, als Landessprache bezeichnet werden muss, so sprechen doch die von den Europäern Berber, hier im Lande Scheluh genannten Ureinwohner, die alten Mauritanier, neben dem Arabischen noch ihre eigene Sprache. Die Scheluh theilen sich wieder ein in zwei wenig voneinander verschiedene Stämme: die Amazirg und die eigentlichen Scheluh, von denen jene die höhern Theile der Gebirge bewohnen, vom Rif ab bis tief in den Süden hinein, und sich mehr mit Vieh- und Bienenzucht beschäftigen, während diese im Hügellande neben der Viehzucht auch etwas Ackerbau treiben. Ihre Idiome sind nur dialektisch verschieden und dürfen sehr wohl als Eine Sprache angesehen werden. Die ehemals sehr industriellen



Länder südlich vom Atlas, Sus und Tafilalet, sind fast ausschliesslich von Scheluh bewohnt.

Diese Berber, um mich der in Europa gebräuchlichen Bezeichnung zu bedienen, sind es, die seit den ältesten Zeiten den aufeinanderfolgenden Regierungen in ihren schwer zugänglichen Gebirgen, meist mit Erfolg, Widerstand geleistet haben. Auch jetzt sind namentlich die Amazirg fast unabhängig und zahlen nur dann in Form von Geschenken Steuern an den Sultan, wenn er oder seine Generale mit überlegener Heeresmacht in ihr Gebiet eindringen. Gefährlich würden sie nur dann dem bestehenden Staatswesen werden, wenn sie sich untereinander verbänden, um gemeinsam der Regierung die Spitze zu bieten. So weit gehen sie aber nicht. Ihr Zweck ist nur, möglichst wenig Abgaben an den Sultan zu leisten, dem sie als dem Stellvertreter des Propheten (Chalif) übrigens zugethan sind.

Was die äussere Erscheinung und den Charakter der Berber betrifft, so sind sowol der Amazirg als der Schelch (Singular von Scheluh) gross, kräftig, kriegerisch und freiheitliebend, aber auch wild und grausam. Man findet gar nicht so selten blonde und blau- oder grauäugige Berber, während der echte Berber, als der hamitischen Rasse angehörig, einen ausgeprägt orientalischen Typus hat. Besonders unter den Ruwafah, den Bewohnern des Rifgebirges, finden sich breite blonde Gesichter, und man hat wol nicht mit Unrecht angenommen, dass hier germanisches Blut seinen Einfluss geltend mache. Man weiss, dass die aus Spanien gekommenen Vandalen zum grössten Theil in Marokko geblieben und in der einheimischen maurischen Bevölkerung aufgegangen sind.

Die Berber sind natürlich Mohammedaner, aber ich habe gefunden, dass sie nicht gar so streng und fanatisch ihren Religionsübungen nachhängen wie die Araber. Schon das härtere, weniger regelmässige Leben der Berber in den Ge-

birgen muss dazu beitragen, dass die vorgeschriebenen Religionsübungen nicht so streng durchgeführt werden können als bei den verweichlichten Städtebewohnern. Wenn sie ihre Berge den christlichen Reisenden verschlossen halten, so geschieht dies weniger aus religiösem Fanatismus als aus Furcht, der Fremdling sei vom Sultan geschickt worden, um das Land auszukundschaften.

Die Berber bilden den Hauptbtstandtheil der Bevölkerung Marokkos. Der nördliche Zweig derselben reicht weit nach Osten durch Algerien bis Tunis, und das, was die Franzosen Kabylen nennen, sind Berber. Nicht mit Unrecht ist von neuern französischen Reisenden darauf aufmerksam gemacht worden, dass man diese Leute mehr an sich heranziehen und dieselben gegen die so oft revoltirenden Araber benutzen solle.

Als zweites Element unter der Bevölkerung Marokkos sind hervorzuheben die Nachkommen derjenigen Araber, welche sich seit ihrer Einwanderung aus dem Orient unvermischt erhalten haben und meistens als Ackerbauer und Nomaden auf dem Lande leben. Von dunklerer Farbe als der Berber, weniger kräftig gebaut als dieser, aber intelligenter und schlauer, wohnen diese Araber noch heute wie vor Jahrhunderten in ihren Zeltdörfern in den ebenen Theilen des Landes sowie auch jenseit des Atlasgebirges in den breiten Flussthälern am Nordrande der Wüste. Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung, daneben etwas Getreidebau, so viel als eben nöthig ist. Unter ihnen findet man alte, echt patriarchalische Gestalten, wie sie uns seit frühester Kindheit aus der Bibel bekannt sind, die mit ihrer zahlreichen Familie und den Sklaven ihre Heerden von Ort zu Ort treiben, je nachdem das Futter reichlich vorhanden ist. Eine gewisse Roheit haben sie gegenüber dem feinen Städtebewohner, dafür findet man bei ihnen auch noch Gastfreundschaft und ehrlichen Schutz.

Aus der Vermischung dieser beiden Hauptelemente der marokkanischen Bevölkerung sind als dritter Bestandtheil die von den Europäern Mauren genannten Städtebewohner entstanden. Eine besonders hervorragende Rolle unter diesen bilden die Nachkommen der aus Spanien vertriebenen Mohammedaner. Diese letztern, die sich oft noch der Ver-



Fig. 15. Hauscostüm einer maurischen Frau.

wandtschaft und Namensvetterschaft mit vornehmen christlichen Familien in Spanien rühmen können, liessen sich seinerzeit vorzugsweise an der Küste, in Tetuan, Sela, Rabat u. s. w. nieder und führten von diesen Orten aus, in der Form von Seeräuberei, den Kampf gegen die Christen fort, von denen sie aus Spanien vertrieben worden waren.

Der Maure, vorherrschend Städtebewohner, hat vom Ber-

ber die weisse Hautfarbe und vom Araber die höhere Intelligenz, die er jedoch als Kaufmann, Handwerker oder Beamter oft zum Nachtheil seines Nächsten verwendet.

Der städtebewohnende Maure mit seinem feinen, verweichlichten Wesen, der zierlichen Kleidung und dem ganzen glatten Benehmen des Orientalen wird von dem auf sein altes Gewand und seine rauhen Hände stolzen nomadisirenden Araber verächtlich angesehen. Die Mauren haben fast alle jenen Grad von Halbcultur, der charakteristisch ist für alle Bekenner des Islam in Nordafrika: er kann lesen und schreiben, weiss eine Anzahl Quransprüche auswendig, glaubt an die Alchymie und Astrologie seiner Gelehrten, verehrt einen Scherif (Abkömmling des Propheten) und sucht sich auf jede Weise Vermögen zu schaffen, sei es auf dem mehr reellen Wege des Handels oder sei es als Beamter des Sultans. Eine strenge Scheide zwischen den drei Gruppen, den Berbern, Arabern und Mauren, lässt sich übrigens schwer ziehen, da doch schon seit längerer Zeit Vermischungen zwischen denselben stattgefunden haben.

Mauren und Araber zusammengenommen dürften ebenso viel Bewohner geben als die Berber. Es kommen nun aber noch unter der marokkanischen Bevölkerung einige Elemente vor, die zwar der Zahl nach gering sind, aber trotzdem einen grossen Einfluss besitzen: es sind dies einmal die hispanischen Juden, dann die Negersklaven, und schliesslich muss man auch die freilich geringe christliche Bevölkerung erwähnen.

Die hispanischen Juden sind in Marokko allenthalben seit sehr langer Zeit verbreitet. Besonders häufig natürlich in den grossen Städten des Innern, wo sie eigene Quartiere bewohnen, und in den Küstenstädten, wo sie infolge der Anwesenheit von Consuln grössere Freiheiten geniessen. findet man aber auch in jeder Qasbah eine oder mehrere Judenfamilien, die gewissermassen das ausschliessliche Pri-

vilegium haben, dort zu wohnen und Handel zu treiben. Sobald der Gouverneur Geld braucht, beauftragt er „seine Juden" mit der Herbeischaffung desselben.

Es ist natürlich ebenso schwer, die Zahl der Juden in Marokko zu bestimmen wie die der Araber oder Berber, obgleich dieselben im Verhältniss zur ganzen Bevölkerung doch nur einen sehr geringen Bruchtheil ausmachen. Auch hierüber herrschen sehr verschiedene Ansichten. Bisher nahm man allgemein für Marokko 200000 Juden an. Rohlfs sucht nun in dem erwähnten Aufsatz: „Anzahl der Juden in Afrika", nachzuweisen, dass auch diese Zahl viel zu hoch sei. Und in diesem Falle möchte ich mich den Anschauungen von Rohlfs anschliessen. Er gibt folgende Liste der Juden in Marokko:



Arseila	100	Darbeida	100	Agadir	150
El-Araisch	1200	Azamur	500	Tarudant	4000
Fâs	10000	Marrakesch	6000	Udschda	1000
Miknâsa	5000	Saffi	300	Tetuan	4200
Tesa	800	El-Ksor	3000	Tanger	2500.
Rabat	5000	Mogador	1300		

Hierzu kommen nun aber die Juden im Atlasgebirge, im Wad Nun, Wad Draa, Tafilalet, sowie auf dem platten Lande im nördlichen Marokko. „Sehr hoch angenommen, schätze ich die jüdische Bevölkerung im Gebirge auf 2000. Ebenfalls sehr hoch gegriffen die in Wad Nun ansässigen Juden auf 5000. Eine gleiche Zahl möchte ich für Wad Draa in Anspruch nehmen. Im eigentlichen Tafilalet gibt es fünf von Israeliten bewohnte Ksors, nämlich Guirlan, Tabubekirt, Assergin, Ksor Dschedid, Rissnna und Dar-el-beida. Für Rissani notirte ich: 200 jüdische Häuser; bei Dar-el-beida: bedeutendes Judenquartier. Wir glauben daher, auf Tafilalet 6000 Juden rechnen zu dürfen, wozu im Norden von Ertib noch eine Mellah mit 1000 Seelen zu zählen ist." Rohlfs glaubt, dass die nach seiner Berechnung resultirende

Zahl 62800 noch immer viel zu hoch ist und dass wahrscheinlich die wirkliche Zahl höchstens 45000 betragen



Fig. 16. Marokkanische Jüdin im Prachtgewande.

dürfte. In der obigen Liste ist z. B. Tarudant viel zu hoch geschätzt, diese Stadt dürfte nicht viel über 1000 Juden haben; dagegen scheinen mir die andern Orte nicht sehr

überschätzt zu sein. Nur müssen noch die Juden auf dem platten Lande in den zahlreichen einzelnen Qasbahs mit berücksichtigt werden, sodass mir die Zahl 60000 für alle innerhalb des marokkanischen Reiches lebenden Juden nicht zu hoch gegriffen erscheint. Es darf auch nicht ausser Acht gelassen werden, dass sich die hispanischen Juden trotz ihrer gedrückten Lage doch, entsprechend den Worten der Bibel, wie der Sand am Meere vermehren; der Kinderreichthum einer marokkanischen Mellah muss jedem auffallen.

Während die Juden in den andern Theilen Nordafrikas fast ausschliesslich Handel treiben und nur in Aegypten von den Levantinern, Armeniern und Griechen überboten werden, sind sie in Marokko zum grossen Theil Handwerker. und zwar recht geschickte und natürlich sehr emsige und genügsame Arbeiter.

Trotz der relativ geringen Zahl der Juden ist ihr Einfluss auf den gesammten Handel, auf Industrie u. s. w. von grosser Bedeutung. Die Rücksichtslosigkeit bei ihren gewinnbringenden Handels- und Wuchergeschäften hat sie freilich sehr verhasst gemacht, aber ihr festes Zusammenhalten untereinander und die moralische Unterstützung, die sie seitens der Alliance israélite geniessen, lässt sie trotz aller Bedrückungen immer wieder in die Höhe kommen. und sie führen, in ihre engen, schmuzigen Quartiere eingepfercht, anscheinend ein glücklicheres Familienleben als die reichen und vornehmen Araber in ihren Palästen mit ihren Harems, Sklaven, Eunuchen u. s. w.

Auch die Zahl der Negersklaven nur annähernd zu schätzen ist schwer; ihre Zahl ist aber nicht ganz unbedeutend und dürfte die der Juden übertreffen. Die Sklaverei, übrigens nur ein Dienstverhältniss, ist natürlich allgemein in Marokko gebräuchlich, und jährlich kommen Karavanen aus den Bambaraländern im Sudan nach Marokko. Es sind meist Araber und Mauren aus der Gegend

von Marrakesch, die jahrelange Reisen nach Süden unternehmen, um Sklaven einzutauschen gegen Waaren und Salz. Man findet auf den grossen Wochenmärkten im Innern Marokkos, auch noch hin und wieder in den Küstenstädten,



Fig. 17. Negersklavin aus Marokko.

Sklaven, Männer, Weiber und Kinder, zum Verkauf ausgeboten; von einer schlechten Behandlung hört und sieht man nie etwas, und der Verkauf ist ein einfaches Lösen des bisherigen Dienstverhältnisses, ein Uebertreten zu einem andern Dienstherrn.

Schlimmer ist die Unsitte der Grossen des Reiches, sich verschnittene Negerbuben zu halten, wozu gewöhnlich die Kinder ihrer Sklaven genommen werden. Es ist diese Neigung so allgemein verbreitet, dass sich niemand darüber aufhält und dass der Europäer nur erstaunen muss über die Offenheit, mit der über diese Angelegenheit gesprochen und verhandelt wird.

Die Negersklaven haben natürlich alle den Islam angenommen und sind demnach als Unterthanen des Sultans zu betrachten, was Christen und Juden nicht sind. Bei den öffentlichen religiösen Umzügen in Marokko, die sich durch ihre entsetzenerregende Roheit und Wildheit auszeichnen, spielen Neger und Negerinnen eine Hauptrolle; die bessern Elemente unter den so feinen und eleganten Mauren geben sich dazu nicht her.

Die christliche Bevölkerung endlich, deren Zahl sehr gering ist und nur einige Tausende betragen dürfte, ist jetzt fast ausschliesslich auf die Küstenstädte angewiesen. Vorherrschend sind Spanier, besonders zahlreich in Tanger und Tetuan, dann Portugiesen; diese beiden haben meist den Kleinhandel in ihrer Hand, besonders Gastwirthschaften. Engländer, Franzosen, Deutsche u. s. w. sind nur als Kaufleute in den Küstenstädten wohnhaft; einige Renegaten finden sich immer in der marokkanischen Armee. Bemerkenswerth ist noch, dass ein grosser Theil der in Tetuan lebenden Spanier sich mit Korkschneiderei befasst und das Fabrikat über die Grenze schmuggeln muss; denn der Export ist auch hierfür verboten.

Im Innern des Landes leben für gewöhnlich keine Europäer, sondern sie besuchen nur des Handels wegen die grössern Städte, selbst das Consularcorps lebt bekanntlich in Tanger, weit weg von der Residenz des Sultans, und ein specieller marokkanischer Minister vermittelt den Verkehr.

Aus diesen sechs Elementen — Berber, Araber, Mauren,

Negersklaven, Juden und Christen — setzt sich die heutige Bevölkerung Marokkos zusammen; wie bemerkt, liegen absolut keine Daten für eine Bestimmung der Zahl der Einwohner vor, alles beruht auf Schätzungen der Reisenden; mir haben meine Touren durch Marokko den Eindruck gemacht, als wäre die Zahl von 8 Millionen für dieses sehr ausgedehnte Reich nicht zu hoch gegriffen.

STAATSWESEN VON MAROKKO.

Dynastie. — An der Spitze des Staates steht, als Stellvertreter (Chalif) des Propheten, mit absoluter Machtvollkommenheit, die nur in geringem Grade durch die Schera', das im Quran gegebene Gesetz, gemildert wird, der Sultan aus dem Hause der Scherife (Schurafa) von Tafilalet. Die Dynastie wird daher auch, wie schon erwähnt, „Filali", oder auch „Hassani" genannt, weil sie angeblich von Hassan, dem Sohn Ali's, des Neffen und Schwiegersohnes des Propheten, abstammt.

Der Gründer dieser Dynastie war Muley (Maula) Ali, gewöhnlich schlechthin Muley Scherif genannt, der um das Jahr 1620 mit maghrebinischen Pilgern aus Jambo im Hedschaz nach Tafilalet kam und dort von den Einwohnern ohne Kampf als Fürst des Landes anerkannt wurde.

Sein Sohn Muley Reschid, ein Mulatte, eroberte nach vielen Abenteuern und Kämpfen Marokko im Jahre 1668. Ihm folgte sein Bruder, Muley Ismaïl, berüchtigt durch seine Grausamkeit, und gab dem Lande seine heutigen Grenzen und eine Macht, wie sie nach der Vertreibung der Araber aus Spanien die Nachfolger der Chalifen von Cordova nicht besessen hatten.

Seitdem ist das Reich, dessen Beherrschern zur Zeit ihrer Macht die europäischen Souveräne in den Verträgen den Titel eines Kaisers von Fâs und Marokko u. s. w. gaben, durch Thronstreitigkeiten, Bürgerkriege und geflissentliche

Absonderung von dem Weltverkehr auf eine Stufe der Barbarei und Ohnmacht herabgesunken, welche mit seinen natürlichen Hülfsquellen und seiner Lage in Widerspruch steht. Das Land ist keineswegs arm oder erschöpft, sondern besitzt im Gegentheil die Vorbedingungen eines blühenden Staatswesens; es ist reich an Menschen, Thieren und Bodenerzeugnissen über und unter der Erde; Reste einer einst bedeutenden Industrie und vom Bergbau sind noch vorhanden; es erfreut sich nach wie vor desselben glücklichen Klimas und ist seit der Erfindung der Dampfschifffahrt, bei seiner ohnehin für den Verkehr mit den civilisirtesten Ländern der Erde günstigen Lage, denselben nur noch näher gerückt. Aber alle diese Vortheile sind unbenutzt geblieben, weil die Beherrscher von Marokko seit länger als einem Jahrhundert ihr Volk von dem Verkehr mit der Aussenwelt abgeschlossen haben und selbst von den Fortschritten der neuern Zeit unberührt blieben.

Die Regierung ist im vollen Sinne des Wortes patriarchalisch. Der Sultan, als Chalif, ist gleichzeitig Haupt der religiösen wie der staatlichen Gemeinde. Sein Wille allein gilt, neben dem Gesetz des Quran, der wol in keinem islamitischen Staatswesen in so vollem Masse Staatsgrundgesetz geblieben ist wie in diesem Lande. Die Chalifate von Damascus, Bagdad, Kairo und Cordova trieben jedoch trotz der beengenden Schranken des Qurans die schönsten Blüten des Geistes in Kunst, Wissenschaft und Literatur, und waren wohlgeordnete Staaten, in jeder Beziehung die ersten und mächtigsten ihres Zeitalters, während gegenwärtig in Marokko mit dem in Formenwesen und Aberglauben versunkenen Islam auch der Staat in Unbeweglichkeit und Ohnmacht erstarrt ist.

Der jetzt regierende Sultan Muley Hassan bestieg infolge einer letztwilligen Bestimmung seines Vaters und Vorgängers den Thron, obgleich dieser, nach dem Erbfolgerecht

des Quran, seinem Oheim, Muley el-Abbas, als dem ältesten Gliede der Familie zustand. Muley Abbas resignirte jedoch freiwillig und steht auch jetzt noch seinem Neffen mit Rath und That bei.

Sultan Hassan ist gegenwärtig einige vierzig Jahre alt, körperlich wohlgebildet, wenn auch infolge des Negerbluts, welches seine Vorfahren in die Familie gebracht haben, von dunkler Hautfarbe. Er hat nur diejenige, vorzugsweise theologische Bildung genossen, welche den Söhnen der Scherife in diesem Lande gegeben zu werden pflegt. Europäische Wissenschaft und Kunst sind ihm ebenso fremd geblieben wie die Kenntniss europäischer Verhältnisse überhaupt. Nichtsdestoweniger soll er geneigt sein, die Verwaltung seines Landes nach europäischem Muster zu verbessern und in nähern Verkehr mit Europa zu treten. Für diese Absicht spricht auch, dass Sultan Hassan junge Leute vorbereiten lässt, um sie später in Europa für den marokkanischen Staatsdienst ausbilden zu lassen. Es mag sein, dass der Sultan manchmal den Wunsch gehabt haben mag, sein Land etwas zu heben und die Verhältnisse der Bevölkerung durch Einführung abendländischer Institutionen zu verbessern, aber vom Wunsch bis zur Ausführung ist ein grosser Schritt. Die reactionäre fanatische Partei ist im Lande und am Hofe viel zu mächtig und würde, wenn auch nur durch passiven Widerstand, allen derartigen revolutionären Unternehmungen von vornherein die Spitze abbrechen. Wenn auch der Sultan ein vollständiger Autokrat ist, so ist er doch nicht im Stande, etwas gegen den Willen der Geistlichkeit und seiner Beamten zu thun, selbst wenn er energischer und selbständiger wäre, als es der gegenwärtige Herrscher ist. Ein mit den europäischen Verhältnissen vertrauter, streng und rücksichtslos auftretender Sultan könnte sich grosse Verdienste um das Land erwerben, aber er würde kaum lange am Leben bleiben.

Muley Hassan soll nur eine legitime Gattin haben, die Tochter seines schon erwähnten Oheims Muley el-Abbas, des Bruders seines verstorbenen Vaters, Sultan Muhamed.

Für Europäer ist der Sultan schwer sichtbar, und nur die fast jedes Jahr Marokko überflutenden Gesandtschaftsreisen haben das Glück, den Herrscher für ein paar Minuten zu Pferde sitzend zu sehen, deshalb sind auch die Schilderungen von dessen Person und Charakter sehr widersprechend.

Edmondo de Amicis, welcher die italienische Gesandtschaftsreise begleitete, hat von der Tour durch Marokko in sehr ansprechender Form eine Schilderung des Landes und Volkes gegeben. Von dem Sultan sagt er anlässlich der öffentlichen feierlichen Audienz des italienischen Ministers: „Während der Sultan stillhält, ruft der Ceremonienmeister: «Der Gesandte von Italien», und der Aufgerufene nähert sich mit seinem Dolmetsch bis dicht an die linke Seite der Majestät. Diese macht nichts weniger als den Eindruck von einem Wilden, einem blutdürstigen Tyrannen. Von zarter Gestalt, feinen Gesichtszügen, mit grossen freundlichen Augen und feingeschnittener Nase, einen dünnen Bart als Umrahmung des leichtgebräunten Gesichts, gleicht der Sultan einem hübschen, sympathischen Jüngling, wie sich ihn die Phantasie einer Odaliske nicht günstiger ausmalen könnte.“

Der Chronist der deutschen Gesandtschaft in Marokko dagegen schreibt: „Das gelbbraune, von kurzem schwarzem Bart und sogar von einigen verschont gebliebenen krausen Haaren an den Schläfen eingefasste Gesicht des Sultans entbehrt nicht der Formenschönheit und Grösse. Aber ein tiefschmerzlicher, leidender Ausdruck weicht keinen Moment von der Stirn, den leise an der Nasenwurzel hinaufgezogenen Brauen, den tiefeingesunkenen grossen dunkeln Augen, deren glänzendes Weiss etwas von dem gelblichen

Anhauch zeigt, der auf beginnende Leberkrankheit deutet.“

Gerüchte von einem schweren Leiden des Sultans hörte ich allerdings auch, und es wurden die abenteuerlichsten Sachen erzählt. Indess darf man das alles nur mit der äussersten Vorsicht aufnehmen; solche Gerüchte sind vermuthlich absichtlich zu einem bestimmten Zwecke ausgestreut, den der Europäer nicht erkennt; die Intriguen an einem mohammedanischen Hofe spielen ja bekanntlich eine grosse Rolle, und das Gewirr der Fäden, welche daselbst zusammenlaufen, ist für die Hand eines Profanen unentwirrbar.

Geschäftsführung. — Minister im eigentlichen Sinne des Wortes oder gar ein Ministerium hat der Sultan von Marokko nicht.

Die Geschäfte, welche in civilisirten Staaten von höhern Beamten, welche das Vertrauen ihres Souveräns geniessen, selbständig und unter eigener Verantwortung besorgt werden, führt in Marokko der Sultan, wenigstens scheinbar, selbst aus und wird daher für jeden Act seiner Regierung für verantwortlich gehalten. Thatsächlich bedient er sich jedoch bei der Erledigung seiner amtlichen Obliegenheiten eines oder mehrerer der Würdenträger seines Reiches. Unter diesen letztern hat der erst am 6. Januar 1879 verstorbene „Premierminister“ Sidi Musa ben-Achmed viele Decennien hindurch eine ausserordentlich wichtige Rolle gespielt. Schon unter den Regierungen des Grossvaters und Vaters des jetzigen Sultans war dieser Mann die Seele der Verwaltung, der einzige Leiter der innern und äussern Politik. Er war ein Neger, und ohne dass er selbst weder lesen noch schreiben konnte (wie alle höhern Beamten in Marokko), war er doch derart über alles informirt, dass ohne sein Wissen und seinen Willen nichts in dem ganzen weiten Reiche geschehen konnte. In jeder Stadt, in jeder Qasbah

hatte er seine Vertrauten, die ihm alle Vorgänge berichteten, alle Anstellungen gingen von ihm aus und der etwas gleichgültige und wenig energische Sultan Muley Hassan war vollständig in seinen Händen. Er war während seiner langen Regierungsdauer das Haupt und die Seele aller reactionären, d. h. fremdenfeindlichen Bestrebungen in Marokko; er war natürlich zu schlau, um seinen Hass und seinen Widerwillen gegen alles Abendländische offen merken zu lassen, aber sein ganzes Bestreben ging doch dahin, die Abgeschlossenheit Marokkos möglichst aufrecht zu halten.

Sidi Musa führte den Titel Hadschib el-Mazâm, Wächter des Erhabensten. Ihm war das Siegel des Sultans anvertraut und alle eingehenden und ausgehenden Briefe gingen durch seine Hände. Er liess die eingegangenen Schriftstücke öffnen, um sie dem Sultan vorzulegen, und unter seiner Leitung erledigten nur vier Secretäre die ausgehenden Sachen. Zu seinen Obliegenheiten gehörte auch die Vorstellung aller Fremden, und bei den Audienzen war er stets gegenwärtig.

In Nachahmung türkischer Verhältnisse und Formen wurde Sidi Musa ben-Achmed von vielen in Anrede und Schrift „Vezier“ genannt; jedoch mit Unrecht, da der Sultan weder ihm noch andern seiner Beamten die türkischen Titel „Vezier“ und „Pascha“ verliehen hat, ebenso wenig, als sie jemals von seinen Vorfahren verliehen worden sind.

Der Tod dieses einflussreichen Mannes kann im Interesse Marokkos wol kaum beklagt werden. Die Marokkaner verloren in ihm einen herrschsüchtigen, vor keinem Mittel zurückschreckenden Despoten, der das Land, freilich für den Sultan, nach allen Richtungen hin aussaugte; die Gouverneure und Verwaltungsbeamten einen mistrauischen und intriguanten Chef, von dem sie jederzeit auf die unbedeutendste Aussage eines seiner Spione hin ihrer Stellung entsetzt, eingekerkert oder selbst getödtet werden konnten;

die Vertreter europäischer Mächte verloren in ihm einen ebenso schlauen und gewandten wie perfiden Gegner, dessen diplomatische Ränke und Kunstgriffe manchem unter ihnen schwere Stunden bereitet haben. So einflussreich Musa's Stellung auch für Marokko Decennien hindurch gewesen ist, so wenig hat sie dem Lande zum Vortheil gereicht. Sultan Hassan ernannte nach Musa's Tode den schon mehrfach erwähnten Bruder des verstorbenen Sultans, Muley el-Abbas, zu seinem ersten Rathgeber.

Die Manifeste, Befehle, Briefe und Erlasse jeder Art der Landesregierung zu Fâs sind stets im Namen des Sultans abgefasst und erscheinen in der Form, dass das mit seinem Namen versehene Staatssiegel dem Schriftstücke an der Stelle vorgedruckt wird, wo sich bei den türkischen Fermanen und Hats der Namenszug des regierenden Padischah (die Tora) befindet.

Der Souverän unterzeichnet niemals ein amtliches Schriftstück, welcher Natur es auch sei, während übrigens, im amtlichen wie im Privatverkehr, im Gegensatz zu der im Orient herrschenden Gewohnheit, wo man nur siegelt, die Unterschrift des Briefstellers, resp. des Beamten gegeben und anerkannt wird. So führen z. B. die Kadi (Richter) kein Amtssiegel, sondern beglaubigen durch ihre Unterschrift.

Staatsgrundgesetz. — Das Grundgesetz des marokkanischen Staats ist der Quran. Wo die in demselben enthaltene Gesetzgebung (die Schera') nicht ausreicht, gilt der Wille des Sultans als Gesetz. Die Regenten von Marokko haben sich oft über den Quran hinweggesetzt und Entscheidungen gegeben, die dem Rechte des Quran geradezu widersprechen; aber ein bürgerliches, nicht islamitisches Recht, wie der in der Türkei neben der Schera' bestehende und ihm oft widersprechende Kanûn, ist selbst in den ersten Anfängen in diesem Lande nicht vorhanden.

Beispielsweise sind Zinsen vom Kapital in Marokko noch immer, ganz dem Quran entsprechend, ungesetzlich und werden vom Kadi dem Gläubiger nie zugesprochen; und ebenso hat, dem Zeugnisse eines Mohammedaners gegenüber, das der Christen und Juden keine Gültigkeit, soviel ihrer auch Zeugniss ablegen mögen.

Die strenge Einhaltung dieses Regierungssystems ängstlich bewacht zu haben war Sidi Musa's Verdienst; ein Land aber, welches, angewiesen durch seine natürliche Lage auf den Verkehr mit den Europäern, in dieser Weise regiert und verwaltet wird, muss natürlich in jeder Beziehung zurückgehen.

Gerichtsbarkeit. — Die Gerichtsbarkeit wird in Marokko in Uebereinstimmung mit dem Quran von dem Kadi der Städte und Districte (Amalâh) ausgeübt. Da jedoch, wie schon gesagt, die quranitische Gesetzgebung dem Handel und Verkehr nachtheilig ist, und insbesondere die Tribunale der Kadi die nichtmohammedanische Partei der mohammedanischen nicht gleichstellen können, so haben die christlichen Regierungen sich genöthigt gesehen, in ihren Verträgen mit Marokko ihren Consuln die Befugniss zu sichern, nicht allein dann, wenn beide Parteien Fremde sind, sondern auch in dem Falle, dass der Kläger gegen ihren Nationalen ein Maure ist, rechtsgültig entscheiden zu dürfen; im letztgenannten Falle ist daher der Maure der europäischen Gerichtsbarkeit und fremden ihm völlig unbekannten Gesetzen unterworfen. Der Fremde als Kläger dagegen hat zwar sein Recht vor dem Kadi zu suchen. aber die Verträge sichern ihm den Vortheil, von seiner Entscheidung an den Sultan selbst, resp. an dessen Stellvertreter, also an nichtrichterliche, sondern lediglich an administrative Behörden, die an die Bestimmungen des Quran nicht gebunden sind, appelliren zu dürfen.

Thatsächlich kommt diese Stipulation in den Verträgen

darauf hinaus, dass gewissenlose Consuln solcher Nationen, deren Gesetzgebung die consularische Gerichtsbarkeit noch nicht geordnet hat, dem Eingeborenen zu Gunsten ihres Schutzgenossen Unrecht thun, und andererseits, dass der Sultan, im Falle eine Rechtssache vor ihn gebracht wird, ohne Untersuchung und ohne ein förmliches Erkenntniss in seiner autokratischen Machtvollkommenheit durch einen Amr-el-Scherif (Cabinetsordre) diejenige Entscheidung trifft, welche er für gerecht hält, oder die er, dem Drängen des betreffenden Gesandten nachgebend, anzunehmen sich veranlasst sieht.

Dass bei zunehmendem Verkehr mit dem Auslande eine Rechtspflege dieser Art ungenügend ist und in der Praxis zu grossen Uebelständen führt, lehren die Erfahrungen, welche in andern Ländern gemacht worden sind.

In neuester Zeit scheint jedoch wenigstens theilweise an die Stelle der Gerichtsbarkeit der Consuln einer- und der Kadi andererseits — man muss sagen zum Vortheil der Parteien, welcher Nationalität sie immer sein mögen — die Entscheidung durch von den Parteien, resp. von den fremden Vertretern und den Landesbehörden erwählte Schiedsrichter, insbesondere in den Streitigkeiten über Handelssachen, treten zu wollen; obgleich in den internationalen Verträgen das Schiedsgericht bisher keine Stelle gefunden hat.

Der Kadi übt demnach die ihm nach dem Quran zustehende Gerichtsbarkeit nur dann noch unbeschränkt aus, wenn beide Parteien Landesangehörige sind, leider aber in diesem Lande mit denselben ungünstigen Resultaten wie in den übrigen bekannten mohammedanischen Staaten. Vornehmlich sind es zwei Umstände, welche die mohammedanische Rechtspflege corrumpirt haben, erstens, dass der Kadi keinen Gehalt und keine Gebühren empfängt und daher auf die Geschenke der Parteien angewiesen ist, und

nächstdem, dass nach dem Quran eine Thatsache nur dann als erwiesen erachtet werden darf, wenn sie von zwei Zeugen bestätigt ist. Bestechlichkeit der Richter und erkauftes falsches Zeugniss sind die beiden Wunden, an denen die Rechtspflege in den dem Islam unterworfenen Ländern unheilbar krankt. Hier wie anderwärts machen Personen ein förmliches Gewerbe daraus, falsches Zeugniss vor dem Kadi abzulegen.

Es ist daher nicht zu verwundern, dass niemand sich seines Habes und Gutes recht sicher fühlt und dass auch die Landeseingeborenen, wenn es ihnen irgend möglich ist, den Schutz der europäischen Consuln zu erwerben suchen, was auch wieder zu Unzukömmlichkeiten führt, da diese nur ausnahmsweise von ihren Regierungen besoldet werden.

Der oberste Richter im Lande ist der Kadi von Fâs (Kadi el-Dschemmah). Vor einigen Jahren wurde diese Würde von einem Verwandten Sr. Scherifischen Majestät, dem Scherif Mohammed el-Filali, bekleidet.

Der Kadi el-Dschemmah wird vom Sultan ernannt und bestellt selbständig für die zur Zeit 44 Bezirke (Amalât) des Landes je einen Kadi el-Amalâh, der seinerseits das Recht hat, ebenfalls ohne Intervention seines Vorgesetzten und der Verwaltungsbehörden die Richter der verschiedenen oft zahlreichen Stämme (Kabilât), welche innerhalb des Bezirkes leben, mit Kadi (Kadi el-Kabilâh) zu versehen.

Die Appellation von der Entscheidung des Districtsrichters an den Oberrichter in Fâs ist nicht allein zulässig, sondern häufig übergehen die Parteien sogar die erste Instanz und bringen ihre Klagen direct vor den Richterstuhl des Kadi el-Dschemmah.

In Criminalsachen darf der Kadi zwar auf Todesstrafe erkennen, doch ist die Bestätigung des Urtheils und der Befehl der Ausführung dem Oberhaupte des Staates vor-

behalten. Im allgemeinen wird selten ein Todesurtheil gefällt, weil der Quran für Mord oder Todtschlag Sühnen in Geld und Geldeswerth feststellt. Die Kadi erkennen demgemäss meistens auf Blutgeld und nächstdem, bei geringern Vergehen, auf Bastonnade, wenn nur vermieden wird, dass letztere tödliche Folgen nach sich zieht.

Dagegen verhängt der Souverän häufig und, wenigstens in frühern Zeiten, die grausamsten Todesstrafen ohne jedes richterliche Verfahren. Seit der Regierung des Grossvaters des jetzigen Sultans geschieht dies seltener; doch sind noch immer die Züge des Landesherrn durch sein Reich von Executionen solcher Häuptlinge begleitet, die sich nicht gutwillig unterwerfen und die Zahlung der oft seit Jahren rückständigen Steuern verweigern.

Unter diesen Umständen haben die Kadi besonders Streitigkeiten über Grundeigenthum und Ehesachen zu entscheiden, worüber die Gesetzgebung des Quran am ausführlichsten handelt. Mit Handelssachen werden sie weniger behelligt, da die Mauren sich mehr und mehr daran gewöhnen, ihre Differenzen dieser Art unter sich, gleich denjenigen mit den fremden Kaufleuten, durch freiwilliges Schiedsgericht zum Austrage bringen zu lassen.

Die freiwillige Gerichtsbarkeit wird zum grössten Theil von den Adul (Notaren) ausgeübt, obgleich auch der Kadi zur Aufnahme notarieller Acte befugt ist. Diese Institution der Adule ist, soviel mir bekannt, in den übrigen mohammedanischen Staaten nicht vorhanden oder ausser Gebrauch gekommen. Die von ihnen aufgenommenen Acte werden zuweilen dem Kadi zur Legalisation vorgelegt. Da nämlich die Adule keine Register führen, die Unterschrift zweier derselben einem Acte gesetzliche Gültigkeit verleiht und die Parteien nicht mit unterzeichnen, so kommen unter Mitwirkung von Adulen viele Fälschungen vor, denen die Par-

teien durch die Legalisation ihrer Contracte und Obligationen seitens des Kadi vorzubeugen suchen.

Man wird bei dieser kurzen Darlegung der Principien des marokkanischen Rechtsverfahrens begreifen, dass der Willkür der Obern und der Bestechlichkeit der Untern Thür und Thor geöffnet ist. In der That beklagt sich das Volk bitter über die Rechtszustände, insbesondere auch über den Misbrauch, den hispanische Juden, welche sich unter die Protection irgendeines Staates stellen lassen, treiben. Ein grosser Theil der Bevölkerung ist diesen verschuldet und es kommt häufig zu den aufregendsten Scenen. Die Juden verlieren häufig die den höhern Beamten vorgestreckten Summen und suchen sich schadlos zu halten, indem sie den armen Landmann oder Handwerker unter Zuhülfenahme eines bestechlichen Richters unbarmherzig durch unerhörte Wucherzinsen zu Grunde richten.

Einer der dunkelsten Punkte aber in der marokkanischen Justiz ist das Gefängnisswesen. Im allgemeinen kümmert sich der Staat um den eingesperrten Verbrecher gar nicht; er glaubt genug gethan zu haben, wenn er den Thäter vom Verkehr mit der Aussenwelt abschliesst; wie derselbe im Gefängniss sein Leben fristet, dafür hat er selbst zu sorgen. Die Gefangenen werden überall in Marokko in wahrhaft abscheuliche Löcher gesteckt, die nie gereinigt werden und in denen die Leute auf die elendeste Weise zu Grunde gehen müssen. Fast allein auf Almosen und den kärglichen Verdienst durch Korbflechten angewiesen, müssen dieselben froh sein, wenn sie täglich ein Stück Brot sich erwerben können. Es ist daher eine in Marokko sehr verbreitete Sitte, wenn man sich bewogen fühlt, Almosen zu geben, für die Gefangenen Brot zu kaufen. Fromme Gläubige erlegen jeden Freitag eine kleine Summe für die Gefangenen, und selbst hierbei mag

es oft genug vorkommen, dass habgierige Kerkermeister die Aermsten um ihre kärgliche Nahrung noch betrügen.

Männer und Weiber sind in den Gefängnissen getrennt; die Lage dieser letztern ist das Traurigste, was man sich denken kann, und eine lange Gefängnisshaft ertragen die wenigsten. Krankheiten, durch schlechte Nahrung, schlechte Luft, Schmuz und Unreinlichkeit aller Art und Ungeziefer erzeugt, raffen die Gefangenen hinweg. In dieser Brutalität gegen die Gefangenen, von denen nicht immer alle gemeine Verbrecher sind, zeigt sich der barbarische Standpunkt, auf welchem Marokko noch steht, am schärfsten. So grausame Strafen, wie sie früher sehr häufig waren, wie Abschlagen der Hände, Blenden und andere Verstümmelungen, sind zwar jetzt selten, aber das Einsperren von Verurtheilten in Löchern, wo sie einem langsamen, qualvollen Tode entgegengehen, ist endlich auch nicht viel besser.

Die Prügelstrafe spielt in Marokko eine grosse Rolle und sind derselben alle unterworfen, vom höchsten Beamten bis zum niedrigsten Bettler, während die Todesstrafe gewöhnlich nur bei politischen Verbrechern vollzogen wird.

Verwaltung des Landes. — Zum Zweck der Verwaltung ist das Land Marokko in Amalât (Bezirke) von sehr verschiedener Grösse eingetheilt; auch ihre Zahl wechselt je nach dem Bedürfniss der Verwaltung und den Verfügungen des Sultans.

Gegenwärtig sind 44 Amalât vorhanden, von denen 35 auf Fâs und Marokko im Nordwesten des Atlas, und 9 auf Wad Sus, Wad Draa und Tafilalet im Südosten kommen. Die letztern sind sehr gross, weil im südlichen Theile des Landes die Regierung schwächer ist als im Norden. Innerhalb der Amalâh, wenn dieselbe nicht etwa nur aus Einer Stadt oder einem sehr kleinen Gebiete besteht, befindet

sich in der Regel eine Anzahl mehr oder weniger unabhängiger Stämme (Kabilât), theils arabischer, theils berberischer Abstammung vor. Die arabischen Tribus leben meist unter Zelten, in Duars (Zeltdörfern), die Berbern häufiger in Hütten, die sie aus Lehm erbauen und mit Stroh bedachen. Die Hütten der Berber begründen aber keineswegs einen festen Wohnsitz; auch sie wechseln den Ort, indem sie ihre Lehmhütten verlassen und auf einem andern Platz wieder neue aufrichten, wo sie reichlichere Weide für ihre Heerden finden. Denn Viehzüchter sind sie ebensowol wie die arabischen Beduinen, wenn sie auch hier und da etwas Getreide für ihren eigenen Bedarf säen und Gemüse anbauen.

An der Spitze der Amalâh steht der vom Sultan ernannte Amil oder Kaïd, der gewöhnlich in einem von Stein erbauten Hause wohnt, selbst wenn alle seine Administrirten nomadisiren. Herrscht in der Amalâh ein Stamm in dem Grade vor, dass ein fremder, von der Regierung bestellter Kaïd sich nicht würde halten können, so ernennt der Sultan wol den Scheich des Stammes zu seinem Amil, um wenigstens äusserlich den Schein seiner Autorität zu retten. Oft ist eine Kabilâh auch so stark, dass die Regierung es vortheilhaft findet, ihr Gebiet zu theilen. So sind in der Kabilâh der Schauwyah, einer Tribus arabischer Abstammung, welche den fruchtbaren Landstrich zwischen den Flüssen Umm-er-Rebiâh und Aburegreg innehat, zwar unter Zelten wohnt, aber doch auch Ackerbau treibt und 1500 Bewaffnete, meistens zu Pferde, stellen kann, allein 12 Amalât vorhanden, an deren Spitze als Amile die Scheichs der betreffenden Unterabtheilungen des Stammes stehen. Die sehr grosse Kabilâh der Beni Hessem, die nördlich von den grossen Korkeichenwäldern der Mamorahügel wohnen, hatten früher nur Einen Amil. Häufige Aufstände gegen die Autorität des Sultans,

Räubereien gegen Reisende und Karavanen, ja selbst eine zeitweilige Verbindung dieser Araber-Kabilâh mit den südlicher wohnenden Scheluh'-Kabylât zum gemeinsamen Vorgehen gegen die Truppen des Sultans veranlassten diesen, den ganzen Stamm in 16 Amalât zu theilen und ihnen ebenso viele Kaïds zu geben. Auf diese Weise kann natürlich die Regierung die widerspenstigen Elemente leichter zähmen und die Tribus durch eine intensivere Steuerbelastung und Aussaugung seitens der zahlreichen Kaïds in Unterwürfigkeit erhalten.

Der Amil ist das Organ des Sultans in dem Amalât; er verwaltet die Polizei, besorgt, mitunter in Gemeinschaft mit Beamten einer andern Kategorie, von denen sogleich die Rede sein soll, die finanziellen Angelegenheiten, commandirt im Frieden die bewaffnete Macht des Bezirks (die Machazniyah) und ruft im Falle des Krieges die gesammte waffenfähige Mannschaft zusammen, um sie dem Sultan zuzuführen. In seinen amtlichen Functionen wird er von einem Stellvertreter (Chalifa) unterstützt, der in den grössern und wichtigern Bezirken vom Sultan, gewöhnlich jedoch von dem Amil selbst ernannt wird.

Neben den Amilen oder Kaïds finden sich in allen denjenigen Bezirken, in welchen der Sultan Privateigenthum besitzt, besondere von letzterm bestellte Aufseher (Umana, im Singular Amîn).

Dieses Privateigenthum des Sultans besteht entweder in Heerden von Pferden, Kamelen, Rindern, Schafen und Ziegen, oder in Grundbesitz, auf welchem für Rechnung des Sultans der Boden bestellt wird, oder endlich in Mühlen und in Häusern und Magazinen in den Städten.

Da bis vor kurzem von seiten der Regierung streng an dem Princip festgehalten wurde, die Fremden keinen Grundbesitz erwerben zu lassen, so gehören die von den europäischen Consuln und Kaufleuten in den Hafen-

städten benutzten Wohnungen und Magazine meistens dem Sultan.

Wenn ein fremder Kaufmann sich niederlassen will, so stellt das betreffende Consulat bei der Regierung den Antrag, für ihn Haus und Magazine bauen zu lassen. Die Umana führen dann den Bau unter Mitaufsicht des Consuls oder Kaufmanns aus; letzterer zahlt als Miethe 6 Procent der Baukosten und hat das Recht, die ihm überwiesenen Baulichkeiten, ohne Erhöhung der Miethe, so lange zu benutzen, als ihm beliebt. Der Preis ist im Vergleich zu den Miethpreisen der Häuser, welche der Europäer etwa vom Eingeborenen miethen könnte, niedrig und wird in bestimmten Raten an den Amin abgeführt.

Der Amin hat die Domänen des Sultans zu verwalten, die Erträge einzunehmen, die nöthigen Ausgaben zu leisten und den Ueberschuss der Einnahmen dem Amil des Bezirks zur Abführung an den Sultan zu übergeben.

In den Hafenstädten verwalten die Chefs der Zollämter, welche ebenfalls Umana genannt werden, zugleich auch das Privateigenthum des Sultans. Die Erträge der Douanen fliessen, beiläufig gesagt, gegenwärtig weder in eine Staatskasse, noch in die Privatkasse des Sultans, sondern dienen zum grossen Theile zur Tilgung der Kriegsschuld an Spanien.

Die Umana nehmen ausserdem theil an der Verwaltung der Kasse der Amalâh, welche mit zwei Schlössern versehen ist, zu deren einem der Amil und zum andern der Amin des Bezirks den Schlüssel führt.

Wenn daher einerseits die Umana den Vorstehern der Bezirke, den Amilen oder Kaïds, untergeordnet zu sein scheinen, insofern, als sie die Erträge der Douanen des Sultans an sie abführen, so stehen sie ihnen andererseits gleichberechtigt zur Seite, da der Amil ohne Zustimmung und Mitwirkung des Amin kein Geld aus der Kasse nehmen kann.

Im Innern des Landes, in denjenigen Bezirken, in welchen der Sultan kein Privateigenthum besitzt, ist der Amil der Controle des Amin enthoben und verwaltet die ihm anvertraute Kasse selbständig.

Weder der Amil noch sein Chalifa sind besoldet. Wenigstens sind die Entschädigungen, welche einige von ihnen, z. B. zur Unterhaltung ihrer Pferde u. dgl. erhalten, so gering, dass sie als Gehalt nicht bezeichnet werden können. Die höchste Remuneration, welche sie erhalten, beläuft sich nur auf 40 spanische Duros = 200 Francs monatlich; die grosse Mehrzahl empfängt keine Art von Remuneration, sodass, wenn diese Beamten nicht vermögend sind, sie nicht umhin können, sich die zu ihrer Existenz erforderlichen Mittel auf unrechtmässige Weise zu beschaffen. Es ist daher auch kein Geheimniss, dass die amtliche Einwirkung der Amile und ihrer Chalifa stets durch Geschenke erkauft werden muss, und dass derjenige. der am meisten gibt, in der Regel vor dem Amil recht behält oder energischer unterstützt wird. Ausserdem entschädigen sie sich dadurch, dass sie bei der Vertheilung gewisser Abgaben auf ihre Administrirten eine höhere Summe repartiren und erheben, als sie an die Centralkasse in Fâs abzuführen haben. Sie motiviren dann diesen Misbrauch damit, dass sie angeben. sie müssten mit den mehr erhobenen Beträgen die etwaigen Ausfälle bei der Erhebung decken.

Die Umana sind in Beziehung auf Besoldung besser daran. Bei den Zollämtern in den Hafenstädten sind stets zwei Umana angestellt, von denen der eine von Fâs kommt, während der andere aus den Notabeln des Ortes gewählt wird. Der erstere erhält 3 Duros, der letztere 2 Duros (à 5 Francs) Diäten. Der von Fâs geschickte Amin ist derjenige, von dem oben bemerkt wurde, dass er den zweiten Schlüssel zur Kasse des Amil des

Bezirks führe; jedoch nimmt auch der zweite Amin an der Revision der Rechnungen und der Controle über die Kasse des Amil Antheil.

Den Umana im Innern des Landes, welche die landwirthschaftlichen Unternehmungen des Sultans zu beaufsichtigen haben und nur dann an der Verwaltung der Kasse des Amil theilnehmen, wenn sie zufällig an demselben Orte wie dieser leben, ist es gestattet, nach Bedürfniss Lebensmittel aus der Wirthschaft zu nehmen, der sie vorstehen. Sie erhalten ausserdem nur ein Gehalt von höchstens 10 Duros monatlich; dieser Misstand wird aber dadurch ausgeglichen, dass der Sultan die Gewohnheit hat, ausserordentliche Geschenke zu geben, wenn er mit ihnen zufrieden ist.

Man sieht, dass principiell die Verwaltung des marokkanischen Reiches eine recht gute und den Verhältnissen entsprechende ist. In der Praxis ist es leider ganz anders. Vor allem der Umstand, dass die Amile fast nie einen Gehalt bekommen, im Gegentheil dem Sultan bei Uebernahme ihrer Stellung oft sehr bedeutende Summen schenken müssen, führt selbstredend zu allerhand Ungerechtigkeiten und Unregelmässigkeiten bei Eintreibung der Steuern, und die Landbevölkerung seufzt schwer unter dieser Miswirthschaft.

DREIZEHNTES KAPITEL.

MAROKKO ALS STAAT.

(SCHLUSS.)

Finanzwesen. — Einnahmen. — Privatbesitz. — Geschenke. — Zehnte. — Geldstrafen. — Zölle. — Thorzoll. — Monopole. — Geistliche Stiftungen. — Judensteuer. — Münze. — Ausgaben. — Staatsschulden. — Militärverhältnisse. — Bochari. — Machazini. — Askar. — Tobdschiyah. — Bahariyah. — Harkah. — Ackerbau und Viehzucht. — Mineralreichthum. — Industrie. — Baukunst. — Handel und Schiffahrt. — Selbständigkeit des Reiches. — Volksbildung.

Finanzwesen. Einnahmen und Ausgaben. — Die Finanzen des Reiches wurden bis zum Regierungsantritt des jungen Souveräns von einem Oberaufseher, der den Titel Amin-el-Umana führte und in Fâs wohnte, verwaltet. Dieser Posten wurde jedoch aufgehoben und mit dem des Hadschib-es-Sultan, des seither verstorbenen Musa ben-Achmed vereinigt.

Unter ihm führte die Kasse ein Zahlmeister. Hadsch Abd-el-Kerim Berischa, der aber mit dem Sultan in keinem directen Verkehr stand. Musa ben-Achmed, sowie gegenwärtig dessen Nachfolger, legte alle finanziellen Fragen dem Sultan vor und liess die Entscheidungen desselben von seinen vier Secretären ausarbeiten.

Der Zahlmeister hat nur die Anweisungen einzulösen, die der Sultan auf ihn ausstellt. In diese Generalkasse fliessen die von den Amilen eingezahlten Summen ebenso-

wol als die sonstigen Einnahmen, mögen dieselben aus den Domänen des Sultans oder aus eigentlichen Staatsrevenuen herstammen. Hier hört die Trennung zwischen dem Eigenthum des Staatsoberhauptes und demjenigen des Staates auf, welche bei der Erhebung insofern stattfindet, als den Amilen die Disposition über die an sie eingezahlten Erträge der Domänen nicht freisteht.

Die hauptsächlichsten Einkünfte bestehen in folgenden Artikeln:

1) Den schon erwähnten Erträgen aus dem Privateigenthum des Sultans.

2) Den Geschenken (Hadiyah), welche ihm mit den Glückwünschen der Einwohner zu den grossen mohammedanischen Festen Rhamadan, am Schlusse des Fastenmonats, zum Aid-el-Kebir (dem Kurban Beiram der Türken) und am Geburtsfest des Propheten (Aid-el-Maulad) aus allen Städten und Amalât des Reiches dargebracht werden.

Die Geschenke sind sehr ansehnlich, wiederholen sich dreimal im Jahre und bestehen für die Städte aus Waaren, wie Tuch, Seidenstoffen, feinen Musselinen, aus gold- und silbergestickten Gewändern und aus baarem Gelde. Die Amalât ohne Handel und Industrie schicken nur baares Geld. Tanger sendet ausser den angeführten Stoffen jedesmal vier Kisten Geld.

Die Städte sind in Haumât (Quartiere) eingetheilt, deren Tanger vier hat. An der Spitze jeder Haumah steht ein Vorsteher (Mukaddim). Die Städte als solche haben kein anderes Oberhaupt als den Amil der Amalâh; die Einrichtung der Bürgermeister kennt man nicht und die Mukaddim sind einfach Beamte des Bezirksvorstehers (Amil). Wenn die Zeit der Absendung der Geschenke an den Sultan herannaht, fordert der Amil die Mukaddim und diese die Einwohner zu Beiträgen auf, die mehr oder weniger freiwillig sind, und fügt selbst seine Hadiyah hinzu, die oft in sehr

bedeutenden Summen besteht, namentlich, wenn er sich auf seinem Posten nicht sicher fühlt.

Aus den Bezirken in der Nähe der Residenz überbringen die Amile die Geschenke in Person; die ferner gelegenen ordnen dagegen zu diesem Ende Deputationen von drei oder vier Notabeln ab.

Die Abgesandten aller Amalât begeben sich an dem Festtage, unter Vortritt der sie begleitenden Soldaten des Bezirks, der Machazini, welche die Gabe auf dem Kopfe zur Schau tragen, in Procession nach dem Palais des Sultans, um die Geschenke zu überreichen und ihre Glückwünsche darzubringen.

Der Sultan empfängt die Ayadah (Glückwünschenden) in Person und gibt ihnen seinerseits Ehrenkleider und kleinere Geschenke.

Diese alte patriarchalische, echt orientalische Sitte bringt, wie erwähnt dem Sultan, bei dreimaliger Wiederholung jährlich, bedeutende Summen; die „Geschenke“ sind angeblich freiwillig, aber kein Besitzender darf sich diesem Tribut entziehen, und die Amile sehen genau zu, dass jeder in richtigem Verhältniss zu seinem Vermögen gibt, von dessen Grösse er stets durch seine untergeordneten Organe unterrichtet ist.

3) Die Sekah-Wal-Uschr. d. i. die Abgabe von Heerden und der Zehnte des Bodenertrags. Beide Abgaben, welche zusammen erhoben werden, sind in baarem Gelde festgestellt. Der Betrag derselben wird durch den Amil auf die einzelnen Ortschaften und Stämme ohne Mitwirkung der zu Besteuernden vertheilt, wobei, wie schon angedeutet wurde, von den Amilen viel Misbrauch getrieben wird.

Der Zehnte (Uschr) wird nach der Zahl der Paare Ochsen repartirt, mit denen der Ackerbauer den Boden bestellt.

Sekah-Wal-Uschr sind zwar sichere Revenuen, aber für die Staatskasse nicht so einträglich, wie sie sein könnten,

weil die betreffenden Quoten der einzelnen Bezirke vor langer Zeit, als die Erträge der Viehzucht und des Ackerbaues in Marokko noch sehr geringe waren, festgestellt wurden. Ein Finanzminister der Zukunft hat also hier ein dankbares Feld der Thätigkeit und kann die Einkünfte des Landes erheblich steigern, soweit dies eben nicht schon durch die Amile auf eigene Faust, aber auch nur zu eigenem Vortheil geschehen ist.

4) Die Geldstrafen (Daʿairât), welche theils vom Sultan selbst, theils von den Amilen in ihren Bezirken auferlegt und erhoben werden; sie bilden eine der reichern Einnahmequellen. Die durchweg mit Feuerwaffen versehene Bevölkerung ist stets geneigt, die Entrichtung der dem Sultan zustehenden Abgaben hinauszuschieben oder sie gar zu verweigern, wenn man die Regierung zu schwach glaubt, um Gewalt anwenden zu können.

Infolge dessen sind immer Abgabenrückstände vorhanden, welche zu bewaffneten Zügen des Sultans oder seiner Beauftragten führen. Bleibt der Sultan dann Sieger im Kampfe oder unterwerfen sich die unbotmässigen Stämme, weil sie die Folgen eines ungleichen Kampfes fürchten, so werden ihnen, abgesehen von den rückständigen Steuern und davon, dass sie die sich oft auf 15—20000 Mann belaufenden Truppen des Sultans zu unterhalten haben, schwere Strafen an Geld, Pferden und Rekruten auferlegt.

Die Erträge dieser Einnahmequelle sind schwer zu veranschlagen, weil die gewaltsamen Steuereintreibungen nicht in regelmässigen Zwischenräumen wiederkehren. Es mag nur erwähnt werden, dass der Betrag der Strafgelder dieser Art, welche Sultan Hassan auf einem solchen vor einigen Jahren ausgeführten Zuge eingenommen hat, ohne die Pferde und anderes Kriegsmaterial (abgenommene Waffen u. s. w.) in Anschlag zu bringen, von unterrichteten Personen auf ungefähr 300000 Duros berechnet worden ist.

Das „Aufessen eines Bezirks“ (Amalât), wie man diese Kriegszüge bezeichnet, erfolgt fast jedes Jahr. Irgendwo in dem weiten Reiche ist immer eine Gärung gegen die herrschende Miswirthschaft, und der Sultan ist daher auch fast jedes Jahr genöthigt, einen kleinen Krieg zu führen, der immer zum Schaden der Revoltirenden enden muss, dem Sultan aber stets neue Einnahmen verschafft. Es ist diese Art der Steuererhebung einer der wundesten Punkte des marokkanischen Reiches; die Bevölkerung muss immer mehr verarmen, und wenn nicht noch die gemeinsame Religion, der Islam, die Leute an den Sultan fesselte, würde man längst einer europäischen Macht die Wege geebnet haben zu einem Eingreifen in Marokko. Das weiss man am Hofe recht wohl, und daher sucht man durch Scherife die Bevölkerung in ihrer Antipathie gegen Andersgläubige zu erhalten und zu verstärken. Werden die Marokkaner erst in der Religion lau, dann kann sich ein Regierungssystem, wie es seit Jahrhunderten geübt wurde und noch heute existirt, nicht mehr lange halten.

5) Die Ein- und Ausfuhrzölle, deren erstere in den Handelsverträgen auf 10 Proc. vom Werthe der Waaren festgestellt sind, während der Ausfuhrzoll auf Getreide, insoweit dieses überhaupt ausgeführt werden darf, sowie auf alle Artikel, welche zur Nahrung dienen, 10 Proc. übersteigen dürfte. Die eingeführten Waaren werden im Zollhause von den marokkanischen und spanischen Zollbeamten abgeschätzt, ohne auf die Facturen Rücksicht zu nehmen; die Abschätzung soll übrigens in sehr liberaler Weise vor sich gehen. Sollte aber die Abschätzung nach Ansicht des Importeurs zu hoch ausfallen, so ist derselbe berechtigt, die betreffende Waare der Douane zu dem angegebenen Preise zu überlassen.

6) Die Thorzölle (Niks). Frei von dieser Steuer, die erst seit dem letzten Kriege mit Spanien zum Zwecke der Tilgung der Kriegsschuld erhoben wird, ist nur die Stadt Tanger.

Obgleich diese Abgabe direct von den die Waaren transportirenden Maulthiertreibern an den Thoren der Städte und zuweilen auch unterwegs in nicht geschlossenen Ortschaften erhoben wird, trifft sie thatsächlich doch den Eigenthümer der Waare. Sie hat daher vielfach zu Beschwerden des europäischen Handelsstandes den Anlass gegeben, dem zugesichert war, dass die zur Ein- und Ausfuhr bestimmten Waaren und Producte keiner andern Auflage unterworfen werden sollten als den in den Verträgen festgesetzten Zöllen am Hafenplatz. Dass in der That der Kaufmann die Abgabe trägt, ergibt sich schon daraus, dass je nachdem das Lastthier mit kostbaren oder wohlfeilen Waaren beladen ist, ein verschiedener Tarifsatz zur Anwendung kommt. Es hat sich auch bei dem Verdingen der Fracht die Praxis gebildet, dass die Thor- und Wegzölle dem Absender abgesondert in Rechnung gestellt werden.

7) Die Monopole, welche sämmtlich verpachtet werden. Sie bestehen erstens in dem ausschliesslichen Rechte, in den Städten Taback und Kif verkaufen zu dürfen. Kif nennt man die gedörrten Blüten derselben Art Hanf, aus deren feinsten, um die Knospen stehenden Blättchen in Aegypten und in der Türkei der berauschende Haschisch bereitet wird. Der Kif, der rein oder mit Taback gemischt aus kleinen Thonpfeifen geraucht wird, scheint nicht so zerstörend auf die Gesundheit der Raucher zu wirken wie der Haschisch. Eine ungünstige Wirkung ist aber doch zu bemerken. Es sind fast ausschliesslich Leute niedersten Ranges, welche dem Hanfrauchen ergeben sind, der feine und elegante Städter sowie der derb-natürliche Landbewohner verschmähen diesen Genuss. Man findet in den Städten in abgelegenen engen Strassen kleine Butiken, in denen die Leute zusammenkommen, um zu rauchen; auch die Mehrzahl der Kamel- und Eseltreiber raucht Haschisch, und bei den meisten derselben ist es bereits zum Bedürfniss gewor-

den, alle fünf oder sechs Tage einmal einen ordentlichen Kifrausch zu haben. Wie bemerkt, verschmäht der feine, streng gläubige Mohammedaner den Kif ebenso wie den Taback und wie jedes geistige Getränk. Es ist dies eine der besten Eigenschaften der Araber und Mauren; es sind ausschliesslich Leute aus den Küstenplätzen Algeriens, welche die Gewohnheit des Weintrinkens und Tabackrauchens angenommen haben; der Marokkaner schnupft zwar Taback, aber raucht nicht, ganz im Gegensatz zu den Mohammedanern des Orients, wo der Tabackcultus seine höchste Blüte erreicht hat.

Monopol der Regierung ist ferner das Wägen, resp. Messen des Getreides und aller zum Lebensunterhalt dienenden Producte, ausser frischen Gemüsen und Früchten, welche zu Markte kommen. Endlich werden die Rinderhäute, unmittelbar nachdem die Thiere geschlachtet sind, mit dem Stempel des Sultans versehen und unterliegen einer Steuer, die ebenfalls verpachtet ist.

8) Der Ueberschuss der Einkünfte der Moscheen und sonstigen geistlichen Stiftungen. Der Sultan lässt durch von ihm ernannte Aufseher (Nazir) das Vermögen aller geistlichen Anstalten verwalten. Aus den Einkünften werden die Nazire besoldet, sie führen die Rechnungen und sind gehalten, nachdem die Ausgaben für die Moscheen und die damit in Verbindung stehenden Schulen und sonstigen Anstalten bestritten sind, den Ueberschuss an die Centralkasse des Sultans abzuführen.

9) Die Judensteuer (Dscheziah), welche von den jüdischen Gemeindevorstehern auf die Familien vertheilt und durch Vermittelung der Amile nach Fâs befördert wird.

10) Der Gewinn aus der Münze. Gold wird gegenwärtig gar nicht ausgeprägt. Silber nur in der Münze des Sultans zu Fâs und Kupfer auch in Marrakesch und Moga-

dor. Der Gewinn hierbei ist gering, da die Silbermünzen von feinem Gehalt sind.

Die marokkanischen Goldmünzen waren von so reinem Golde gefertigt, dass sie auf dem Wege des Handels ausgeführt wurden und aus dem Verkehr verschwunden sind. Das in grossen Massen vorhandene Kupfergeld entwerthet sich mehr und mehr und dient im Innern des Landes als einziges Tauschmittel. Im Handelsverkehr mit dem Auslande circulirt im Norden und Westen des Landes spanisches, im Osten und Süden französisches Gold- und Silbergeld.

11) Verschiedene kleinere Einnahmen, wie z. B. von den dem Sultan gehörigen Leichterfahrzeugen in den Häfen und auf den Rheden, welche den Vorzug vor denen der Privatleute haben, an Schiffsabgaben u. s. w.

Die Einnahmen erscheinen in den Rechnungen geringer, als sie in der Wirklichkeit sind; einerseits weil bei dem Mangel an Controle viel Unterschleif von den unbezahlten Beamten getrieben wird, andererseits, weil die legitimen Remunerationen vorweggenommen werden und daher nicht in den nach Fâs abgeführten Summen einbegriffen sind.

Der deutsche Ministerresident Th. Weber in Tanger hat durch Erkundigungen Kenntniss zu erlangen versucht, wie hoch sich ungefähr die jährlichen Einnahmen des Sultans belaufen, die an die Centralkasse in Fâs gelangen; er kommt dabei zu folgenden für Marokko sehr respectabeln Summen:

1) Privatdomänen des Sultans, incl. Heerden u. s. w. . .	15000	Duros (à 5 Frs.)
2) Geschenke (Hadiyah) . .	80000	„
3) Abgaben auf Heerden und Zehnten (Sekah-Wal-Uschr)	620000	„
4) Geldstrafen (Daʿairât) . .	200000	„
Latus	915000	Duros.

	Transport	915000	Duros.
5)	Ein- u. Ausfuhrzölle in Fâs und Udschda	1,385000	„
6)	Thorzoll auf Lastthiere (Niks)	40000	„
7)	Monopole und verpachtete Steuern	125000	„
8)	Ueberschüsse aus den Einnahmen der geistlichen Stiftungen	12000	„
9)	Judensteuer (Dscheziah) .	5200	„
10)	Gewinn von der Münze .	50000	„
	Summa	2,532200	Duros.

Ausgaben. — Wenn die Einnahmen des Staatsschatzes, resp. des Sultans, nur aus diesen wenigen Posten bestehen, so ist dasselbe bei den Ausgaben der Fall. Sie beschränken sich auf die Unterhaltung des Hofes, Harems, der Paläste, Gärten und Marställe des Sultans, auf die Gehälter, einiger weniger Amile, des Vertreters bei dem diplomatischen Corps in Tanger und weniger Wakile (Consuln) im Auslande, der regulären Truppen (Askar) und der Festungen.

Ausserdem verursacht, da keine Posten im Lande bestehen, das Botenwesen des Staates, vergleichsweise mit andern Ausgaben, nicht unbedeutende Kosten. Endlich empfangen einige Moscheen und Heiligthümer im Lande und die heiligen Stätten in Mekka und Medina sowie die Scheriffamilien der regierenden Dynastie in Tafilalet regelmässige Geschenke, beziehungsweise Pensionen von seiten des Sultans.

Was diese Ausgaben anbelangt, so ist es schwer, wol unmöglich, die einzelnen Posten auch nur mit einiger Sicherheit in Erfahrung zu bringen, da alles durch Vermittelung der Centralkasse in Fâs geht. Den höchsten Posten der Ausgaben bilden die regulären Truppen, und dann folgt

der Hof. Ministerresident Weber nimmt als jährliche Ausgaben an:

Askar etwa	600000	Duros
Hofhaltung	175000	„
Die übrigen Ausgaben etwa	225000	„
	1,000000	Duros.

Wenn die Angabe, dass täglich die Centralkasse in Fâs etwa 3000 Duros auszahlt, richtig ist, so beläuft sich die Gesammtausgabe aus derselben im mohammedanischen Jahr von 354 Tagen in der That auf 1,062000 Duros, was der obigen Summe nahezu gleichkommt. Hiernach erspart der Sultan jährlich etwa anderthalb Millionen spanische Thaler.

Es ist auffallend, dass diese Berechnung, so unvollkommen sie ist, dennoch ziemlich genau mit den Resultaten einer Arbeit über die marokkanischen Finanzen übereinstimmt, welche vor mehr als 60 Jahren von einem gelehrten Bewohner von Tanger verfasst wurde.

Graeberg von Hemsoe, Generalconsul von Schweden und Consul eines der kleinen italienischen Staaten, benutzte im Jahre 1818 die Gelegenheit der Anwesenheit des damaligen Sultans Sidi Soliman in Tanger, um von unterrichteten Personen seines Gefolges zuverlässige Angaben über die finanziellen Verhältnisse des Landes zu sammeln. Die Resultate seiner Erkundigungen veröffentlichte er 1821.

Die von ihm aufgestellte Berechnung der jährlichen Einnahmen und Ausgaben von Marokko ist bisjetzt von allen Schriftstellern, die über die marokkanischen Finanzen geschrieben haben, als die richtigste bezeichnet und benutzt worden.

Nach Graeberg von Hemsoe betrugen

die Einnahmen	jährlich	2,600000	Duros
die Ausgaben	„	990000	„
	Rest	1,610000	Duros.

Dass der Sultan von Marokko bei für die Ausdehnung seines Reiches so geringen Einnahmen noch heute wie vor 60 Jahren etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. Duros erspart und in seinen Schatz legen kann, erklärt sich daraus, dass wichtige Zweige der Verwaltung, welche in civilisirten Staaten grosse Summen verschlingen, hier gar keine Kosten verursachen, und dass auch ein grosser Theil der bewaffneten Macht erhalten wird, ohne dass der Staat baares Geld herzugeben genöthigt wäre. Für Industrie, Ackerbau, Handel und Schiffahrt werden ebenso wenig Staatsmittel verwendet als für Strassen, Brücken und überhaupt öffentliche Arbeiten. Es existirt nicht eine einzige mit Wagen fahrbare Strasse, geschweige denn Eisenbahnen und Telegraphen in Marokko. Die Festungen verfallen, und die Geschütze auf den Wällen derselben sind meist ohne Laffetten.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, dass die geringen Einnahmen die noch geringern Ausgaben übersteigen und dass ein Schatz an baarem Gelde und Kostbarkeiten aufgesammelt worden ist, dessen Höhe freilich nicht genau angegeben werden kann. Dieser Schatz wurde bis zum Regierungsantritt des regierenden Sultans in Miknâsa, der damaligen Residenz seines Vaters, aufbewahrt. Muley Hassan liess ihn jedoch gleich nach Fâs bringen, wo er sich auch jetzt noch befinden soll.

In Miknâsa existirt ein besonderes Schatzhaus, über welches ebenso wie über die Quantität des aufgespeicherten Geldes fabelhafte Nachrichten verbreitet worden sind. In der That, wenn seit den 60 Jahren, welche verflossen sind, seit Graeberg von Hemsoe seine Nachrichten einzog, jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen zurückgelegt und nicht von Zeit zu Zeit, z. B. während des Krieges mit Spanien, grosse, ausserordentliche Ausgaben gemacht worden wären, so müssten sich jetzt im Schatze allein an baarem Gelde gegen 90 Millionen angesammelt haben, abgesehen von den Summen, welche 1818

schon vorhanden waren. Es ist nun aber wol mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass sich derartige Summen nicht im Schatze des Sultans aufbewahrt finden; die Ausgaben werden doch wol bedeutender sein als die oben angeführten Ziffern, und der jährliche Ueberschuss um vieles geringer. Eine von Zeit zu Zeit eintretende Hungersnoth und andere unvorhergesehene Ereignisse absorbiren gewiss viel von dem zurückgelegten Gelde.

Das Schatzhaus, Beit-el-mal, zu Miknâsa ist von einer dreifachen Mauer umgeben; es ist ein Gebäude von behauenen Quadern, in dessen Mitte, nachdem man drei eiserne Thore passirt hat, sich die Oeffnung zu einem Gewölbe befindet, durch welche die eingegangenen Schätze mit Schaufeln hinabgeworfen worden sein sollen! Eine Schar von 300 lebenslänglich angestellten Negern, welche das Gebäude nur todt verliessen, bewachte den Schatz. Viermal jährlich wurden die eingegangenen Schätze in Gegenwart des Sultans oder dreier von ihm abgeordneten Vertrauten in das Gewölbe hinabgeworfen und dort in Nischen aufbewahrt!

Jetzt steht das Gebäude leer, und da man nichts von besondern Vorsichtsmassregeln hört, die ergriffen wären, um die Schätze des Sultans in Fâs sicherzustellen, so ist wol nicht anzunehmen, dass sie aus 500 Mill. Duros bestehen, wie neuere Schriftsteller vermutheten. Es ist mir übrigens nicht unwahrscheinlich, dass der Sultan einen grossen Theil der immerhin vermuthlich beträchtlichen Ersparnisse von Fâs aus, das einer Ueberrumpelung durch eine europäische Macht leicht ausgesetzt ist, nach dem entlegenern und ungleich sicherern Tafilalet hat bringen lassen, wo sie unter dem Schutze seiner Verwandtschaft, der Scherife von Tafilalet, jedenfalls besser geborgen sind als irgendwo in Marokko.

Staatsschulden. — Marokko hat keine andere Schuld als den Rest der Kriegsentschädigungen an Spanien von

etwa 2 Mill. Duros. Die Hälfte der in den hauptsächlichsten Seehäfen eingehenden Zölle wird vertragsmässig verwendet, um diese Schuld zu tilgen, die in 15 Jahren von 20 Mill. Duros vor einigen Jahren bereits auf 2 Millionen herabgemindert war. Diese Hälfte der Zolleinnahme beträgt jährlich etwa $^2/_3$ Mill. Duros, welche in vierteljährlichen Raten durch express abgesendete spanische Kriegsschiffe abgeholt werden.

Um die Einnahmen controliren zu können, hat sich Spanien das Recht vorbehalten, bei den betreffenden Zollämtern Aufseher anzustellen.

Ein drittes Viertel der eingegangenen Summen dient zur Amortisirung der Schuld einer Gesellschaft englischer Kapitalisten, welche der marokkanischen Regierung kurz nach dem Friedenschlusse die nöthigen Summen vorstreckte, um die Räumung von Tetuan zu erlangen, wo Spanien nach dem Vertrage von Wadras bis zur Tilgung der Kriegsschuld das Besatzungsrecht zustand. Auch diese Schuld ist beinahe abgetragen und würde wahrscheinlich schon vollständig bezahlt worden sein, wenn nicht die fürchterliche Hungersnoth im Winter 1878 auf 1879 eingetreten wäre. Jedenfalls aber wird, wenn kein Krieg in nächster Zeit ausbricht, Marokko in wenigen Jahren schuldenfrei sein. Zinsen werden, dem islamitischen Gesetze entsprechend, nicht berechnet.

Bezeichnend für die marokkanische Zollverwaltung ist es, dass der Sultan, obgleich er jetzt nur die Hälfte der Zolleinkünfte bezieht, doch mehr erhält, als früher die ganze Einnahme der Douanen eintrug. Dasselbe Resultat weisen die Finanzen von Tunis auf, seitdem sie von einer europäischen Commission verwaltet werden.

Bei dieser im allgemeinen günstigen Finanzlage konnte schon Sultan Muhamed wenige Jahre nach dem Kriege mit Spanien eine alte, sehr einträgliche Abgabe, die Naibah, aufheben. Als Grund wurde angegeben, dass diese Steuer

nicht auf dem Quran begründet und also ungesetzlich sei. In der That bedeutet das arabische Wort Naibah Unterwerfung oder Zwang. Nichtsdestoweniger erhob die Regierung diese Naibah seit unvordenklichen Zeiten von allen denjenigen Stämmen, welche dem Sultan keine Heeresfolge leisteten. Man unterscheidet daher zwischen Machazniyah, denjenigen, die dem Sultan angehörten und mit ihm in den Krieg zogen, und den Naibah, welche ihm fern blieben und infolge dessen von der Regierung und ihren Organen unterdrückt und mit der denselben Namen führenden illegalen Abgabe belegt wurden.

Graeberg beziffert die Naibah mit jährlich 280000 Duros, während die einzige neue Auflage, die Abgabe für die Lastthiere (Niks), auf 40000 Duros veranschlagt wird. Letztere wurde etwa vier Jahre früher eingeführt, als erstere aufgehoben wurde.

Die Militärverhältnisse des marokkanischen Staates. — Wir schliessen hieran eine kurze Besprechung der Militärverhältnisse Marokkos, die im allgemeinen wenig bekannt sein dürften.

Die Militärmacht Marokkos besteht aus folgenden Elementen: el-Bochári, el-Machazniyah, el-Askar, el-Tobdschiyah, el-Bahariyah, el-Harkah. Betrachten wir kurz die einzelnen Glieder dieser Truppenmacht.

1) El-Bochári. Muley Ismaïl, der bedeutendste Regent aus der Dynastie der Filali, errichtete wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1679 ein reguläres Reitercorps, welches man einerseits „die schwarze Garde“ nannte, weil es nur aus Negern besteht, und andererseits „Bochári“, weil der Sultan es seinerzeit dem in Marokko hochverehrten gelehrten Theologen und Schriftsteller Sidi Bochári geweiht hatte.

Dieses Corps, welches zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Stärke hatte, sodass es bis auf 50000 Mann ge-

stiegen war und dieselbe Rolle zu spielen begann wie die Prätorianer in Rom und die Janitscharen in Konstantinopel, ist gegenwärtig kaum 5000 Pferde stark. Unter dem Grossvater des Sultans Hassan zählte es noch 16000 Mann. Muley Ismaïl versammelte seinerzeit alle geeigneten Neger, die sich in seinem Lande vorfanden, theilte sie in Regimenter ein und liess sie sorgfältig drillen. Seine Bochári zeichneten sich ebenso sehr durch Grausamkeit als durch wilde Tapferkeit aus; mit ihnen eroberte er das heutige Reich von Fâs und Marokko und dehnte seine Herrschaft sogar bis nach Timbuktu aus. Zum Unterhalte wies er ihnen Ländereien an, vorzüglich in der Nähe seiner Residenz Miknâsa, welches daher von manchen Schriftstellern als Hauptquartier der „schwarzen Garde" angegeben wird.

Wie damals, begleiten noch jetzt die Bochári den Sultan auf allen seinen Zügen, im Frieden wie im Kriege. Ist er in Fâs, so ist doch stets ein Commando der Bochári bei ihm; die übrigen kehren nach der Gegend zurück, wo sie belehnt sind, und cultiviren den Boden, bis sie wieder aufgeboten werden oder etwa auf einige Zeit nach Fâs rücken, um ihre dort zurückgebliebenen Kameraden in ihrem Dienste als Leibwache abzulösen.

Sold erhalten sie im Frieden, wie alle Reiter, nur 1½ Duro monatlich, wenn sie im Dienste, am Hofe des Sultans sind; auf dem Marsche und im Kriege Verpflegung für sich und ihre Pferde.

Im wesentlichen sind gegenwärtig die Bochári von der nachfolgenden Kategorie, den Machazniyah, wenig verschieden. Nach Landessitte tragen sie den weissen Burnus (hier Dschelab genannt) und sind mit langen Flinten, nahezu geraden Säbeln und Yatagans, selten mit Pistolen bewaffnet. Lanzen führen sie nicht. Sie greifen in gestreckter Carrière an, schiessen ihre Flinten ab und kehren langsam um, um wieder zu laden. Nur wenn der Feind weicht oder in

Unordnung geräth, dringen sie weiter vor und kämpfen mit Säbel und Yatagan.

2) Die Dscheisch oder Machazniyah. Ich habe ihrer bereits Erwähnung gethan, als ich von der Verwaltung



Fig. 18. Machazini aus Marokko.

sprach. Jeder Amil hat, je nach der Grösse seines Bezirkes, 50—100 Machazniyah zu seiner Verfügung, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und ihm als Boten zu dienen; sie sind ebenfalls Reiter und seit alten Zeiten mit

Ländereien belehnt, von deren Ertrage sie leben und ihre Pferde unterhalten.

Die Dscheisch haben keinen Anspruch auf Sold. Nur diejenigen, welche bei den Amilen Dienst thun, empfangen 8 Reales vellon ($^2/_5$ Duro) monatlich, und so oft sie zur Abgabenerhebung oder sonstigen Executionen im Bezirk verwendet werden, eine unbestimmte Entschädigung von dem Betheiligten (Suchrah). Dieser Gebrauch führt selbstredend zu grossen Uebelständen. Die Eigenschaft als Dscheich oder Machazniyah ist erblich, ebenso wie das Grundstück, mit dem er belehnt ist, in der Familie bleibt, solange als männliche Nachkommen vorhanden sind. Neue Belehnungen finden nicht statt. Hat ein Dscheich mehrere Söhne, so können sie alle Heeresfolge leisten; wenn sie keine Pferde besitzen, zu Fuss. Sie werden dann Tsirâs genannt und erhalten, wenn sie von dem Amil des Bezirkes verwendet werden, geringern Sold als die berittenen Dscheich.

Die Dscheich sind eine uralte Institution, sie bilden nebst den Bochári die Cavalerie der marokkanischen Armee. Einschliesslich der Bochári befinden sich durchschnittlich stets 10—12000 Mann von ihnen beim Sultan; sie gehören den Stämmen Schiragah, Aulad Dschemaah, Schirardah, el-Hudavah und den Ruwafah (Kabilâ des Rîf) an; im Kriege stellen diese Kabilâ 30000 Reiter, in deren Zahl diejenigen, welche im Dienste der Amile verbleiben, nicht mitgezählt sind.

3) El-Askar. Mit dem türkischen Worte askiar (Soldat) bezeichnen die Mauren eine Infanterie, welche Maula Abderrhamân infolge des Krieges mit Frankreich nach dem Muster der französischen Zuaven oder der Turcos errichtete. Sie besteht nur aus 4000 Mann, welche stets den Sultan begleiten. Man nennt sie jetzt die „alten Askar", da der regierende Sultan neue Bataillone derselben Art gegründet hat. Er hob zu diesem Ende, meistens unter Anwendung

von Gewalt, Rekruten aus und zwar von den Städten Marrakesch, Fâs, Rabat, Selâ, el-Araïsch (Larache) und Ksâr, Miknâs, Tandschah (Tanger) und Tetuan und von den Kabilât Rhamnah, Seraghnah, Hahah (im Lande Sus), Schiadmah und Insuga (im Sus), im ganzen 6300 Mann. Die Städte konnten dem Verlangen des Sultans keinen Widerstand leisten, und den Stämmen wurde die Gestellung einer bestimmten Anzahl von Rekruten als Strafe auferlegt, nachdem sie von den Truppen der Regierung besiegt waren oder sich ohne Kampf unterworfen hatten. Der Sultan hat die Stammesgenossen beieinander gelassen und aus jedem Contingent einen mehr oder weniger grossen taktischen Körper gebildet. Das grösste hat Marrakesch (Marroco) mit 1000 Mann gestellt, die kleinsten lieferten Tanger und Tetuan mit je 200 Mann.

Sie sind nach Art der Zuaven mit europäischen Gewehren bewaffnet und mit einem Bajonnet, welches in der Scheide getragen wird. Ihre Uniform ist brennend roth, mit grünen schmalen Aufschlägen. Die Instructeure der Askar waren anfänglich ägyptische und französich-algerische Offiziere und Unteroffiziere aus den arabischen Corps. Die Ausbildung der Truppe ist jedoch noch sehr mangelhaft, ebenso die Bewaffnung, da die Gewehre von sehr mannichfaltiger Construction und verschiedenem Kaliber sind. Der Dienst ist lebenslänglich, jedoch werden unheilbar Kranke und Alte nach ihrer Heimat entlassen. Die Askar beider Kategorien erhalten jährlich eine vollständige Uniform am Rhamadan und beziehen zu ihrem Lebensunterhalt die sogenannten Askar-el-Radim; die ältere, von Sultan Abderrahmân errichtete Truppe, täglich $1^1/_4$ von. = Rm. 0,25, nebst einem monatlichen Solde von 24 von., während die jüngere 2 von. täglich und 36 von. an Sold empfängt.

4) El-Tobdschiyah, die Artilleristen. Seit alter Zeit existiren in den festen Städten der Küste, nach Art der

Janitscharen-Tobdschi in der Türkei, von denen ebensowol die Einrichtung als der Name genommen zu sein scheint, sesshafte nichtuniformirte Artilleristen, deren ganzer Dienst gegenwärtig darin besteht, mit den wenigen noch mit Laffetten versehenen kleinern Geschützen gelegentlich die fremden Kriegsschiffe zu salutiren und an den mohammedanischen Festen sowie im Fastenmonat zu den Gebetzeiten und wenn ein Schreiben des Sultans öffentlich verlesen wird, die übliche Anzahl von Kanonenschüssen zu lösen. Sie sind grösstentheils Handwerker und gehen ausser Dienst ihrem Gewerbe nach.

Solcher Tobdschiyah befinden sich in Tanger, Tetuan, el-Araisch, Rabat, Selâ, Dar-el-Baida, Mazagan, Asfi und Mogador, im ganzen 840 Mann. Ihr Dienst ist erblich, sie sind abgabenfrei, jedoch nicht mit Land belehnt wie die Machazniyah, und erhalten einen monatlichen Sold von 36 von. = $1^4/_5$ Duros.

Ausser ihnen verfügt Marokko nur noch über ein in neuerer Zeit aus der regulären Infanterie (Askar) entnommenes Detachement von 350 Mann, welche dieselbe Uniform tragen und gleichen Sold empfangen wie jene. Sie bedienen die wenigen Feldgeschütze, welche der Sultan auf seinen Zügen mit sich führt.

In diesen Corps dienen in der Regel auch die jetzt wenig zahlreichen Renegaten. Es sind zumeist spanische Deserteure; jedoch finden sich unter ihnen auch andere Nationalitäten vertreten.

5) Bahariyah, Seeleute, 900 Mann, sind die Ueberreste der Bemannung der marokkanischen Flotte. Sie werden im Frieden, wie ich schon erwähnte, als Matrosen auf den dem Sultan gehörigen Leichterfahrzeugen verwendet und erhalten statt des Soldes zwei Drittel der Summen, welche sie beim Laden und Löschen der Handelsschiffe erwerben, während ein Drittel dem Sultan zufällt. Ihr Stand erbt vom Vater

auf den Sohn; sie sind abgabenfrei wie die Tobdschiyah und Machazniyah und in denselben Hafenstädten stationirt wie jene.

Im Kriege sind die Bahariyah verpflichtet, auch als Landsoldaten zu dienen, und empfangen dann Verpflegung und denselben Sold wie die Askar.

6) El-Harkah, wörtlich die „Bewegung“, der Landsturm.

Die Harkah besteht aus allen waffenfähigen Männern des Landes.

Der Sultan bietet sie auf, so oft er ihrer bedarf, in ihrer Gesammtheit oder bezirksweise, sei es zum Zwecke der Dämpfung von Aufständen im Lande, sei es für den Kampf gegen äussere Feinde.

Sie kämpfen zu Fuss oder zu Pferde, je nach ihren Mitteln, sind aber in beiden Fällen mit den landesüblichen langen Flinten und dem Yatagan bewaffnet, manche Reiter unter ihnen führen kurze Wurfspiesse. Die lange Lanze, die Hauptwaffe der Beduinen des Orients, scheint in Marokko unbekannt zu sein.

Im Kriege wird dieser Landsturm mit Lebensmitteln versehen; Sold empfängt er nicht.

Die Harkah wird im Falle des Bedürfnisses von dem Amil des Bezirks zusammenberufen und im Kriege von ihm dem Sultan zugeführt. Kommt sie im Bezirke selbst zur Verwendung, so befehligt sie der Amil. Gegenwärtig führt der Sultan auf seinem Zuge, im nordöstlichen Theile des Reichs, etwa 30000 Mann mit sich, welche aus etwa 12000 Reitern, Bochari und Dscheisch (Machazniyah), 4000 Mann Askar und 14000 Harkah, aus verschiedenen Theilen des Landes, bestehen.

Da die Gestellung der Harkah fast freiwillig ist, so lässt sich ihre Stärke schwer angeben. In Kriegen für die nationale Unabhängigkeit, eventuell für den Islam, dürfte ihre

Zahl sehr gross sein. Wenn man in Betracht zieht, dass jeder Bewaffnete vom Knaben- bis zum Greisenalter zur Harkah gehört und dass jedermann bewaffnet ist, so muss man zugeben, dass die Schätzung einiger Schriftsteller, welche sie auf 300—500000 Mann angeben, nicht übertrieben ist. In der That behaupteten wohlunterrichtete Personen auch, dass gegen Ende des letzten Krieges mit Spanien etwa 300000 Marokkaner, meistens Harkah, bei Tetuan unter Waffen standen.

Der Sultan verfügt demnach, im Falle eines Krieges, über folgende Streitkräfte:

1)	Schwarze Garde (Bochári) . . .	5000	Reiter
2)	Dscheisch oder Machazniyah . .	25000	„
3)	Askar (incl. 350 Mann, die zur Bedienung der Feldgeschütze verwandt werden)	6300	Mann Infanterie
4)	Tobdschiyah (Artilleristen in den Küstenstädten)	840	„
5)	Bahariyah	900	„
6)	El-Harkah (Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft, theils Reiter, theils Fussgänger)	300000	Mann
	Summa	338040	Mann.

Das wichtigste Glied einer Armee bleibt immer die Infanterie, und trotz der europäischen Instructionsoffiziere, die neuerdings nach Marokko berufen sind, fehlt doch den regulären Truppen alles, was nach unsern Begriffen dazu gehört. Schon der Unterschied des Alters unter den Soldaten ist im höchsten Grade der guten Ausbildung hinderlich; man sieht eine Menge ganz junger, noch nicht ausgewachsener Burschen, die kaum das Gewehr tragen können, und ebenso zahlreiche graubärtige alte Männer; Disciplin und Respect vor den Offizieren ist natürlich auch mangelhaft.

und die Uebungen auf den Exercirplätzen wirken durchaus komisch auf den Europäer.

So unzuverlässig diese Truppen aber auch sein mögen, wenn sie der Sultan bei Aufständen im Innern seines Landes verwenden will, so dürften sie doch in einem Kriege mit einem christlichen Staat, besonders wenn man ihnen einredet, der Islam sei in Gefahr, eine nicht zu unterschätzende Macht bilden. Freilich werden sie nirgends in offener Feldschlacht gegenüber einer wohlausgerüsteten Truppe Erfolge erringen können, aber ihre Vertrautheit mit dem Lande, ihr wilder und leicht erregbarer Fanatismus lassen sie doch als einen Gegner erscheinen, der einen bedeutenden Aufwand an Truppen zu ihrer Niederwerfung erfordern würde. Die marokkanische Regierung hat sicherlich im Laufe der letzten Decennien seit dem spanischen Kriege auch gelernt, und so leicht wie damals dürfte es heute den Spaniern, deren Schmerzenskind Marokko schon lange ist, nicht gelingen, die Truppen Muley Hassan's zu besiegen.

Ackerbau und Viehzucht. — Formation und Beschaffenheit des Bodens von Marokko ist dem Ackerbau ebenso günstig als das Klima. Das Hochgebirge des Atlas nimmt verhältnissmässig keinen bedeutenden Theil der Oberfläche ein; Hügelland, weite fruchtbare Thäler und ausgedehnte Tiefebenen herrschen vor. Wasser ist im nördlichen Theile des Landes meistens genügend vorhanden, und es gedeihen hier üppig alle Culturpflanzen des mittlern und südlichen Europa, auch Zuckerrohr und Maulbeerbäume sind mit Erfolg angepflanzt worden.

Diejenigen Cerealien, deren Ausfuhr gestattet ist, als Mais, Bohnen, Linsen, Erbsen, werden in zunehmender Ausdehnung cultivirt. Im allgemeinen ist jedoch die Unsicherheit des Besitzes und die Indolenz der Landbewohner zu gross, als dass ein bedeutender Fortschritt constatirt werden könnte. Eine freisinnigere Handelsgesetzgebung

würde jedoch allem Vermuthen nach die Production schnell vermehren und die Bevölkerung zu besserm Anbau des fruchtbaren Bodens anspornen. Es muss in der That jedem, der durch Marokko reist, auffallen, wie viel Land unbebaut brach liegt. Marokko könnte das Zehnfache von dem liefern, was wirklich geerntet wird, aber die schlechten Rechtszustände schrecken jeden ab, mehr zu bauen, als er eben nöthig hat. Die wichtigsten Getreidearten sind Weizen und Gerste, letztere gleichzeitig auch, neben frischem Gras, das Futter für Pferde, Maulthiere und Kamele; da aber diese Körnerfrüchte nicht exportirt werden dürfen, da ferner gewöhnlich die Amile ihren Unterthanen den Ueberschuss an der Ernte unter irgendeinem Vorwand wegnehmen und ihnen nur so viel lassen, als sie für sich und ihren Hausstand benöthigen, so fehlt eben jede Lust und Anregung zu einem erweiterten Anbau des fruchtbaren Bodens. Während der Sultan in den grossen im Lande vertheilten Magazinen ungeheuere Massen von Getreide aufspeichert, von denen häufig genug ein grosser Theil verdirbt, haben die eigentlichen Erzeuger gewöhnlich nur das Allernothwendigste zum Leben, aber in echt islamitisch fatalistischer Weise ertragen die Bewohner ihr Schicksal mit Ruhe; sie beklagen sich wol über diese Uebelstände, sind aber auch selbst zu wenig geneigt, etwas zur Verbesserung ihrer Lage zu unternehmen.

Das letztere zeigt sich auch in Bezug auf die Art und Weise, wie in Marokko der Boden bebaut wird. Die Ackerwerkzeuge sind von der allerprimitivsten Form. Eine einzige, mit einem krummen, zugespitzten Baumstamm gemachte Furche dient zur Unterbringung des Samens. Eggen und andere Werkzeuge sind unbekannt. In derselben einfachen Weise wird die Ernte bewirkt, indem man das Getreide entweder mit der Hand ausrauft oder nur die Aehren abschneidet; Sensen und Sicheln kennt der Marok-

kaner nicht. Nur ein starkes, gekrümmtes Messer an einem langen Stil, das zunächst zum Abhauen von Aesten und kleinern Bäumen dient, wird hier und da auch als Sichel verwendet. Das abgeerntete Getreide wird von Thieren ausgetreten oder von den Landleuten mit grossen Stöcken ausgeschlagen, bis die Körner von dem Stroh durch Sieben gesondert werden können. Das Düngen der Felder ist unbekannt, wohl aber wird, besonders auf den weiten Ebenen am Nordgehänge des Atlas, eine kunstvolle Bewässerung der Felder vorgenommen. Man findet dort das Wasser der Flüsse in zahllosen Kanälen über das bebaute Land zerstreut; die Kanäle sind freilich auch primitiv hergestellt, indem man immer je zwei, mehrere Meter tiefe und ungefähr 20—30 m voneinander entfernte Gruben unterirdisch durch einen Gang verbindet und dann die Oeffnungen an der Bodenfläche wieder schliesst; aufgeworfene Erde gibt die Richtung dieser Kanäle an, bei denen es merkwürdig ist, dass man ohne genauere Messungen das richtige Gefälle herzustellen versteht.

In der Gartencultur sind die Mauren weiter und man findet vielfach in der Umgebung der grössern Städte hübsch angelegte und wohlbewässerte Gärten; diese rühren freilich meistens von frühern Generationen her, die jetzige Bevölkerung hält dieselben nur nothdürftig in Ordnung.

Marokko ist noch immer ziemlich reich an Wäldern, obgleich Menschen und Thiere daran arbeiten, sie zu zerstören.

Die Abhänge des Atlas bis tief in die Thäler hinein sind mit Wäldern bedeckt, welche zum Theil werthvolle Bauhölzer enthalten. In dem El-Mamora genannten Gebiet bei Rabat sind ausgedehnte Korkeichenwälder, welche den Reichthum des Landes vermehren würden, wenn man sie ausbeutete; dieser nützliche Baum wächst auch häufig auf den Bergen in der Umgebung von Tetuan und Ceuta. Trotz-

dem wird fast alles Bauholz aus Schweden und Amerika eingeführt, da die Gebirgswälder aus Mangel an Wegen und Transportmitteln unzugänglich sind. Nur das Rifgebirge liefert roh aus dem vollen Holze gehauene, kurze Bohlen, welche geschätzt werden, weil sie besser den Würmern widerstehen als die fremden Hölzer. Sägen kennt man im Innern des Landes nicht.

Abgesehen davon, dass die zahlreichen Heerden von Schafen und Ziegen die Wälder zerstören, stecken, wie in Algerien, die Hirten die Wälder in Brand, um die Weiden zu verbessern.

Die Viehzucht überhaupt ist in Marokko von grosser Bedeutung und gibt auch im grossen und ganzen gute Resultate. Es gibt eine ganze Anzahl Araberkabylen, im Atlas auch einzelne Berberstämme, welche den Boden gar nicht bebauen und es vorziehen, mit ihren Heerden von einem Weideplatz zum andern zu ziehen. Da die Ausfuhr von Schafen verboten und die von Rindern nur in Tanger in beschränktem Masse gestattet ist, so werden nur die Wolle und die Häute, und zwar in ziemlich ansehnlichen Quantitäten exportirt.

Man schätzt den Reichthum des Landes an Hausthieren auf 40 Millionen Schafe, 10—12 Millionen Ziegen, 5—6 Millionen Rinder, je eine halbe Million Kamele und Pferde und 4 Millionen Maulthiere und Esel.

Die marokkanische Wolle wird geschätzt. Das Schaf ist meistens weiss und von derselben Art wie das spanische; für Verbesserung der Rasse geschieht aber ebenso wenig etwas als für den Schutz der Thiere gegen Kälte und Regen im Winter und gegen Hunger im Sommer, wenn die Weiden knapp werden. Infolge dessen brechen häufig ansteckende Krankheiten in den Heerden aus, welche den Wohlstand des Landes beeinträchtigen.

Das Berberpferd ist als ausdauernd und schnell be-

kannt; die edlere Rasse ist jedoch sichtlich entartet. Immerhin bietet es aber ein gutes Material für Reiterei und ist jedenfalls besser als der ähnliche Schlag von Pferden in Algerien und Tunis. Berberpferde reiner Rasse gibt es nur noch in den Züchtereien des Sultans, besonders bei Miknâsa, und vereinzelt findet man ein schönes Pferd bei manchen Scheichs der Berberkabylen in den Thälern des Atlas. Was der Reisende für gewöhnlich in den Städten zu sehen und zu miethen oder zu kaufen bekommt, sind entartete, völlig vernachlässigte und in keiner Weise gepflegte Pferde. Die Ausfuhr der Pferde ist streng verboten und nur diejenigen dürfen das Land verlassen, welche als Geschenke des Sultans an europäische Souveräne oder an deren Gesandte bestimmt sind. Das sind dann meistens gute Pferde aus den Gestüten des Sultans.

Im übrigen wird die Viehzucht in derselben einfachen Weise getrieben wie vor Jahrtausenden; von einer Verbesserung und Verwerthung ist wenig zu sehen. Milch wird von den Frauen und Kindern benutzt, Butter wird zwar erzeugt, aber es wird, oder wurde wenigstens früher viel Butter importirt; Käse wird fast nirgends in Marokko hergestellt.

Bezüglich des Vorkommens von nutzbaren Mineralien ist Marokko eins der am wenigsten bekannten Länder der Erde. Von Goldvorkommen ist mir nichts bekannt, Silbererze müssen existiren, besonders im Atlas; sehr häufig sind Eisenerze, besonders auch im südlichen Atlas, ferner Kupfer- und Bleierz, im Atlas sowol wie im Rifgebirge, ebenso sollen Antimonerze vorkommen. Steinsalz kommt reichlich vor, besonders in den Gebirgen zwischen Wadras und Fâs; auch eine Walkerde, die in den Städten als eine Art Seifenstein verkauft und zum Reinigen der wollenen Kleider benutzt wird, muss sehr häufig sein; der Fundort soll im Atlasgebirge sein auf dem Wege von Fâs

nach Tafilalet; sie wird sogar über Casablanca nach Europa exportirt; im übrigen ist auch die Ausfuhr von Erzen verboten. Kohlen sollen gleichfalls im südlichen Atlas vorkommen; das Auftreten der carbonischen Formation am Nordrand der Wüste spricht nicht dagegen, dass auch die productive Kohlenformation hier entwickelt ist. Spuren von Kohlen habe ich ferner bei Tetuan gesehen und an der betreffenden Stelle das Vorkommen geschildert. Selbst das Auftreten grösserer Kohlen- und Erzlager im Innern des Landes würde heutzutage keinen grossen Werth für Marokko haben, da der absolute Mangel an Verkehrsmitteln eine Ausbeutung nicht gestatten würde. Die marokkanische Regierung hat für Bergbau keinen Sinn und Verständniss; einzelne unternehmende Araber haben bei Tetuan Erzgruben bebaut und Blei und Silber gewonnen; die Regierung hat ihnen die Erlaubniss gegen Entschädigung wieder entzogen, ohne aber selbst den Betrieb fortzusetzen. Man hat eine Art heiliger Scheu vor allen unterirdischen Bergbauarbeiten. Nur im Wad Sus wird seit alter Zeit eine Kupfermine ausgebeutet und auch das Kupfer gewonnen, woraus ein Theil der in Marokko üblichen Kupfergeschirre sowie Flûs (Kupfergeld) hergestellt wird.

Die marokkanische Industrie ist infolge der systematischen Absonderung des Landes von dem Verkehr mit den civilisirten Nationen mehr erhalten worden als in den andern mohammedanischen Ländern. Aus demselben Grunde ist sie in ihrem Verfahren stationär geblieben; der Arbeiter bedient sich heute noch derselben Instrumente, welche man vor einem Jahrtausend anwendete, und arbeitet nach derselben Methode, ohne jede Aenderung und Verbesserung, wie seine Vorfahren im Alterthum. Wunderbar ist es, dass er dabei so viel leistet. Sein Geschmack ist unnachahmbar und durch alle Jahrhunderte derselbe geblieben.

Die Gewebe, Stickereien, Leder- und Töpferwaaren von

Marokko sind berühmt. Man verwendet zum Weben leinenes Garn, Baumwolle und Wolle, und fertigt auch gemischte Stoffe an, zu denen die Seide aus dem Orient gekauft wird, obwol sie im Inlande erzeugt werden könnte. Die weissen marokkanischen Haïks, deren Kette Seide ist und der Einschlag feine Wolle, sind weltberühmt; ebenso die Leder von Marokko und Saffi (Maroquin und Saffian) und die daraus hergestellten Waaren.

Die langen Flinten, mit denen alle Männer bewaffnet sind, werden ausschliesslich im Inlande: in Tetuan, Fâs, Tarudant (Wad Sus) und andern Orten geschäftet und verziert. Im Südosten des Atlas, auf der alten Handelsstrasse nach Timbuktu und dem Sudan, welche über Sus, Tafilalet und Tuat führte, finden sich noch interessante Spuren alter Metallindustrie. Im Wad Sus werden auch jetzt noch neben einer ausgedehnten Falschmünzerei marokkanischen Kupfergeldes Flintenläufe von inländischem Eisen angefertigt; im nördlichen Marokko freilich beginnt man diese Waare aus Europa zu beziehen, wo sie mit Maschinenarbeit wohlfeiler hergestellt wird. Sehr interessant sind noch immer die Metallarbeiten des Wad Sus: die hübschen krummen Dolche, deren Scheide mit einem reizende Arabesken aufweisenden Silberbeschlag versehen ist; die reichverzierten Flintenschäfte, sonderbar geformte Pulverhörner u. s. w.

Ueberhaupt sind die Erzeugnisse des maurischen Gewerbfleisses durch den Einfuhrzoll von 10 Proc. nicht ausreichend gegen die europäische Concurrenz geschützt. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Marokko demselben Schicksal verfallen wird wie andere aussereuropäische Staaten, deren Industrie vordem hoch entwickelt war, jetzt aber in demselben Masse verschwindet, als der Verkehr mit Europa zunimmt und moderne Verkehrsmittel das Innere jener Länder zugänglich machen. Schon jetzt werden in Paris und anderwärts Massen von Producten des maurischen

Kunstgewerbes fabrizirt und in Marokko, besonders in Tanger als echte Waare verkauft. Die Industrieartikel werden ausschliesslich in den grössern Städten erzeugt, deren fast jede eine besondere Specialität vertritt. So sind in Rabat vorherrschend Webereien von Teppichen und, besonders auch früher, Färbereien; die marokkanischen, resp. rabater Teppiche zeichnen sich durch eine sehr reiche, glühende Farbenzusammenstellung aus; die Unsymmetrie in der Anordnung der Figuren und Zeichnungen ist etwas recht Charakteristisches für diese Artikel. Die Preise für die in grossen Mengen erzeugten Teppiche sind relativ sehr billig. Tetuan erzeugt besonders Gewehre, allerhand buntphantastisch aufgeputzte Lederwaaren und schöne Seidenstickereien; man findet in den dortigen Bazaren öfters alte Seidenstoffe, die mit einer wunderbaren Arbeit von Gold- und Silberstickerei bedeckt sind; die Preise dafür sind natürlich entsprechend theuer. Fâs hat neben der Lederarbeit einen besondern Ruf wegen der Töpferei: es herrschen bei den marokkanischen Steinzeuggefässen blaue Farben vor; rohgebrannte Wasserkrüge haben eine ungemein elegante und zierliche Form. Ausserdem werden hier die grossen runden Messingscheiben hergestellt, mit eingravirten Arabesken, Sprüchen u. s. w., die als Theebreter dienen. Die rothen Kappen der Mohammedaner, die Tarbusch, bei uns gewöhnlich Fês genannt, kommen aus Tunis; die grösste Mehrzahl aber wird, wie in der Türkei und Kleinasien, von den Fabriken in Oesterreich geliefert. Marrakesch producirt viel Lederarbeiten und Waffen, besonders Messer und Dolche.

Die Baukunst hat in Marokko einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, und werden heute noch stellenweise die Gebäude in der prächtigen Weise ausgeführt, wie wir sie an den alten maurischen Bauwerken Spaniens bewundern. Die allgemeine Verarmung bringt es mit sich,

dass nur in vereinzelten Fällen grosse Summen auf die innere Ausschmückung verwendet werden können, aber die Technik ist nicht verloren gegangen. Wie überall im Orient wird auf das äussere Ansehen des Hauses wenig Gewicht gelegt, dafür werden die innern Gemächer mit grosser Liebe behandelt und geschmückt. Unangenehm breit machen sich in den weiten hohen Zimmern mit ihren Fliesenbedeckungen, mit den sammtenen, mit Goldstickerei versehenen Wandstreifen und den schönen Teppichen einige europäische Artikel, besonders grosse eiserne Bettstellen und Pendeluhren in langen, hässlichen Kästen von Holz. Fast in allen Städten sind Wasserleitungen, welche in jedes Haus geführt werden, sodass dasselbe im Innern sehr rein gehalten wird. Dagegen werden die Strassen in den Städten vernachlässigt und der Mangel einer Strassenpolizei ist sehr fühlbar. Da bei den Häusern fast nur Ziegel und Steine, aber sehr wenig Holz benutzt wird, so sind Feuersbrünste in marokkanischen Städten eine ganz ausserordentliche Seltenheit; man weiss überhaupt gar nicht was eine Feuerwehr ist.

Im allgemeinen aber leben doch die Marokkaner von der Vergangenheit; Neubauten in den Städten sind etwas Seltenes, und die im Ueberfluss vorhandenen Häuser genügen der jetzigen Bevölkerung. Auch öffentliche Gebäude, Moscheen, werden jetzt nicht mehr errichtet, und die vorhandenen sind bereits Jahrhunderte alt und stammen aus einer Periode, wo das Volk noch reich und mächtig war. Die Moscheen in Marokko haben bekanntlich nicht die schlanken, runden Minarets wie im Orient, sondern viereckige, aus mehrern Etagen bestehende Thürme, deren Aussenseite mit bunten Ziegeln bedeckt ist und die auf der Spitze mehrere vergoldete Kugeln tragen.

Die Handelsverhältnisse sind infolge der verkehrten Politik des Sultans und seiner Rathgeber nicht so günstig,

als sie für ein Land, wie es Marokko ist, sein könnten. Der Import ist trotzdem recht bedeutend und die europäischen Kaufleute in Tanger, el-Araisch, Rabat, Casablanca, Mogador und andern Küstenplätzen versorgen die Marokkaner mit allen nöthigen Bedürfnissen, die sich dieselben im eigenen Lande entweder gar nicht oder nur viel theuerer und von weniger vollkommener Qualität erzeugen können. Tuche, besonders blaue und rothe, allerhand Baumwollstoffe, dann alle möglichen Kurzwaaren, ferner chinesischer Thee, Kaffee, Kerzen, Zucker u. s. w. werden in ganz bedeutenden Mengen importirt und gehen von den Küstenplätzen aus ins Innere zu den jüdischen und maurischen Kaufleuten. Der Mangel an Strassen, Eisenbahnen oder Flussschiffahrt vertheuert den Transport der Waaren natürlich bedeutend; alles muss auf Kamelen, Maulthieren und Eseln transportirt werden, und diese schwerfälligen Karavanen bewegen sich ausserordentlich langsam vorwärts. Uebrigens kann der Gewinn der kleinern Kaufleute im Innern nur ein sehr geringer sein, denn die europäischen Artikel werden zum Theil unter Berücksichtigung der Transportkosten zu auffallend billigen Preisen verkauft. Der Import nimmt übrigens mit jedem Jahre zu, und schon gibt es Mauren, welche direct mit den Fabriken in England und Frankreich verkehren und auch diese Länder bereist haben; im allgemeinen aber sind es doch mehr die hispanischen Juden, welche den Engroshandel in ihren Händen haben. Die europäischen Fabrikanten und Grosshändler können mit Marokko mit grösserer Sicherheit und Beruhigung Geschäfte eingehen als mit den Bewohnern des eigentlichen Orients, da es hier in Maghreb nicht jene Levantiner, Malteser, Griechen und Armenier gibt, die in der Türkei, Kleinasien und Aegypten den Handel in ihren Händen haben und von denen bekanntlich viele sich keines besondern Rufes erfreuen.

Der Export ist in Marokko im Verhältniss zu der

Menge der Producte, welche hier vorkommen, sehr unbedeutend zu nennen, da die Regierung die wichtigsten und werthvollsten Artikel mit dem Ausfuhrverbot belegt hat. Getreide, vor allem Weizen, der in grossen Quantitäten angebaut wird und in noch grösserer Menge erzeugt werden könnte, darf nicht ausserhalb des Landes geführt werden. Was für Motive dafür in den Regierungskreisen massgebend sind, ist schwer zu erkennen; wenn man meint, damit etwaigem Mangel an dieser wichtigsten aller Körnerfrüchte entgegentreten zu können, so zeigt die Wirklichkeit, dass nach jedem etwas trockenen Jahre irgendwo im Lande eine Hungersnoth ausbricht. Dieser sucht man dann, meistens freilich zu spät, in echt patriarchalischer Weise damit entgegenzutreten, dass der Sultan seine Getreidespeicher öffnen und die Vorräthe gegen mässige Preise, eventuell auch umsonst vertheilen lässt. Man übersieht vollständig, dass, wenn Weizen ausgeführt werden würde, nicht nur eine Menge Geld unter die Landbevölkerung käme, sondern diese auch angespornt würde, grössere Flächen zu bebauen, wobei man sehr bald das Bedürfniss nach einer rationellern Ackerwirthschaft und nach Einführung besserer Hülfsmittel zur Feldarbeit an Stelle der jetzt üblichen primitiven Methode haben würde. Eine Hebung des Wohlstandes der Landbevölkerung käme aber auch der Regierung direct zum Nutzen durch eine Erhöhung der Steuerkraft, aber man hält in unbegreiflicher Verblendung fest an den uralten Satzungen und dem Princip des möglichst geringen Verkehrs mit der Aussenwelt. Es mögen vor Jahrhunderten einmal diese Ausfuhrverbote für Getreide u. s. w. eine gewisse Berechtigung gehabt haben, heute haben sie dieselbe gewiss nicht mehr, sind im Gegentheil eins der stärksten Hindernisse für die Entwickelung des Landes.

Von Ackerbau- und Gartenproducten dürfen nur Hülsen-

früchte, Erbsen und Bohnen sowie Orangen und Gemüse das Land verlassen.

Pferde, Maulthiere, Esel, Schafe und Ziegen auszuführen ist gleichfalls verboten, für Rinder haben die Vertreter der europäischen Staaten seit einigen Jahren die Erlaubniss zur Ausfuhr erwirkt, aber unter gewissen Beschränkungen. Es erhält nämlich nie der europäische oder eingeborene Händler die Erlaubniss, sondern nur der Consul eines Staates. Dieser, der sich, wenn er Berufsconsul ist, nicht selbst mit Handel beschäftigen darf, überträgt nun diese Erlaubniss auf diejenigen seiner Landsleute, welche sich darum bewerben; dass hierbei Misbräuche mancher Art entstehen können, ist einleuchtend. Die Erlaubniss zum Export wird gewöhnlich nur auf einige Jahre gegeben und ist auch insofern beschränkt, als eine bestimmte Zahl, etwa 6000 Thiere per Jahr, nicht überschritten werden darf.

Die Garnisonverwaltung in Gibraltar hat übrigens mit der marokkanischen Regierung einen Vertrag abgeschlossen, wonach täglich eine bestimmte Anzahl in Tanger geschlachteter Ochsen von da aus nach Gibraltar zur Verproviantirung der Festung transportirt werden; diese letztere ist übrigens vollständig auf Zufuhr von aussen angewiesen. Auch frische Gemüse, Eier, Butter, Hühner u. s. w. werden täglich von Tanger nach Gibraltar geführt.

Häute und Felle, Hörner und Knochen dürfen exportirt werden; bei letztern war bis vor kurzem, und ist vielleicht noch, die Beschränkung, dass diese Erlaubniss einem oder einigen Kaufleuten nur auf eine kurze Zeit, etwa ein oder zwei Jahre, gegeben wird.

Das Verbot der Ausfuhr von Pferden hat vermuthlich einen militärischen Grund; man fürchtet, und vielleicht nicht mit Unrecht, bald einen Mangel an diesen Thieren hervorzurufen, dagegen sollte man Schafe und Ziegen doch unbedenklich freigeben.

Die Wolle der Schafe darf das Land verlassen, und bildet dieselbe einen der wichtigsten Exportartikel.

Die Ausbeutung der im Lande stellenweise noch sehr häufigen Korkeichenwälder ist verboten, und dadurch entgeht dem Volke gleichfalls eine bedeutende Einnahmequelle. Eine plötzliche Freigebung würde allerdings den Uebelstand haben, dass man einen argen Raubbau einführen und die Wälder bald vernichten würde. Es müsste dieser Industriezweig organisirt und derart controlirt werden, dass nur Bäume von gewissem Alter und in gewissen Zeitintervallen abgeschält werden dürfen. Zu alledem ist aber die Regierung zu bequem und indifferent.

Warum man nicht erlaubt, dass das auf den unbebauten Strecken im Innern des Landes wachsende Palmitogras ausgeführt werde, durch dessen Einsammlung der ärmern und schwächern Bevölkerung des Landes ein leichter Verdienst zufliessen würde, ist vollkommen unverständlich; in Spanien und wo immer diese Faserpflanze vorkommt, wird sie zu Industriezwecken verwendet.

Eine gute Einnahmequelle für das Land würde es werden, wenn man die Erdnuss (Arachis) hier anbauen würde. Die grossen Ebenen des Innern eignen sich vortrefflich dazu, und ihre Cultur ist eine sehr einfache und leichte. In Spanien wird diese überaus nützliche Oelfrucht auch angebaut, meistens aber, ihres mandelähnlichen Geschmackes wegen, zu Confituren verwendet. Ferner empfiehlt sich zum Anbau in Marokko der Weinstock. Wo Feigen gut fortkommen, ist auch ein guter Boden für Wein, und Algerien liefert bekanntlich schon lange grössere Quantitäten von gutem Wein; auch hieraus könnte eine reiche Einnahmequelle für Marokko werden, schon durch den blossen Verkauf der Trauben. Ebenso wie in Algerien würde Tabackbau in Marokko rentiren, und so gäbe es noch eine Menge Producte, die Marokko erzeugen könnte, wodurch der verarm-

ten Bevölkerung bessere Existenzbedingungen geschaffen würden.

Die marokkanische Schiffahrt ist gänzlich zu Grunde gegangen. Eine marokkanische Handelsmarine existirt nicht, während die Ueberreste des letzten Kriegsschiffes bei Larache (el-Araïsch) vermodern. Selbst die Rîfpiraten scheinen seit dem Kriege mit Spanien 1859—60 ihr Gewerbe des Seeraubes im kleinen aufgegeben zu haben. Sie beschränken sich jetzt darauf, mit ihren kleinen, flachen Fahrzeugen das Bauholz ihrer Wälder längs der Küste nach Tanger und einigen Häfen am Atlantischen Ocean zu bringen. Ihre offenen Boote können die hohe See nicht halten, abgesehen davon, dass ihnen alle nautischen Kenntnisse fehlen. Wenn ja ein Schiff unter marokkanischer Flagge fährt, so ist es in der Regel von europäischen Kaufleuten ausgerüstet und mit europäischen Matrosen bemannt. Der Sultan besitzt, wie schon erwähnt, jetzt nur noch Leichterfahrzeuge in einigen Hafenplätzen, welche für seine Rechnung arbeiten.

Zur Zeit seiner Blüte gehörte Marokko bekanntlich mit zu den Piratenstaaten, die das Mittelmeer beherrschten und durch die Kühnheit ihrer Raubzüge und die Grausamkeit, mit der sie die gefangenen Sklaven behandelten, überall Furcht und Schrecken verbreiteten. Damals konnte man von einer marokkanischen Flotte sprechen, und die europäischen Staaten bis nach Skandinavien hinauf mussten sich bequemen, dem Sultan einen jährlichen Tribut zu entrichten, damit ihre Schiffe ungefährdet das Mittelmeer befahren durften. Diesen Tribut haben einzelne europäische Staaten in Form von Geschenken noch bis tief in unser Jahrhundert hinein dem Sultan gezahlt. Diese Zeiten sind für immer vorbei. Das einzige Fahrzeug mit grellrother marokkanischer Flagge, welches sich jetzt noch zeigt, ist das Sanitätsboot im Hafen von Tanger.

Der Verkehr der einzelnen Küstenplätze in Marokko

untereinander sowie mit dem benachbarten Algerien und den nahe gelegenen Ländern Spanien und England wird ausschliesslich durch europäische Dampfschiffahrtsgesellschaften vermittelt, von denen jetzt bereits eine grosse Anzahl Marokko berühren.

Marokko besitzt zwar eigenes Geld, aber die grösste Verbreitung haben die spanischen Münzen. Der spanische Duro und die Peseta, auch in 2- und $2^1/_2$-Pesetastücken, werden überall angenommen und haben eine grosse Verbreitung. Daneben gelten die französischen 5-Francsstücke gleichfalls. Der Unterschied zwischen einem spanischen Duro und einem „Napoléon" beträgt 1 Real vellon. Französische 20-Francsstücke circuliren gleichfalls. Der Maria-Theresienthaler ist in Marokko und auch weiterhin in der westlichen Sahara nicht verbreitet, während spanisches Silbergeld bis Timbuktu geht.



Einheimische Silbermünzen existiren, wenn sie auch nicht sehr im Verkehr verbreitet sind. Sie haben eine rechteckige Form und repräsentiren ungefähr den Werth eines 10-Sousstückes.

Im Kleinverkehr spielt nun marokkanisches Kupfergeld — Flûs — eine grosse Rolle und ist in ungeheuern Massen verbreitet. Es sind gegossene Kupfermünzen von schlechter Arbeit, auf der einen Seite haben sie den Ort der Prägung und die Jahreszahl, auf der andern befindet sich ein Monogramm, das sogenannte „Siegel Salomonis", welches häufig als Verzierung dient (das Chalsem Sidna Sliman). Die Marokkaner benutzen bekanntlich die bei uns üblichen Ziffern, die sie von den Portugiesen übernommen haben; wir nennen diese Ziffern „arabische", die Araber im Orient aber kennen diese gewöhnlich gar nicht und bedienen sich anderer, welche sie indische nennen.

Das marokkanische „Flûs" kommt in Stücken von 1, 2, und 4 „Fils" vor; die letztern sind die häufigsten. Man

kann dieses Flûs etwa in folgender Weise mit europäischem Gelde vergleichen: 6 Flûs = 1 Blanquillo; 4 Blanquillos = 1 Onza; 11 Onzas sind gleich einem spanischen Real vellon. und 44 Onzas entsprechen einer spanischen Peseta, also ungefähr einem Franc. Ein spanischer Duro hat demnach 220 Onzas oder 5280 Flûs.

Vor langer Zeit hat Marokko auch Goldmünzen geprägt. dazu aber so feines Gold genommen, dass dieselben im Laufe der Zeit aufgekauft und ausser Landes gebracht worden sind. sodass man im öffentlichen Verkehr dieselben heute nicht mehr kennt und nur einzelne Stücke als Curiosität bei Juden hin und wieder findet. Papiergeld ist in Marokko völlig unbekannt.

Es ist keine Frage, dass sich die Handelsbeschränkungen in Marokko auf die Dauer nicht werden halten können. und Marokko wird immer mehr und mehr in die internationale Handelsbewegung hineingezogen werden, wie es bei andern mohammedanischen Staaten schon der Fall ist. Der Umstand, dass für den Import europäischer Waaren, besonders aber für den Export von Naturproducten, Marokko noch ein grosses Feld bietet und eine gewinnbringende Ausbeute verspricht, wird die Aufmerksamkeit der Handelskreise bald auf dieses letzte Bollwerk der culturfeindlichen Abgeschlossenheit mehr lenken müssen, als es bisjetzt geschieht, und Vertreter fast aller europäischen Nationen werden sich hier zusammenfinden. Dann wird aber auch die Frage näher herantreten, welches Land den prävalirenden Einfluss hier haben soll. Zur Zeit hat England, dank einer sehr geschickten Vertretung, den meisten Erfolg am Hofe des Sultans, und man sagt, dass es nichts gäbe, was der englische Ministerresident in Tanger nicht durchsetzen könne. England hat Marokko zur Dankbarkeit verpflichtet, als es ihm gleich nach dem spanischen Kriege eine grosse Summe vorschoss, um die Räumung des von den Spaniern besetzten

Tetuan, einer der industriereichsten Städte des Reiches, bewerkstelligen zu können, und die englische Politik soll deshalb in Fâs besonders beliebt sein, weil sie die Marokkaner in ihrem hartnäckigen Verharren an dem alten Absperrungssystem ermuntert. Die leitenden Motive der englischen Politik müssen vor allem darauf zurückgeführt werden, dass es diesem Lande nicht gleichgültig sein kann, den wichtigen Hafenplatz Tanger in den Händen einer europäischen Macht zu wissen.

Frankreich hat ein scharfes Auge auf Marokko, welches als nächster Nachbar zu Algier natürlich von grosser Bedeutung ist. Frankreich sucht sich ein grosses Colonialreich in Afrika zu schaffen: Tunis und Algerien, im Süden Senegambien, wo man sich immer mehr ausbreitet, es bleibt nur noch das dadurch eingeschlossene Marokko, um einen imposanten Colonialbesitz zu erlangen. Die Aussichten Frankreichs scheinen mir aber in dieser Beziehung nicht besonders günstige zu sein. Um dort einen dominirenden Einfluss zu erhalten, müsste ein Krieg geführt werden, der enorme Opfer an Geld und Menschen kosten würde; der Ausgang könnte natürlich, wenn Marokko keine Hülfe bekommt, nicht zweifelhaft sein, aber Frankreich würde sich für Decennien einen neuen Herd beständiger Unruhen schaffen. Ausserdem ist es fraglich, ob andere Länder, wie England und Spanien, ruhig zusehen würden, wenn die Franzosen in Fâs einziehen.

Was nun Spanien betrifft, so glaubt dieses Land am meisten Anspruch auf Marokko zu haben. Die grösste Nähe des mohammedanischen Reichs (Tanger und Tarifa sind nur einige wenige Meilen voneinander entfernt), der Umstand, dass Spanier schon längere Zeit sich dort festgesetzt hatten, dass unter den in Marokko lebenden Europäern Spanier am zahlreichsten vertreten sind, dass spanisches Geld im ganzen Lande circulirt und die spanische Sprache in allen Küstenplätzen ebenso häufig gesprochen wird wie

Arabisch, dass ferner spanische Missionare die einzigen christlichen Priester im ganzen Reiche sind, und dass Spanien schon seit langem zwei katholische Kirchen unterhält (in Tetuan und Tanger) — das alles sind für Spanien Gründe, um den Besitz des marokkanischen Reichs beanspruchen zu können.

Den drei genannten Staaten verdankt Marokko bis heute seine Unabhängigkeit, und da keiner derselben vermuthlich freiwillig auf sein angebliches Recht verzichten wird, so wird wol Marokko noch einige Zeit seine Sultane und seine schlechte Verwaltung behalten.

Der Werth auswärtiger Colonien für eine Grossmacht wird in der allerneuesten Zeit mehr als je hervorgehoben und alle Seemächte beeilen sich, noch möglichst schnell soviel als möglich zu annectiren, ehe es zu spät wird. Speciell die Theilung Afrikas geht sehr schnell vor sich, und noch ehe weite Ländermassen auch nur annähernd etwas durchforscht sind, wird schon über dieselben disponirt.

Deutschland und Oesterreich spielen bei diesem Theilungsprocess der Erde eine passive Rolle; letzteres ist überhaupt auf die näher liegenden Gebiete Südosteuropas angewiesen, um dort seinen Einfluss geltend zu machen, und Deutschland hat es bisher verschmäht, in überseeische Sachen sich zu mischen.

Die stark an Ueberproduction leidende Industrie braucht aber neue Absatzgebiete und ebenso ist für Deutschland die Nothwendigkeit einer jährlichen Auswanderung eines Theiles der Bevölkerung nachgewiesen. In neuerer Zeit werden nun in Deutschland die Rufe nach Colonialbesitz immer lauter, und im Eifer für die Sache kommen da wol manchmal merkwürdige Wünsche zu Tage. Man ist sich nicht immer klar, will man Handelscolonien oder will man Gegenden der Erde, in welche der Auswanderungsstrom zu lenken ist.

Auch auf Marokko ist von verschiedenen Seiten hingewiesen worden. Man hat behauptet, dass, wenn Deutschland im Mittelmeer einen grossen Einfluss haben wolle, müsse es zunächst Kohlenstationen errichten, und dazu eigne sich Marokko trefflich. Ich glaube nicht, dass eine vorsichtige Regierung sich der Gefahr aussetzen wird, auf diese Weise den Widerstand und die Eifersucht Englands und der Mittelmeermächte zu provociren. Man wird wol die am Mittelmeer gelegenen Länder Afrikas auch den Mittelmeerstaaten Europas überlassen müssen, wie es in der Natur der Sache liegt, und diesen wird die Aufgabe zufallen, abendländische Cultur zu verbreiten.

Marokko aber als ein Land für deutsche Einwanderer, also vorherrschend Ackerbauer, zu betrachten, geht doch wol nicht an. Wol liegen dort grosse Strecken Landes brach, aber die Bevölkerung ist zahlreich genug, um dieselben zu bebauen, sobald eine gerechte und vernünftige Regierung existirt, unter welcher der Privatbesitz garantirt ist und der fleissige Arbeiter auch nicht Gefahr läuft, dass ihm sein Verdienst weggenommen wird. Wenn das Verbot des Exports der verschiedenen Bodenproducte aufgehoben sein wird, wird sich auch ein regeres Leben unter der Bevölkerung entwickeln, denn es ist dann Aussicht, die gewonnene Ernte gut zu verwerthen.

Deutsche Ackerbauer dort in grösserer Menge einzuführen, wäre ein unseliges Unternehmen, das für beide Theile, Marokkaner wie Deutsche, von bösen Folgen sein würde. Zudem sind die klimatischen Verhältnisse doch derart, dass deutsche Landleute kaum dort arbeiten könnten; ein Ausbleiben des Regens in einem Winter macht eine Ernte im Sommer unmöglich, und die entsetzlichste Noth würde auch unter den Eingewanderten einreissen, wie wir es öfters bei den Marokkanern selbst gesehen haben.

Also die Colonialbestrebungen der Deutschen müssen sich

wol, was wenigstens Ackerbau betrifft, wo anders hinwenden als nach Marokko. Handel kann aber jeder Deutsche in Marokko treiben, ohne dass dieses Land von Deutschland abhängig zu sein braucht.

Im Handel aber herrscht das Princip, dass derjenige am meisten gewinnt, wer die besten Waaren zu billigsten Preisen in reeller Weise liefert; wenn es der deutschen Industrie gelingt, diese Bedingungen zu erfüllen, so wird sie in Marokko ein gutes Absatzgebiet haben, mag das Land nun selbständig oder von einer der europäischen Grossmächte in Besitz genommen worden sein. —

Was die allgemeine Volksbildung betrifft, so existiren in den Städten zahlreiche Schulen und die maurische Bevölkerung ist zum grössten Theile des Lesens und Schreibens kundig. Die Masse des Volkes auf dem Lande aber, also die nomadisirenden Araber sowie die Berber, entbehrt jeden Unterrichtes.

Ausser den theologischen Schulen in Tetuan, Marrakesch und namentlich in Fâs, welche den Moscheen attachirt sind und aus Stiftungen erhalten werden, gibt es im Lande keine höhern Schulen. In den Städten unterhalten die Quartiere, haumât, zuweilen Elementarschulen, in denen jedoch nur Lesen und Schreiben gelehrt und der Quran auswendig gelernt wird.

Die hispanischen Juden haben insofern einen etwas höhern Bildungsgrad, als sie zahlreiche Schulen haben, und fast jeder kann lesen und schreiben. Die reichern Gemeinden z. B. in Tetuan und Tanger haben sogar auf europäischen Gymnasien und Universitäten gebildete Lehrer, die gewöhnlich durch Vermittelung der Alliance israélite nach Marokko gelangen. Diese Vereinigung hat überhaupt viel für die hispanischen Juden in Marokko gethan und wesentlich zur Verbesserung ihrer Lage beigetragen. Wenn dieselbe auch nicht vermocht hat. den Juden all die kleinen

Demüthigungen zu ersparen, denen sie beständig ausgesetzt sind (wie das Barfussgehen ausserhalb der Mellah, das Wohnen in einem abgeschlossenen Quartier überhaupt u. s. w.), so hat die Alliance israélite doch gesorgt, dass die Juden jetzt ihres Lebens und ihres erworbenen Eigenthums etwas sicherer sind als früher. Die Sicherheit ihres Lebens ist überhaupt eine vollständige, und die Vermögensconfiscirungen seitens eines Gouverneurs oder seitens des Sultans kommen doch seltener vor. In den Küstenstädten sowie in Qasr-el-Kebir sind sogar schon die Mellahs gefallen und Juden und Mohammedaner wohnen dort durcheinander.

Die Wissenschaften und gewisse Künste werden zwar an den grossen theologischen Schulen in Fâs und Marrakesch gepflegt, aber in durchaus einseitiger Weise und alles immer mit Berücksichtigung des Quran. Medicin, Chemie, Astronomie und Mathematik stehen noch auf demselben Standpunkte, welche diese Wissenschaften innehatten, als die Araber in Spanien herrschten und sie die Träger der damaligen Cultur waren. Die medicinischen Lehren beschränken sich auf die Kenntniss einiger Arzneien aus der Pflanzenwelt, auf Schröpfen, Heilung von Knochenbrüchen, Zahnausreissen und andere äusserliche Operationen, wozu man die rohesten und primitivsten Instrumente benutzt. Anatomie wird und kann unter den gegebenen Verhältnissen nicht gelehrt werden und die physiologischen Vorgänge im menschlichen Körper sind den Marokkanern unbekannt. Der Aberglaube ist weit verbreitet und die Mehrzahl begnügt sich bei Krankheiten noch immer mit Amuletten, Quransprüchen und andern Sympathiemitteln. Im allgemeinen herrschen ja in Marokko wenige Krankheiten, und die vom Abendlande eingeführten ansteckenden Seuchen, Syphilis, Pocken u. s. w., sind dann allerdings meist unheilbar.

Eine grosse Rolle bei den Mohammedanern spielen die Geheimmittel zur Erhöhung, Erhaltung oder Wiedergewin-

nung der Manneskraft. Bei meiner Reise durch diese Länder wurde ich vielfach consultirt und sollte überall helfen; besonders häufig wurde ich aber in dieser Richtung befragt und verlor offenbar meine ärztliche Kenntniss viel an Nimbus, wenn ich erklärte, gegen das Alter und seine Folgen nichts zu haben.

In medicinischer Richtung steht es übrigens bei den hispanischen Juden ebenso schlimm und der Aberglaube grassirt dort genau so wie bei den Arabern; nur in einigen Küstenstädten, wo Europäer sich aufhalten, ist es hierin etwas besser.

Die Lehren der Hygieine werden in Marokko in der ärgsten Weise vernachlässigt. Für die Reinigung der Städte wird in keiner Weise gesorgt, und wenn man die Städte des Innern betritt, so wird man oft genug auf den freien Plätzen verwesende Cadaver von Thieren finden. Es ist eigentlich ein Widerspruch, dass der Maure, der einen so feinen Sinn für die Ausschmückung seiner Wohnräume, für die Eleganz der Kleidung und überhaupt für ein ruhiges, vornehmes und würdevolles Benehmen hat, nicht schon aus rein ästhetischen Gründen für eine Reinhaltung der Städte sorgt.

Die Wasserleitungen, welche in den meisten Städten vorhanden sind, dienen auch nicht zur Reinhaltung, ihre Anlage und Benutzung ist im Gegentheil der Art, dass sie nur das Trinkwasser verschlechtern und ungesund machen. Oeffentliche Bäder gibt es meines Wissens nur in Fâs und in Marrakesch.

Bei Marrakesch befindet sich ausserhalb der Stadt ein kleines Quartier, wohin die Aussätzigen geschickt werden; dass diese Plage besonders häufig in Marokko wäre, ist mir nicht aufgefallen. Gegen Augenkrankheiten, die nicht so selten sind, hat man keine Mittel, und diese verschlimmern sich infolge dessen derart, dass häufig eine Erblindung eintritt.

Fälle von Wahnsinn kommen vor. Ist es ein harmloser stiller Wahnsinn, so lässt man die davon Befallenen frei herumlaufen; Tobsüchtige werden wie die Gefangenen ins Gefängniss gegeben, auch wol angekettet und gehen infolge dessen bald zu Grunde.

Im ganzen Reiche gibt es nicht ein vom Staat oder einer Stadt unterhaltenes öffentliches Hospital; nur in Tanger erhält die europäische Colonie ein solches; dasselbe ist mit der spanischen Missionskirche verbunden und dient natürlich nur für die dort erkrankenden Europäer.

Die Chemie, welche an den höhern Schulen in Marokko gelehrt wird, ist nichts als eine wüste Alchemie, wie sie bei uns im Mittelalter florirte, und Hauptzweck derselben ist noch immer, Gold darzustellen oder andere Metalle in Gold zu verwandeln. Schlangen, Skorpione und anderes Gewürm spielen dabei noch eine Rolle.

Die Astronomie steht gleichfalls noch auf dem Standpunkte des Mittelalters und beschränkt sich auf die Kenntniss der Gestirne, während die Mathematik nur lehrt, geometrische Figuren zu messen und Sonnenhöhen zu bestimmen und auszurechnen.

Architektonik wird auch gelehrt und haben darin bekanntlich die Araber Grosses geleistet. Sie bauen heute noch nach denselben Regeln und in demselben Stil wie vor Jahrhunderten.

Die Philosophie und Dichtkunst hängt innig mit der Religion zusammen und basirt auf dem Quran. Wortspiele, schön gemalt, allerhand Figuren aus Schriftzeichen zusammengestellt, die, wenn man den Inhalt herausgefunden hat, einen Quranvers oder eine mystische Sentenz geben, bilden die Hauptthemata der Dichter. Epische oder lyrische Dichtungen ebenso wie Dramen verfassen die heutigen Gelehrten und Dichter Marokkos nicht; Theater gibt es überhaupt nicht und das Volk amusirt sich an den Erzäh-

lungen herumwandernder Gaukler, die ihren Stoff, soviel ich erfuhr, aus dem Morgenlande, aus Tausendundeine Nacht u. s. w. nehmen.

Jurisprudenz wird gelehrt und beruht das marokkanische Recht einzig und allein auf den dem Quran beigefügten Gesetzen. Geschichtschreiber hat das moderne Marokko nicht und die beschreibenden Naturwissenschaften sind unbekannt oder beschränken sich auf die Kenntniss einiger medicinischer Pflanzen.

Musik und Gesang wird zwar viel getrieben und immer gern gehört, aber Noten kennt man nicht. Malerei und Bildhauerkunst sind völlig unbekannt, die Darstellung menschlicher Gestalten überhaupt ist im Quran verboten und die Malerkunst beschränkt sich auf eine vielfach verzierte, verschlungene und mit bunten Farben versehene Wiedergabe von Schriftzeichen.

Die Bewohner Marokkos befinden sich demnach in einem Zustande von Halbcultur, der ungefähr dem entspricht, welchen unser Mittelalter aufzuweisen hatte. Aber damals wurden an den Höfen der Chalifen die Wissenschaften und Künste gepflegt, es gab Geschichtschreiber und Geographen, Dichter und Philosophen, die Werke hinterliessen, welche damals die allgemeine Bewunderung erregen mussten. Von den Resten dieser Cultur zehren noch die heutigen Mauren. Sie haben diesen Culturstand nicht zu erhalten gewusst, viel weniger Fortschritte in demselben gemacht, und so müssen sie mit ihren despotischen Staatseinrichtungen und ihrem religiösen, alles Fremde abwehrenden Fanatismus als Barbaren bezeichnet werden. Wie heute die Verhältnisse liegen, ist Islam identisch mit Stillstand und Barbarei, während die christlichen Mächte Cultur und Fortschritt repräsentiren.


UEBERSICHTSKARTE
DER
REISE VON DR. O. LENZ
NACH
TIMBUKTU 1879–1880.
Maßstab 1:10.000000.
Kilometer
Höhen in Metern
Gibraltar
Tanger
Melilla
Nemours
ALGERIEN
Sela
Rabat
Mikinâsa
Fâs
Azamor
Atlas
Mogador
Marrakesch
(Marokko)
MAROKKO
Oase Tafilalet
Dj. Schuschaun
C. Ghir
S. Cruz od. Agadir
Wad Sus
Akka
W. Draa
El Harib
C. Nun
C. Juby
CANARISCHE IN.
Lanzarote
Palma
Tenerifa
Gomera
Ferro
Fuerteventura
Gran Canaria
Tenduf
Hamada
Plateau Duachel
Tekna
C. Bojador
El rab Semseru
Igidi
Areg
El Eglab
Wad Sus
Region Aalef
Areg el Aschmer
Taudeni
TIRIS EL CHAURA
El Sahel
SAHARA
Sahel
ADRAR
Wadan
El Dschuf
Hamada Tuman
Ebene Meraia
Araberkabyle Berabisch
Araudn
C. Blanco
TAGANET
Mimosenwald
Kabyle IGILA
Timbuktu
Walata
EL HODH
Niger
Kabyle DILEB
ULAD EL ALUSCH
Ndar St. Louis Fr.
Senegal
Podor
Matam Fr.
Bakel Fr.
Medina
Kuniakari
FUTA
FULAN
Moro
Bachunit
Kamedige
Gumbu
Sokolo
MOASSINA
Gebiet der Bambaraneger
C. Verde
Dakar Fr.
SENEGAMBIEN
SUDAN
Bathurst Br.
Gambia
Westl. Länge 10 von Greenwich
F. A. Brockhaus' geogr.-artist. Anstalt, Leipzig



SCHLAGINTWEIT, ED. Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Mit Benutzung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt. Mit einer lithographirten Terrainkarte. 8. Geh. 10 M. 50 Pf.

SCHWEINFURTH, G. Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im Centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871. Neue umgearbeitete Originalausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten. 2 Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

—— Artes Africanae. Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleisses central-afrikanischer Völker. Mit 21 lithogr. Tafeln. Fol. Cart. 24 M.

SIBREE, J. Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Titelbilde und 2 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

SOYAUX, H. Aus West-Afrika. 1873—76. Erlebnisse und Beobachtungen. 2 Theile. Mit 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

SPEKE, J. H. Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch. Aus dem Englischen übersetzt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 2 Karten, 2 Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten. 2 Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 20 M. 40 Pf.

STANLEY, H. M. Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen in Holzschnitt und Karte. 2 Bände. 8. Geh. 20 M. Geb. in 1 Bande 22 M. 50 Pf.

—— Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des Aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von C. Böttger. 2. Auflage. 2 Bände. Mit Karten und Abbildungen. 8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

—— Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Mit Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

WEBER, E. VON. Vier Jahre in Afrika. 1871—75. Mit Abbildungen in Holzschnitt, einem Plane und einer Karte. 2 Theile. 8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

TIMBUKTU.

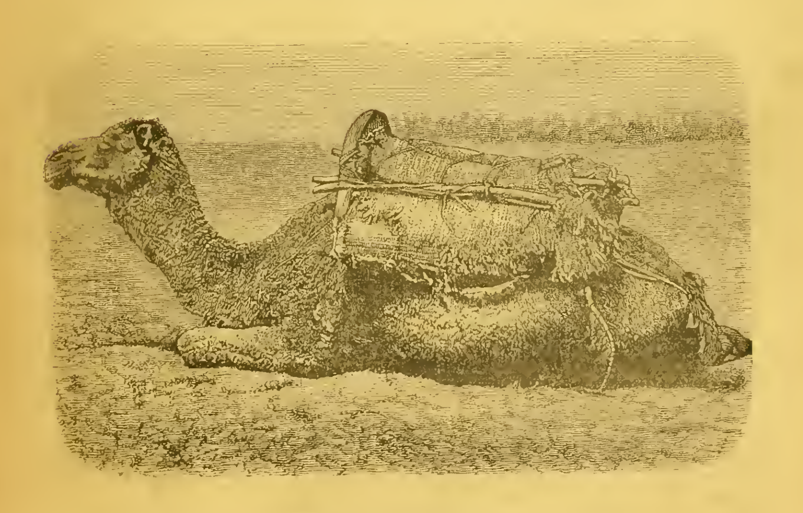
REISE

DURCH

MAROKKO, DIE SAHARA UND DEN SUDAN

VON

DR. OSKAR LENZ.



ERSTER BAND.

MIT 29 ABBILDUNGEN UND 1 KARTE.

LEIPZIG:

F. A. BROCKHAUS.

1884.



